Otto Rahn



Kreuzzug gegen den Gral

Die Geschichte der Albigenser.
Mit einem Vorwort von H.-J. Lange.

Arun

Eine große Melancholie liegt über der Geschichte
von Provence und Languedoc.

Dort war ein Volk herangewachsen, das nicht in mittelalterlicher
Weltflucht versank, sondern heiter und unbeschwert der Musik,
der Dichtung, der Baukunst und der Minne huldigte.
Aber dieses Volk diente nicht dem Kreuz, sondern dem Gral.
Und so wurde es mit Kreuzzügen überzogen und
in einem Meer von Blut und Haß ertränkt.

Was, blieb, ist der Mythos von Montesegur und die spirituelle Botschaft
von Heiligen Gral. Es ist das Verdienst Otto Rahns,
uns an die Wurzeln dieser Botschaft zurückgeführt und
die Suche nach dem Gral wieder aufgenommen zu haben.

Rahn war erfüllt von leidenschaftlicher Hingabe an sein gewaltiges
Thema, und so gelang ihm ein tiefbewegendes, oft nachdenklich
stimmendes, zutiefst dichterisches und auch wahres Werk.

Groß ist die Zahl der Autoren, denen ich heute viel verdanke – und einige sind
Fachleute auf ganz anderen Gebieten. Männer wie Spengler …,
Otto Rahn. Der La Croisade contre le Graal schrieb
und so weiter.

– Henry Miller, an 23.11.1962 in der Zeit –

Otto Rahn

Kreuzzug gegen den Gral

Die Geschichte der Albigenser

Arun

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Rahn, Otto:
Kreuzzug gegen den Gral: die Geschichte
der Albigenser / Otto Rahn. Mit einem Vorw.
von HJ. Lange. – Engerda : Arun, 2000
ISBN 3-927940-71-2



Arun-Verlag, Ortsstr. 28, D-07407 Engerda,
Tel: +49(0)36743/233-0, Fax: –17,
email: info@arun-verlag.de, Internet: www.arun-verlag.de
Text- und Umschlaggestaltung: Arun-Verlag
Gesamtherstellung: WB-Druck Rieden

ISBN 3-927940-71-2

Inhalt

Statt eines Vorwortes: Hinweise

Es gibt Bücher, die über ihren Inhalt hinaus seltsame Geschichten erzählen können: Geschichten um ihre Schöpfer und die Zeit ihrer Entstehung. Dies ist bei Otto Rahns „Kreuzzug gegen den Gral" der Fall, einem sehr bemerkenswerten Buch, das von der Lebensgeschichte seines Autors nicht mehr zu trennen ist. Otto Rahn bekam durch die 1933 erscheinende Erstausgabe Kontakt zu Heinrich Himmler, der ihn auf Grund dieser Arbeit in seinen persönlichen Stab berief. Eine Verbindung, die 1939 durch den Freitod des Autors endete. Obwohl eine umfassende Biografie Otto Rahns vorliegt,[1] sollte zu seinem tragischen Schicksal angemerkt werden, daß nach den Anthroposophen und Rosenkreuzern jetzt wieder neuere Autoren den Gralsforscher Rahn vor ihren Karren spannen, mal als SS-Karrierist, mal als „Jäger des verlorenen Schatzes". Daß solche zurechtgebogene Darstellungen weder der historischen Wahrheit noch dem Leben des Otto Rahn gerecht werden, kann jeder feststellen, der sich näher mit den Zusammenhängen beschäftigt. Für den aufmerksamen Leser dieses Buch vielleicht ein Anlaß, sich selbst auf die Suche zu machen. Eine keineswegs einfache Suche, so sind zum Beispiel aus wissenschaftlicher Sicht die Thesen Otto Rahns nicht mehr haltbar. Was aber für immer bleibt, ist Rahns poetische Begeisterung für einen großen Stoff und Worte, denen man regelrecht erliegen kann. Dieses Buch ist wie ein Geschenk, in dem der junge Otto Rahn ganz authentisch ist, – ein Enthusiast, der fest daran glaubte, den Gral in den französischen Pyrenäen finden zu können. Eine Wanderschaft zum Mythos der schwarzen Sonne.

Die folgende Zusammenfassung soll in die vielschichtige Thematik des Grals einführen: Wo sind die Wurzeln dieses Mythos zu suchen, wie wurde der Stoff rezipiert und welchen Weg nahm der Gral durch den Nationalsozialismus?

„Der Heilige Gral“ gehört unbestritten zu den Mythen der Menschheit. Ein Mythos, dem schon durch sein hohes Alter eine geheimnisvolle Kraft innewohnt. Eine Kraft, die immer neue Bezüge zum „Hier und Jetzt“ herstellt. In diesem Sinne kann man den Mythos definieren: „Er ist überzeitlich (unverfälschte Tradierung über Jahrhunderte und über Gesellschaftssysteme hinweg) und zugleich Reaktivierung in der Gegenwart. Der Mythos als das ‘Immergleiche’ ist zu vermitteln mit dem ‘Immerneuen’, die, je nach kulturellem Kontext, jeweilige Neuheit, in der der Mythos sich manifestiert.“[2]

Um das Jahr 1210 beendete Wolfram von Eschenbach sein Versepos „Parzival“ auf der Odenwälder Burg Wildenberg in der Nähe von Amorbach. 600 Jahre später wurde die deutsche Tradition um die Vermittlung des Grals nachhaltig von der Musik Richard Wagners geprägt, der diesen Stoff in seinem „Bühnenweihespiel Parsifal“ verarbeitete, nachdem er die Arbeiten zu einem buddhistischen Drama eingestellt hatte. Joachim-Ernst Berendt, Mitbegründer des Südwestfunks, weist daraufhin, daß diese Oper mehr Affinität zum indischen Bhagavadgita besitze als zur herkömmlichen europäischen Auffassung und daß die Interpretationsversuche zu diesem Werk immer unbefriedigend seien, solange es nur christlich aufgefaßt werde.[3] Otto Rahn stellt das musikalische Gralsmotiv Wagners seinem Buch „Kreuzzug gegen den Gral“ vorweg, interessanterweise wünscht er sich bei einer Neuauflage, daß dieses Notenzitat entfallen soll.[4]

Gerhard von dem Borne führt über die Wurzeln und Wirkungen des Grals in Europa aus: „Durch dieses Werk hat er [Wagner] aus menschheitshistorischen Zusammenhängen alles gesagt, was er sagen konnte […]. Hierdurch war die Schwelle des 20. Jahrhunderts für die Zukunft deutlich gemacht: Das christliche Europa trägt in sich selbst die spirituelle Erkenntniskraft, durch die dem Gral zugrundeliegende Weisheit den Weg in das herankommende Jahrhundert zu zeigen. Und dieser Weg führt nicht in die Vergangenheit zurück.“[5]

Dieses Vorwärtsschreiten, das zum Wesen des Mythos gehört, verkörpert sich auch in den sehr unterschiedlichen Wurzeln des Grals. So erschienen vor Wolfram von Eschenbach die ersten literarischen Zeugnisse des Grals, der Roman „Perceval“ von Chrétien de Troyes[6] und der sogenannte „Grand Saint Graal“ des Ritters Robert de Boron.[7] Ersteres kann nach verschiedenen Interpretationen für die heidnischen, das zweite für die bekannteren, christlichen Wurzeln der Gralslegende stehen.

Robert de Boron verarbeitet in seinem Fragment gebliebenen Werk die christliche Legende[8] um den reichen Kaufmann Josef von Arimathia, der ein heimlicher Jünger Jesu war. Mit einem Kelch fing er das Blut des Gekreuzigten auf, und in den Evangelien wird erwähnt, daß dieser Josef den Leichnam Jesu von Pilatus erbat, um ihn in seinem eigenen Grab zu bestatten. Nach der christlichen Auslegung ist dieser Kelch, der das Blut Christi auffing, der „Gral“.

Nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 floh Joseph von Arimathia aus Palästina[9], um im Norden eine neue christliche Gemeinde zu gründen. Nach Boron endete diese Flucht in Britannien. Josefsoll den Gral mit sich geführt haben. Die Legende berichtet weiter, daß er eine Tafel für zwölf Personen gegründet haben soll, als Gedenken an das letzte Abendmahl Christi. Der dreizehnte Platz an dieser Tafel blieb immer leer, er wurde „der Gefährliche“ genannt, denn jedem, der sich dorthin setzte, brachte der Platz den Tod, außer demjenigen, der den Gral erringen würde. Nach anderen Autoren gelangt Josef von Arimathia nur bis zum europäischen Festland und übergibt den Gral dem sogenannten „Fischerkönig“, der mit einer Schar von Getreuen auf Munsalvaesche, dem Berg des Heils, einen Tempel für den Gral errichtet. Dort wird ein Orden von Gralsrittern ins Leben gerufen, um dem Gral zu hüten und ihm zu dienen. Die Ritter sitzen an einer Tafel und essen die Speisen, die ihnen der Gral, als „Tischlein deck dich“ spendet. Als der Fischerkönig Amfortas an Schenkel und Geschlechtsteilen von einem Speer verwundet wird verödet das „Königreich“ des Grals. Aus psychologischer Sicht ist dieser kranke, impotente König ein Got-

tesbild, das der Erneuerung bedarf.[10]

Jene Lanze, die Amfortas die Wunde schlug, wird mit der Lanze des römischen Legionärs Longinus gleichgesetzt, die Christus am Kreuz durchbohrte. Neben dieser Lanze gehören nach Chrétien ein magisches Schwert und eine Platte[11] zur Gegenwart des Grals.

Der „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach enthält zwar viele Gleichheiten Und Ähnlichkeiten dieses Sagenstoffes, aber die Bedeutung des Autors wird meist höher eingeschätzt, weil sein Parzival zahlreiche neue Elemente enthält und Wolfram deutlich auf die fehlerhafte Überlieferung des Chrétien de Troyes hinweist: „Ob von Troys der meister Christjân disem maere hât unrecht getân, daz mac wol zürnen Kyôt, der uns diu rehten maere enbôt.“[12] Diesem Wolfram von Eschenbach folgte Otto Rahn, so wie Heinrich Schliemann dem Griechen Homer nach Troja folgte.

Zu den unterschiedlichen Eigenschaften des Grals, die bei Chrétien des Troyes und Robert de Boron, nicht aber von Wolfram von Eschenbach genannt werden, gehören: das Leuchten, seine beseligende Wirkung und die Vorteile, die er den Erwählten gewährt, wozu auch ihre völlige Unverletzbarkeit gehört.

„Schwerwiegender sind aber die Angaben Wolframs über den Gral, die bei Christian oder Robert keinerlei Entsprechung finden, nämlich: 1.) der Gral als Stein, genannt ‘lapsit exillis’; 2.) die Verbrennung des Phönix; 3.) neutrale Engel als Gralshüter; 4.) die Inschrift auf dem Stein; 5.) die Bezeichnung der Gralsritter als ‘templeise'; 6.) der wiederholte Hinweis, daß der Gral nur unbewußt gefunden werden kann; 7.) die Kenntnis des Grals aus den Sternen.“[13]

Schon durch diese Aufzählung ist zu erahnen, daß es bei Wolfram von Eschenbach andere spirituelle, astrologische und alchemistische Anspielungen gibt. Diesen Kontext spiegelt auch die nähere Bezeichnung des Grals als „lapsit exillis“ wieder. Die anscheinend verstümmelte Bezeichnung[14] wurde von Wissenschaftlern und verschiedenen Autoren sehr unterschiedlich gedeutet: „lapis erilis“ – „Stein des Herrn“ bei San Marte[15], „lapis betillis oder betillus“ bei Hagen[16], „lapis ex coelis oder de coelis“ – „Himmelsstein“ bei

Martin[17] und „llapis exilii“ – ‘Stein des Herausgehens’ bei Stein.[18] Unter dem Gesichtspunkt der alchemistischen Deutung ist weiter die Interpretation „lapis elixier“ von Burdach[19] und Palgen[20] zu nennen. Arnaldus de Villanova (gest. 1313) nennt den Lapis ‘lapis exilis’, den ‘unansehnlichen Stein’ (Rosarium, 1. c, p. 210)“[21], was eine Eigenschaft des alchemistischen „Steins der Weisen“ beschreibt.[22]

Die Herkunft des Wortes „Gral“ bleibt allerdings dunkel, selbst die zwingende Ableitung von dem altfranzösischen Worts *graal – greal* ist umstritten. Im allgemeinen wird angenommen, daß die Wurzeln des Worts in dem lateinischen „gradalis“ zu suchen ist, einer Prunkschüssel, in der die Speisen stufenförmig (gradatim) aufgeschichtet liegen. In der provenzalischen Mundart wird heute noch mit „grazal“ eine Schüssel bezeichnet. Daß aus dieser Etymologie nicht auf den Ursprung der Gralssage geschlossen werden kann, wird von der Forschung weitgehend akzeptiert.

Das Entscheidende in Wolframs mittelhochdeutschen Parzival ist seine Darstellung des Grals als ein archaisches Symbol: Er beschreibt das Mysterium als „einen Stein aus Luzifers Krone“. Diese heidnische Interpretation, die mit Wolfram von Eschenbach zum ersten Mal in der Literatur erscheint, steht gegenüber der christlichen Auffassung in einem unauflöslichen Widerspruch, „[…]dem einen ist das Gralsepos ein heidnisches Symbol und Ziel und […] dem anderen ein christliches Mysterium und der Gral ein eucharistisches Gefäß […] solange es eine Wolfram von Eschenbach-Forschung gibt, stehen sich (diese) zwei Parteien in hartnäckiger Fehde gegenüber“.[23]

Interessanterweise hat die katholische Kirche selbst die christliche Form der Gralslegende niemals aufgegriffen oder offiziell anerkannt. Seit den ersten Erwähnungen schweigt die Geistlichkeit zum Symbol des Grals.

Die heidnischen Wurzeln des Grals manifestierten sich schon lange vor Wolfram von Eschenbach, dazu gehören:

1.) Die indischen Mythologien – Rigveda, Bhagavadgita, Atharvaveda und Mahâbhârata –, die Sonne und Mond als himmlische

Gefäße beschreiben.[24] Dies kann als ein Urbild des Grals gelten, wobei die Sonne Milch und Brei und der Mond einen Rauschtrank (Soma) spendet.[25] Das Reich des himmlischen Soma korrespondiert mit dem Gralsschloß, das für die Gralsritter nach der Erlösung des kranken Königs als „Elysium", als das Land „Eden" und das „Goldene Zeitalter" gilt.

2.) Keltische Mythologien, wie die vier Schätze Irlands und das walisische Mabinogion, sie nennen die gleichen heiligen Insignien, die Chrétien de Troyes als Begleiter des Grals beschreibt. So findet man in den vier Schätzen der Tuatha de Dannaan – des Geschlechts der großen irischen Muttergottheit Danu – das Schwert des Nuada, den Königsstein Lia Fail, den Kessel des Dagda und den Speer des Lugh.

Dieser keltische Zweig versinnbildlicht in seiner Bezugnahme auf den Gral den Gedanken an Wiedergeburt und Erneuerung sowie die Harmonie eines rechtmäßigen Königtums mit dem Göttlichen.

3.) Die iranischen Wurzeln. Als einer der ersten wies Ludwig Emil Iselin[26] auf diese Beziehungen hin. Später erklärte Fridrich von Suhtschek nach der Übersetzung des „Hymnus von der Perle", einer etwa 224 n. Chr. im Iran entstandene Sage um einen Königssohn, der eine verlorene Perle sucht, daß dies „die älteste erhaltene Fassung der Parzival-Legende"[27] sei.

Neben diesen Quellen gibt es zahlreiche Interpretationen und Betrachtungen, zu denen im deutschsprachigen Raum die in völkischen Kreisen vielbeachteten Arbeiten der ariosophischen[28] Autoren Guido von List[29] und Lanz von Liebenfels[30] gehörten. Beide beschäftigen sich mit dem „Blutsmysterium" des Grals, das sie als eine Quelle ihrer Rassenmystik auffassen.[31] Auch bei Wolfram von Eschenbach findet sich der Ansatzpunkt, daß die „Grals-Gemeinschaft" auf einer gemeinsamen Blutlinie basiere, wieder: „So vermittelt man vom Gral die Männer heimlich, Mädchen offen; sie sollen sich vermehren und durch den Dienst auch ihrer Kinder die Grals-Gemeinschaft größer machen."[32]

Die mittelalterliche Vorstellung des Sitzes von Seele und Lebensgeist im Blut läßt sich ebenfalls bei der schon angedeuteten Verbindung zu den Alchemisten nachweisen.[33]

Daß Lanz von Liebenfels zu den wichtigen gedanklichen Wegbereitern des nationalsozialistischen Rassegedankens zählt, wurde bereits aufgearbeitet.[34] Daß es eine direktere Berührungen zwischen Nationalsozialismus und Gralsmythos gibt, läßt sich an Hitlers Begeisterung für Wagners Werke belegen, die er in „Mein Kampf" direkt am Anfang festhält.[35] Der Parteijurist und Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, erwähnt folgende Äußerung Hitlers: „Aus dem 'Parsifal' baue ich mir meine Religion."[36] Andere Belege sind kritisch zu hinterfragen, so ist es an dieser Stelle notwendig, den ehemaligen Danziger Senatspräsidenten Hermann Rauschning mit seiner vielzitierten Veröffentlichung „Gespräche mit Hitler" anzuführen. In einem der „Gespräche" zwischen 1932 und 1934 soll Hitler gesagt haben: „'Das Problem ist: Wie kann man den Rassenverfall aufhalten? Muß das so sein, wie Graf Gobineau[37] das gesagt hat? Die politischen Konsequenzen haben wir gezogen, keine Gleichheit, keine Demokratie! Aber soll man nun die Massen des Volkes ihren Weg gehen lassen, oder soll man sie aufhalten? Soll man nur eine erlesene Schar von wirklich Wissenden bilden? Einen Orden, die Brüderschaft der Tempeleisen um den heiligen Gral des reinen Blutes?'

Hitler besann sich. 'Sie müssen übrigens den Parsival ganz anders verstehen, als er so gemeinhin interpretiert wird, wie etwa von dem Flachskopf Wolzogen.[38] Hinter der abgeschmackten, christlich aufgeputzten äußeren Fabel mit dem Karfreitagszauber erscheint etwas ganz anderes als der eigentliche Gegenstand dieses tiefsinnigen Dramas. Nicht die christlich-Schopenhauersche Mitleidsreligion wird verherrlicht, sondern das reine, adlige Blut, das in seiner Reinheit zu hüten und zu verherrlichen sich die Brüderschaft der Wissenden zusammengefunden hat. Da leidet der König an dem unheilbaren Siechtum, dem verdorbenen Blut. Da wird der unwissende, aber reine Mensch in die Versuchung gestellt, sich in dem Zaubergarten Klingsors der Lust und dem Rausch der verdorbenen

Zivilisation hinzugeben oder sich zu der Auslese von Rittern zu gesellen, die das Geheimnis des Lebens hüten, das reine Blut. Wie können wir uns reinigen und sühnen? Merken Sie, daß das Mitleid, durch das man wissend wird, nur dem innerlich Verdorbenen, dem Zwiespältigen gilt? Und daß dieses Mitleid nur eine Handlung kennt, den Kranken sterben zu lassen. Das ewige Leben, das der Gral verleiht, gilt nur den wirklich Reinen, Adligen!“

Obwohl der Text in diesem Fall keine Widersprüche in sich trägt, zeigen kritische Textanalysen, daß Rauschning mitunter auch zweifelhafte Zitate liefert.[39]

Plumpe Geschichtsverfälschung liegt allerdings dann vor, wenn zur nationalsozialistische Rezeption des Grals folgendes publiziert wurde: „Der deutschnationale Journalist, Thule-Esoteriker und Mitglied der Berliner ‘Vril-Gesellschaft’[40], Karl Harrer, äußerte sich dazu nach dem Krieg so: ‘Welcher Sieg in den Augen der ganzen Welt, wenn Adolf Hitler in den Besitz des Grals gekommen wäre, und welche Rache gleichzeitig über den uralten Feind! Er, der Führer, wäre dann als der Messias der eternellen Religion erschienen, als der theokratische Chef eines neuen Europa mit Deutschland als Drehpunkt und der weißen Rasse als prinzipiellem Nutznießer des absoluten Wissens in der unendlichen Zukunft.’„[41]

Daß Karl Harrer, der erste Vorsitzende des nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Vereins, bereits am 5. September 1926 verstarb,[42] stellt neben dieser Desinformation nur einen weiteren Beleg für die Präsenz des Gralmythos innerhalb des Nationalsozialismus dar.

Trotz der insgesamt unsicheren Quellenlage gibt es bei Heinrich Himmler greifbare Belege dafür, daß der „Reichsführer-SS“ den Gralsmythos in seiner SS-Ideologie nutzte. Hinweise lassen sich noch heute in der Wewelsburg bei Paderborn und in den verschiedenen Planungsstufen zum Ausbau der Anlage finden. Für eine geplante Reichsführerschule-SS hatte Himmler seit Januar 1933 in Westfalen einen passenden historischen Bau gesucht. Nach Karl Wolff, dem Chef von Himmlers persönlichem Stab, war es die schillernde Person des Karl Maria Wiligut, der seinen Dienstherrn

zuerst auf die Wewelsburg hinwies. Unter dem Pseudonym Weisthor[43] konnte der gemütskranke Runenmystiker zum SS-Brigadegeneral aufsteigen, bis seine Krankengeschichte ihn zu Fall brachte.

Was an der früheren Zufluchtsstätte der Paderborner Bischöfe auffällt, ist der ungewöhnliche dreieckige Grundriß der Wewelsburg, die durch den Hauptturm nach Norden ausgerichtet ist. Eine ähnliche Form läßt sich nur in einer einzigen Burg in Schottland wiederfinden.[44]

In den verschiedenen Planungsstufen, die 1940 ins Gigantische wuchsen, ist der Nordturm immer die Spitze einer lanzenförmigen Gesamtanlage. In den frühen Architekturmodellen ähnelt die Anlage noch der „Lanze des Longinus", mit dem der gleichnamige Legionär Christus am Kreuz durchbohrt hatte; eine Reliquie, die unter den Reichsinsignien des römischen Kaisers deutscher Nation in Wien erhalten geblieben ist. Daß diese Anspielungen auf den Gralsmythos von dem Architekten Hermann Bartels nach dem Krieg zurückgewiesen wurde, ist verständlich, denn seine Arbeit hatte überwiegend ausführenden Charakter.[45] Wo Bartels Eigenständiges ins Spiel brachte, wurde er bereits 1934 hinter den Kulissen von Darrés Schwester, der Frau des ehemaligen Burghauptmanns Knobelsdorff, angeschwärzt, gleichzeitig bestand sie auf dauernde „Fühlung" zu Oberst Weisthor.[46] In späteren Plänen wird der ursprüngliche Entwurf geändert und nimmt die Gestalt der breiten „Reichslanze" mit ausgeschnittenen Seitenteilen an. Diese „Reichslanze" soll in den Händen der germanischen Könige eine staatsrechtliche Bedeutung gehabt und ihrer Macht Ausdruck verliehen haben.[47]

Dazu gibt es einen bemerkenswerten Aspekt, denn immerhin wurde in Westfalen zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges 1648 der Westfälische Friede geschlossen, eine Übereinkunft, in dessen Folge das einstige Reich in souveräne Einzelstaaten zerfiel und das einen machtpolitischen *status quo* schuf, der bis zum Ende des alten Reiches 1806 bestand: Der Westfälische Frieden als schwärende Wunde, die es zu heilen galt. Der Legende nach hatte

die Lanze des Longinus auch eine blutstillende, heilende Wirkung. Wolfram beschreibt, daß die durch Gift glühendheiße Spitze der Lanze auf der Wunde des Fischerkönigs dessen ärgsten Schmerzen linderte, weil das Gift den Frost aus dem Körper trieb.[48] Dies könnte ein Beweggrund gewesen sein, warum das weltanschauliche Zentrum der SS die geplante Form einer Lanze hatte. Eine architektonische Lanze, die symbolisch die Wunde dort heilen sollte, wo man sie schlug.

Der Nordturm als Spitze der lanzenförmigen Anlage wird von den mitbeschäftigten Architekten Draack, Knickenberg und Waltert nach dem Krieg, ohne daß sie dazu eine nähere Erklärungen abgeben konnten, übereinstimmend als „Mittelpunkt der Welt" bezeichnet.[49]

Julius Evola, der 1974 verstorbene traditionalistische Kulturphilosoph, kann durch sein Buch „Das Mysterium des Grals" etwas zur Erhellung dieser seltsamen Aussage beitragen. Er schreibt dort:

„1) daß der Gral kein christliches, sondern ein hyperboräisches (seinem Wesen nach ein nordisches[50]) Mysterium sei,

2) daß es sich dabei um ein initiatisches Mysterium handle und,

3) daß der Gral symbolischer Ausdruck der Hoffnung und des Willens einer bestimmten Führungsschicht im Mittelalter gewesen sei, die das gesamte damalige Abendland in einem ‘heiligen’, d. h. auf transzendenten, spirituellen Grundlagen beruhenden ‘Reich’ neu organisieren und vereinigen wollte."[51]

Für Evola ist der Gral das Zentrum eines „Reiches"; zu ähnlichen Schlüssen kommt der bedeutende Esoteriker René Guenon: „Ferner heißt es, daß der Gral Adam im irdischen Paradies anvertraut wurde. Doch auch er verlor ihn bei seinem Fall, da er ihn bei seiner Vertreibung aus Eden nicht mitnehmen konnte […].

Tatsächlich ist der aus seinem ursprünglichen Zentrum vertriebene Mensch seither gefangen in einem zeitlichen Bereich. Er kann den einzigen Punkt, von dem aus alle Dinge unter dem Aspekt der Ewigkeit zu betrachten sind, nicht mehr finden. Mit anderen Worten, der Besitz des ‘Sinns der Ewigkeit’ ist mit dem Zustand ver-

bunden, den alle Traditionen […] den ursprünglichen nennen und dessen Wiederherstellung die erste Stufe der wirklichen Einweihung bedeutet, der Vorbedingung für die tatsächliche Beherrschung der 'übermenschlichen' Zustände."[52]

Diese Betrachtungen passen zum Selbstverständnis und Selbstbewußtsein der SS, die Himmler als einen „soldatischen Orden nordisch bestimmter Männer"[53] und als rassische Elite des „Reiches" ausgerichtet hatte.

Weitere Gralsaspekte lassen sich ebenfalls im Nordturm finden, auf dessen unterster Ebene die sogenannte „Krypta" liegt. Der einige Meter unter der Erde liegende Raum wird in seiner Atmosphäre durch die dramatische Lichtführung von vier Fensterschächten bestimmt. Im ausgeleuchteten Zentrum der halbdunklen „Höhle" findet sich eine noch nicht fertiggestellte Feuerstelle, um die sich kreisförmig an der Wand entlang zwölf Postamente in Sitzhöhe gruppieren. Die Assoziation zu der Tafelrunde des König Artus und seinen Gralsrittern drängt sich auf, und auch die Parallele zum Deutschritterorden der Marienburg mit seinem leitenden Konvent aus zwölf Rittern scheint beabsichtigt, genauso wie die Symbolik, die in der Zahl zwölf mitschwingt[54] und die sich in den zwölf Hauptämtern der SS wiederfindet.

Selbst in anderen Räumen folgt die damalige Gestaltung einem bestimmten Zahlenkanon, dessen grundlegendes Muster die Zahl vier oder ein Mehrfaches davon ist.[55] So folgt die Anzahl der Steinplatten im Fußboden der „Krypta" diesem 4er Muster. Bei dem in sechs Kreisen gegliederten Raum bestehen die zwei äußeren Ringe aus 36 Steinplatten (9x4), während der dritte Ring aus 52 Platten (13x4) gebildet wird. Der innere Kreis um die Feuerstelle besteht wiederum aus zwei kreisförmig angeordneten Ringen von Steinplatten, deren Anzahl 16 und 8 wieder durch 4 teilbar ist.

Dazu paßt eine unbeachtet gebliebene Ableitung des Wortes „Gral", die Josef von Hammer 1818 beschreibt. Ausgangspunkt für seine Überlegungen ist dabei die Inschrift einer templerischen Taufschüssel in der Steiermark: „Have ait Garal XII", die er mit: „'Sei gegrüßt!' sagt der Gral der Zwölf." übersetzt; dazu führt er

aus: „Gar heißt auf arabisch die Höhle, al ist der bekannte arabische Artikel, der dem arabischen Wort Emir angehängt, noch heute im Worte Admiral eingebürgert ist, indem das folgende Wort Bahr (Meer) aber dabei ausgeblieben ist, nämlich: Amir al bahr, Fürst des Meeres. Ebenso ist es bei Garal, (das hernach öfters mit der Versetzung des einen a Graal geschrieben worden), das folgende Wort ist ausgeblieben, worüber uns glücklicherweise diese Inschrift keinen Zweifel übrig läßt, indem die Zahl XII dasselbe ausdrückt, also Garal XII, die Höhle der Zwölf.

Die Spuren dieser Höhle der Zwölf sind aber wirklich noch heute in den historischen Überlieferungen des Morgenlandes erhalten. In dem 'Adschaib ol machlukat' Kaswinis werden die Bewohner derselben unter dem Artikel des Berges Rakim mit den Siebenschläfern vermengt. Kaswini und sein persischer Übersetzer führen aber auch die Überlieferungen von der Höhle der Dreizehn an (die zwölf Kapitularen mit dem Großmeister).

'Wir kamen (im Berge Rakim) zu einem Kloster und begehrten, daß sie uns den Weg (zur Höhle) wiesen; wir gaben ihnen zu diesem Ende ein Geschenk und sie brachten uns zu einer Höhle (Gar), und diese Höhle (Gar) war mit einem eisernen Tore verschlossen. Sie öffneten es und wir kamen zu einem großen in den Felsen gehauenen Gemache, worinnen wir dreizehn Männer sahen.' (…)

Diese Höhle (Gar) mit dem arabischen Artikel Garal enthält also das bisher noch unenthüllt gebliebene Geheimnis der wahren Ableitung des Grales."[56]

Otto Rahn, der zweifellos die erreichbare Literatur über den Gral kannte und der zuerst in der Abteilung des Wiligut/Weisthor arbeitete, bevor er Mitglied in Himmlers persönlichen Stab wurde, könnte derjenige sein, dessen mythologische Kenntnisse der „Reichsführer-SS" nutzte. Es ist interessant, daß die 1937 erschienenen Erstausgabe von Otto Rahns zweitem Buch „Luzifers Hofgesind" eine zwölfblättrige Rosette trägt, deren zwölf Segmente um einen inneren Kreis und ein punktförmiges Zentrum angeordnet sind. Das Zeichen ist gleich zweimal in das Leinen von Buchrükken und Titel eingeprägt.

Allerdings sollte man nicht aus den Augen verlieren, daß es aus historischer Sicht keine Belege für Otto Rahns beratende Tätigkeit zur Wewelsburg gibt.[57] Trotzdem kann man mit diesem spekulativen Hinweis und der Feststellung, daß Heinrich Himmler die SS nach den Grundsätzen des Jesuitenordens formte[58], die geplante Funktion des höhlenartigen Raums schlüssig beschreiben. Auch der ehemalige Geheimdienstchef Walter Schellenberg schreibt in seinen Memoiren, daß Himmler nicht nur die Doktrin des Gehorsams und die Organisation der Jesuiten übernahm, sondern auch einen ganz wesentlichen Bestandteil der „Gesellschaft Jesu“: die Exerzitien.[59] Diese stillschweigende Funktion der Burg als Exerzitienstätte zeigt sich auch in dem Wandel der Konzeption, die von der Gründung einer SS-Reichsführerschule abrückte.[60]

Der überakustische Kuppelbau der „Krypta“ eignet sich gut als Ort der schweigenden Meditation, denn jedes noch so kleine Geräusch wird durch diese Raumakustik verstärkt und „hochgeschaukelt“. Da die Nachhallzeit im Zentrum acht Sek. beträgt, war das klanglich verstärkte Rauschen der Feuerstelle sicher kalkuliert. Hier, im zukünftigen „Mittelpunkt der Welt“, an der „Achse der Macht“, sollten die Mächtigen des neuen Reiches in sich gehen. Sollten rings um die ewige Flamme sitzen, dem verstärkten Flammengeräusch lauschen und ihren Willen zur Macht schärfen. Die Nationalsozialisten, die sich als Vertreter eines heroischen Realismus sahen, glaubten an den ewigen Kampf als „ehernes“ Gesetz des Lebens. Das Brennen der ewigen Flamme könnte das Symbol dieses Kampfes sein, den die Führer dieser „verschworenen Gemeinschaft“ an der neuen „Weltachse“ gegen das Dunkel zu führen hatten.[61] Eine gegenteilige Betrachtungsweise, die davon ausgeht, daß an der Feuerstelle die hölzernen Wappen der verstorbenen Obergruppenführer verbrannt werden sollten, hatte sich als „Legende“ entlarvt.[62]

Hinsichtlich der „Krypta“ kann man die architektonische Verarbeitung der Mythen als gelungen betrachten, deutlich bescheidener fiel die nicht mehr existente Innenausstattung des Gästezimmers „Gral“ aus, dessen „Wahrzeichen“ ein 60cm hoher und 20 mal

20cm breiter Bergkristall war, der auf einem Holzsockel befestigt und von unten elektrisch beleuchtet wurde.[63]

Neben der rituellen Höhle unter der Erdoberfläche geistert die Symbolik des darüberliegenden „Obergruppenführersaal“ in neuerer Zeit durch die Literatur und diverse Schriften. Der vom Burghof erreichbare Raum ist in seiner Innenarchitektur von zwölf kreisförmig angeordneten Steinsäulen geprägt. Auch hier lassen sich Einflüsse des Gralsmythos erahnen, so wird die Architektur etwa in Verbindung gebracht mit dem Bayreuther „Gralstempel“ aus der Uraufführung des „Parsifal“.[64] Im Zentrum des Marmorbodens als Intarsie eingelassen ist ein zwölfstrahliges „Sinnbild“, dessen Speichen aus gezackten Sig-Runen bestehen. In seinem ‘Buch der deutschen Sinnzeichen’ nennt der SS-Führer Walter Blachetta das zwölfspeichige Rad ein „Zeichen der Vollendung und des Zieles“[65]: ein für die Schutzstaffel offenbar heiliges Symbol, das sich im germanischen Götterhimmel, in Tierkreiszeichen sowie in anderen „arischen“‘ Ordensgemeinschaften widerspiegelt, ein Sinnbild für höhere Ordnungen, die die SS wieder auf der Erde herstellen sollte.

Diese steinerne Intarsie ist der „Kristallisationspunkt“ für den modernen Mythos der „schwarzen Sonne“, wobei die gleichlautenden Anfangsbuchstaben auf die SS hinweisen – für die in den letzten Jahren immer zahlreicher werdende Anhängerschaft ein Symbol des „neuen Reiches“.

Zu dem Zeichen erklärt der Runenkenner Gerhard Heß: „Das Emblem zeigt zwölf dunkle Sonnenrunen (s-owilo, s-ol) auf hellem Grund. Wie lautet – so fragen sich viele Sinnsucher – die konkrete symbolsprachliche Aussage dieser Chiffre? 12 ist das Zahlensinnbild des urgermanischen Todes-/Lebens-Weltenbaumes, der geheimnisvoll düsteren Eibe – ein Sinnbild dauerhafter Lebenskraft und im weitesten Verständnis auch der kosmischen Gesamtheit. Folgerichtig ergibt eine Aufsummierung der 12 (Addition von 1 bis 12) die Zahl 78, die im runischen Sinn auch so betrachtet werden darf: 7 (Die Rune ‘b-erkana’ befindet sich an 7. Stelle innerhalb der Runenreihe) = Berkana/Erdmutter + 8 (Die Rune t-iwaz) = Tiu/

Himmelsvater. Das Wewelsburger Sonnenrad, bestehend aus 12 Runen (s-owilo, s-ol) der Wertigkeit 9, impliziert die Rechnung: 12x9=108. Diese mythische Zahl besitzt eine besonders weitreichende Aussagekraft. […] 108 Perlen besitzt der buddhistische Gebetskranz, die 'Kette der Welten' […]. Für unseren deutschgermanischen Kulturkreis ist aber von höchster Bedeutung, daß die germ. Buchstabenreihe, das ODING-FUTHARK, 108 Urstammsilben beinhaltet, nämlich 6 Urlautrunen und 18 Mitlautrunen. […] Zwar ist die 9 das runische Zahlensymbol für die voll erblühte lichte Sonnenkraft, doch das Wewelsburger Sonnenrad weist bewußt 12 Sonnenspeichen auf. Die runenmythologische Zahl 12 – ebenso deren Umkehrung 21 – meint ja nicht die strahlende, mit Augen sichtbare, lachende Himmelssonne des Sonnenhimmels, sondern die unsichtbare, 'dunkle' immergrüne Weltenbaum-Eibe (ei-haz. Eibe=Welten-/Zauberbaum, 12. Stelle innerhalb der Runenreihe) geradeso wie die All-Gottheit Wodan/Wodin, die germanische Geistessonne (a-suz, a-nuz. Ase=Feuergeist/Weltseelenkraft. 21. Stelle innerhalb der Runenreihe), die im Seelengrund eines jeden germanischen Menschen kreist."[66]

Im Vorfeld des aktuellen Interesses nahm sich der „esoterische Hitlerismus" des Zeichens an. So verwendet das Autorenteam Norbert Jürgen Ratthofer und Ralf Ettl „die schwarze Sonne"[67], um ihre selbst erfundenen „Herren vom Schwarzen Stein" aufzuladen. Man beachte hier wieder das zweifache S in den Anfangsbuchstaben, erwähnt werden außerdem SS-Ufos und eine bereits 1922 erfundene „Jenseitsflugmaschine". In ihrem Film „Die Geheimnisse des III. Reichs" wird des weiteren eine fiktive Organisation „Schwarze Sonne" genannt, die in Verbindung gebracht wird mit der sumerischen Privatmythologie der Autoren, aus der das III. Reich hervorgegangen sein soll. Im „Off"-Ton heißt es: „Der unbesiegbare Kraftquell war für sie die schwarze Sonne. Unendlich strahlt ihr Licht, das menschliche Auge kann sie nicht sehen, und doch ist sie da. Wie die helle Sonne des Tages nach außen hin leuchtet, so strahlt die dunkle Sonne in das Innere des Menschen hinein. Durch sie leuchtet der Gottheit Licht."

Nach den Autoren, von denen einer als Werbetexter arbeitet, soll die „Schwarze Sonne“ für einen nie existenten inneren Zirkel der SS stehen. Bezeichnenderweise wird am Ende des Films eine Adresse für „Fanpost und Sponsoren“ angegeben. Es ist erstaunlich, daß solcherlei Schabernack ernst genommen und weitergetragen wird.[68]

Wegbereitend für die Verbindung solch abstruser Gedanken mit dem Nationalsozialismus waren die spekulativen Spielereien der französischen Autoren Louis Pauwels und Jacques Bergier, die in Frankreich 1960 unter dem Titel „Morgen der Magier“ erschienen und als „Aufbruch ins dritte Jahrtausend“[69] erfolgreich ins Deutsche übersetzt wurden. Animiert durch den finanziellen Erfolg verwendet der „französische Däniken“ Robert Charroux die „Schwarze Sonne“ in seinem Buch „Verratene Geheimnisse“[70]. In dem Kapitel „Die Goldene Sonne und die Schwarze Sonne“ schreibt er: „Der Plan Friedrichs II., der sich mit dem intensiven Machtstreben eingeweihter Kreise deckte, wurde von den Tempelherrn fortgesetzt. Die besorgte Christenheit setzt sich gegen sie brutal zur Wehr[71], und im Jahre 1307 vernichtete König Phillipp IV, der Schöne, von Frankreich und der von ihm abhängige Papst Clemens V. den Orden, dem es jedoch gelang, im verborgenen fortzubestehen. […] So entstand einige Jahrhunderte später im Zeichen der Toleranz und der Universalreligion (-philosophie) die Freimaurerei. […] In der Esoterik hat dieser Plan einen symbolischen Namen: die goldene Sonne. Parallel dazu waren andere Ritterorden, insbesondere der Deutsche Ritterorden, seit dem Mittelalter im geheimen tätig, doch waren sie von rastlosem Machtstreben besessen und standen im Dienst einer immer mehr im Verfall begriffenen Wahrheit: der Schwarzen Sonne, deren Grundidee Friedrich II. von Hohenstaufen vielleicht im Castel del Monte konzipiert hatte. Die Tätigkeit der Schwarzen Sonne setzt sich auf gefährlichen Irrwegen unter den deutschen Volkstumsgruppen fort, deren traditionsbewußte Anhänger fest davon überzeugt sind, daß es die Sendung der germanischen Rasse sei, die weiße Kultur zu retten. In diesem Sinne beginnt auch die Gralssuche von neuem: die Suche nach dem Gral der Hyperboreer, nach dem Gral der weißen Rasse,

die die Welt beherrschen will …“

Daß der Autor Charroux sensationslüstern wie Pauwels und Bergier versucht, den Nationalsozialismus mit okkulten Strömungen zu verbinden, macht diese These, abgesehen von Himmlers persönlichen Marotten, nicht eben wahrscheinlicher, was ernsthafte historische Arbeiten belegen.[72]

Die ursprüngliche Verbreitung des Begriffs „schwarze Sonne“ geht wahrscheinlich auf die Publikationen der ehemaligen SS-Männer Rudolf Mund[73] und Wilhelm Landig[74] zurück, die damit auch eine esoterische Verklärung ihrer eigenen Biografien schufen.[75] Miguel Serrano, der zu beiden Autoren Kontakt hatte und als Schöpfer des „esoterischen Hitlerismus“ gilt, nennt eher beiläufig die „schwarze Sonne“ in seinem Buch „Das goldene Band“[76], was ein weiterer Anhaltspunkt dafür ist, daß die beiden Autoren Mund und Landig die ursprüngliche Quelle des Mythos sind.

Wichtig ist die abschließende Feststellung, daß die sogenannte „schwarze Sonne“ der Wewelsburg nach dem verwendeten Marmor eigentlich eine „dunkelgrüne Sonne“ ist und daß sie mit ihren zwölf Speichen aus Sig-Runen ein konstruiertes Zeichen ist, das in seiner vorliegenden Form keinerlei historische Wurzeln oder Vorbilder besitzt.[77]

Im Augenblick durchläuft die „schwarze Sonne“ in verschiedenen Gruppierungen die gleichen Metamorphosen wie das ebenfalls damals geschaffene Symbol der „Irminsul“, das von Himmlers Ahnenerbe bis hin zu der Nachkriegsgemeinschaft „Artglaube-Treuekreis Irminsul“ führt.[78]

Eine Sackgasse bei der weiteren Erklärungssuche ist der hinkende Vergleich mit einer mystischen Zentralsonne, die in einer Kleinschrift des esoterischen Schriftstellers Peryt Shou auftaucht.[79] Auch in der fast zehn Jahre vorher erschienen „Geheimlehre“ von Helena Petrova Blavatsky läßt sich der Begriff „schwarze Sonne“ auf den über 2000 Seiten nicht finden, obwohl die Theosophen eine Vorstellung kennen, bei welcher abstraktes, absolutes Licht Finsternis ist.[80]

Als alter Begriff wird die „schwarze Sonne", „sol niger" nur in der Symbolik der Alchemisten genannt[81], dort steht sie zusammen mit dem Raben für „Putrefactio", dem Prozeß der Verwesung und Fäulnis[82]. Aus ihr entsteht „Nigredo", das schwärzeste Schwarz als ein Zeichen des Übergangs. Solche Schwärze wird bei vielen Alchemisten als die erste Stufe angesehen, mit der das große Werk beginnt und an deren Ende lauteres, neugeschaffenes Gold steht. Basierend auf dieser Anschauung tauchen in der Literatur der rechten Esoterik Flugscheiben auf, die unter dem Hoheitszeichen der „schwarzen Sonne", quasi als Abziehfolie, das wahre, goldene Zeichen ihrer Herkunft verbergen. Aber um die Verwirrung zu steigern, ist auch Gegensätzliches möglich. Joscelyn Godwin zitiert dazu in seinem englischsprachigen Buch „Arktos. The polar Myth" Miguel Serrano, den Schöpfer des esoterischen Hitlerismus: „Ich glaube, daß das arische, hyperboreische Blut nicht 'das Licht' der goldenen Sonne ist, nicht 'das Licht' einer galaktischen Sonne, sondern einer Schwarzen Sonne vom grünen Strahl."[83]

Dieser Exkurs, gleich wie die „runische" Erklärung zu dem zwölfstrahligen Symbol im Nordturm der Wewelsburg, kann nicht über die Unstimmigkeiten mit der Realität hinwegtäuschen. Bei den Bodenintarsien und den damit verbundenen Baumaßnahmen zwischen 1939/42 hat sicher niemand daran gedacht, das gerade geschaffene Symbol im Obergruppenführersaal als ein „Zeichen des Übergangs" zu interpretieren.[84] So erscheinen die heutigen Erklärungen zu der sogenannten „Schwarzen Sonne" aufgesetzt und unrichtig. Andere und mitklingende Entsprechungen wurden bereits im Text gestreift. –

An diesem Punkt ist die Wanderung des Grals in den Verzweigungen der Wewelsburg zuende. Daß man den Mythen und der deutschen Vorgeschichte gegenüber eine unbelastete und souveräne Haltung einnehmen kann, zeigt der 1950 in der DDR geborene Dichter Rolf Schilling „Wir erweisen Adolf Hitler zuviel Ehre, wenn wir ihn zum Universal-Erben und Allein-Eigentümer des deutschen Mythos […] erklären. Der Adler, die Schlange, der Gral, Wotans Speer und Siegfrieds Schwert, die Queste und der Echsen-

Stein kommen von weit her und bleiben fruchtbar für künftige Zeiten, fruchtbar vor allem für den Gesang.“[83]

Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Oder: Wie sieht die Wahrheit aus?

Ein Standpunkt wie der Rolf Schillings ist selten. Wenn in den letzten Jahren die Kinder des neuen Jahrtausends, von verschiedenen Strömungen und Interessen getragen, den Schriftsteller Otto Rahn neu entdeckten, so bietet den späten Verehrern dessen unbürgerliches Leben als Gralssucher und SS-Mitglied oder sein früher Freitod meist nur die ideale Projektionsfläche für mancherlei Unbewältigtes und Merkwürdiges. Da Otto Rahn im Nationalsozialismus eine Zeitlang einen persönlichen Zugang zu Heinrich Himmler hatte, läßt sich auch bei ihm der Trend feststellen, exponierte Personen dieser Zeit mythologisch zu verklären. Für diese seltsamen und emotional geprägten Haltungen gibt es neben den gedruckten Belegen natürlich auch in den Verflechtungen des Internet anschauliche Beweise. Dafür soll folgende, willkürliche Auswahl als Beispiel stehen.

Hierzu gehören auch die schon länger existierenden Schriften des Autors Kadmon (i.e. Gerhard Petak),[86] der mit seinen Webseiten diese neue, zeitgemäße Form der Vermarktung nutzt. Dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß seine Hefte es mit dem historischen Wahrheitsgehalt nicht immer genau nehmen. So stehen oft romantische Gefühle und nicht nachprüfbare Fakten im Vordergrund. Im Fall Otto Rahn hält Kadmon/Petak hartnäckig an dem „mythologischen“ hochalpinen Tod des Schriftstellers fest, das er mit einem persönlichen Erleben ausschmückt. So beschreibt er ein „zufälliges“ Treffen in den Österreicher Bergen mit einem Einheimischen, der Rahn als Mitglied einer Suchmannschaft am Totenkirchle, mitten im Hochgebirge des Wilden Kaisers gefunden haben will.[87] Leider hat es nie eine solche Suchmannschaft gegeben, und so trägt auch der geheimnisvollen Bergbewohner sicher nicht ohne Grund keinen Namen. Die Wahrheit sieht anders aus, denn es gibt amtliche Aufzeichnungen über den Freitod des Otto Rahn In der Chronik des Gendarmerieposten Soll/Tirol findet sich folgender

Eintrag:

„Am 11.5.1939 wurde durch die Kinder des Josef Mayer Rechauerbauern am Eiberg eine schon stark verweste männliche Leiche aufgefunden. Die Leiche wurde am 12.5.1939 durch GUstr (ein Dienstgrad) Lentsch als der seit Mitte März 1939 abgängige Schriftsteller Otto Rahn aus Berlin identifiziert. Die Leiche wurde nach Wörgl/Söll überfuhrt und hier beerdigt."

Der Aussiedlerhof liegt alles andere als hochalpin, und eins der Kinder, die Rahns Leichnam fanden, lebt noch heute und weiß anderes zu berichten.[88]

Aber es kann nicht sein, was nicht sein darf. Und so spendiert nicht nur Kadmon/Petak Otto Rahn wider besseres Wissens einen spektakulären Tod, sondern auch andere. Winfried Katholing liefert mit seinem Buch „Heilige Stätten der Heiden und Ketzer"[89] weitere Nahrung für solch tiefsitzendes Verlangen nach romantische Verklärung, natürlich bietet auch er seine „Findungen" über die eigene „Homepage" zum Kauf an. Trotz der richtigen Quellen, die er in seinem Buch nennt, beschließt der private Forscher nach einer Bergwanderung über den Mirakelsteig zum Totenkirchle, der unbelegten Version von Kadmon/Petak zu folgen. Nur dieser Platz kann anscheinend „würdig" sein, den Freitod Rahns zu tragen. Es ist wirklich erstaunlich, wie hartnäckig unreflektierten Schwärmereien der Vorrang gegeben wird vor nüchternen, nachprüfbaren Fakten. Fakten, die im Falle des Otto Rahn wahrhaft ungeliebt sind, vielleicht weil sie einer mythologischen Verklärung von Rahns Person im Weg stehen.

Bei weiteren weltweiten Internet-Recherchen zeigte sich, daß Otto Rahn in wechselnden Zusammenhängen etliche Male genannt wird. Selbst Leser, die noch nicht *online* sind, können an Hand der nun folgenden Internet-Hinweise bei Freunden, die schon im Netz hängen, die kompletten „Seiten" leicht in Augenschein nehmen, auch wenn sich nicht immer ein intellektueller Gewinn daraus ziehen läßt. Grundsätzlich kann man sagen, daß das Internet zunächst eine profane Lagerstätte für Informationen ist. Daß es neben Informa-

tionen von ganz unterschiedlicher Qualität auch Falschinformationen gibt, versteht sich von selbst. Die Schwierigkeit im Netz besteht dann, das Gesuchte erst einmal zu finden. Eine Hilfe hierzu bieten die verschiedenen kommerziellen „Suchmaschinen“ an. Ohne näher auf die gravierenden Unterschiede dieser Anbieter einzugehen, kann ich für eine anspruchsvolle Recherchen nur „MetaGer“, die Suchmaschine der Uni Hannover empfehlen: http://mserv.rrzn.uni-hannover.de/cgi-bin/meta/meta.ger1, ein Programm, das parallel andere Suchmaschinen einspannt, um das Netz nach dem gesuchten Begriff zu durchforsten und dies nicht nur in den Überschriften, sondern auch in längeren Texten – ein vorstellbar effizientes Programm. Ein weiterer Tip ist die Verbindung http://x21.deja.com Unter dem Dach deja.com werden alle Beiträge in den dortigen Diskussionsforen abgespeichert und lassen sich ebenfalls einfach nach Begriffen durchkämmen. Otto Rahn taucht dort in vier Foren auf: 1.) misc.activism.militaria, 2.) soc.history.war.world-war-II, 3.) alt.fan.adolf-hitler, 4.) soc.culture.greek. Bei allen vier Themenkreisen muß man leider wieder feststellen, daß die Nutzer des amerikanischen deja.com überwiegend nur falsche und zurechtgebogene Fakten zu Otto Rahn reproduzieren, natürlich findet sich dabei der schon erwähnte Hitler-Fan Miguel Serrano wieder oder das „Werk“ des „Col“ Howard Buechner „Emerald Cup – Ark of Gold. The Quest of SS Lt. Otto Rahn of Third Reich“, ein Buch, das sich durch besondere Unkenntnis und Dummheit auszeichnet.

Als Querverweis wird auch Black Dahlia: Nazis and the Occult unter http://www.interplay.com/blackdahlia/nazi.html genannt. Daß dort als weiterführende Literatur die spekulativen Bücher von Trevor Ravenscroft „The Spear of Destiny“ und Dusty Sklar „The Nazis and the Occult“ empfohlen werden, spricht für den sensationsgeilen Charakter dieser Seiten, auf denen man auch mehr über bekannte Morde und andere „Geheimnisse“ erfahren kann.

Genannt wird auch die vom britischen Cannel 4 gesendete Dokumentation „Hitlers search for the Holy Grail“ http://www.channel4.com/nextstep/secret_history/series.html. Dort wird Rahn zwar

wird Rahn zwar nicht genannt, aber ein interessanter Link, der eine Vielzahl von anderen Webseiten zum Thema Gral auflistet http://www.theholygrail.com/disc1_toc.htm.

Unter: http://www.geocities.com/CapitolHill/1404/hitlerengl.html mit der Überschrift „Hitler and the Secret Societies“ wurde einen Beitrag von Julius Evola (Il Conciliatore, no 10,1971) ins Netz gestellt, der Rahn nennt, leider aber nicht aus dem Italienischen übersetzt wurde, sondern aus dem rechts ausgerichteten Blatt „Deutschen Stimme“, no 8, 1998 – zitiert wird

Unter: http://members.tripod.com/-Esclarmonde/gral/otto.htm findet sich eine akzeptable englische Zusammenfassung über Rahn, die aber auch nicht fehlerfrei ist, so wird zum Beispiel der weit verbreitete Mißgriff gemacht, Otto Rahn als Mitglied der SS-Forschungsgemeinschaft „Ahnenerbe“ darzustellen, was schlicht und einfach falsch ist. Gegen die „Arktogaeja“ Seiten http://www.geocities com/CapitolHill/6824/otto.htm wirken diese kleinen Schnitzer eher verzeihlich. Warum die kräftig zurechtgebogene Biografie Otto Rahns, die zweifelhafte Ehre hat, auf den Seiten des Russen Alexander Dugin zu erscheinen, ist unklar. Erfreulich ist dagegen, daß m Frankreich viele Beiträge unter http://www.cathares.org/plateform0l07.html ein anderes Niveau haben, vielleicht weil Interesse und Wissensstand hier differenzierter sind.

Zum Abschluß noch ein allgemeiner und lesenswerter Überblick zur Gralsthematik http://www.gralssuche.de.

Für das Internet gilt noch mehr, was für gedruckte Informationen gilt, nämlich daß „Papier geduldig ist“. Man muß sich nur vor Augen halten, daß jeder Schwärmer heute in der Lage ist, seine abstrusen Einsichten weltweit zu verbreiten und daß eine ganze Legion von Abschreibern in der Lage ist, nicht nur eigenes Wissen, sondern auch einen Aufguß aus zweiter Hand unter die Leute am Draht zu bringen. Kritischer Abstand und das Aufsuchen von belegbaren historischen Fakten lassen sich durch nichts ersetzen.

Fußnoten

[1] Hans-Jürgen Lange, Otto Rahn und die Suche nach dem Gral. Biografie und Quellen. Engerda 1999

[2] Stefan Marks, Hüter des Schlafs. Politische Mythologie, Berlin 1983, S. 210

[3] Joachim-Ernst Berendt, Hinübergehen. Das Wunder des Spätwerks, Frankfurt a. M. 1998, S.287

[4] Am 24. 6. 1934 schreibt Otto Rahn in Heidelberg ein neues Nachwort zum „Kreuzzug gegen den Gral", das nur in der französischen Erstausgabe La croisade contre le graal, Paris 1934 erscheint. Die zahlreichen Textänderungen wurden erstmalig auf deutsch im Arun-Verlag publiziert: Otto Rahn, Leben und Werk, Engerda 1995 und sind auch dieser Ausgabe als Anhang beigefügt.

[5] Gerhard von dem Borne, Der Gral in Europa. Wurzeln und Wirkungen, Stuttgart 1976, S. 287

[6] Chrétien de Troyes, Le conte du Graal. Der Percevalroman. Übersetzt und eingeleitet von Momca Schoeler-Bemhauer. München 1991

[7] Robert de Boron, Die Geschichte des heiligen Gral, Übersetzung von K. Sandkühler, Stuttgart 1958

[8] Das zu den Apokryphen gehörende und im 4 Jahrhundert entstandene Evangelium Nicodemi (Nikodemus) beschreibt die Geschichte des Josef von Arimathia, vgl Konrad Burdach, Der Gral, Darmstadt 1974, S.453

[9] „Die eigentlichen stofflichen Quellen dieser Gralsdichtung sind die apokryphen Evangelinen: die Acta (Gesta) Piltati nebst Descensus Christi ad Infernos, im Mittelalter zusammengefaßt und verbreitet unter dem Titel Evangelium Nicodemi (das im 4 Jahrhundert die Geschichte des Josef von Arimathia beschreibt), Vindicta Salvatons, Narration Josephi Arimathiensis". Konrad Burdach, der Gral, Darmstadt, 1974, S.453

[10] Emma Jung/ Marie-Louise von Franz, Die Gralslegende in psychologischer Sicht, Zürich 1997.

[11] Diese Platte ist das „Schneidbrett" für das vom Gral als „Tischlein-deck-dich" aufgetragene Fleisch.

[12] Wolfram von Eschenbach, Hrsg. Karl Lachmann, Berlin 1891, Parzival, Verse 827/1, S. 388.

In der Hochdeutschen Übertragung „Wenn Meister Chrétien de Troyes dieser Geschichte Unrecht tat, so ist Kyot (der uns die rechte Mär entbot) mit Recht empört …“ Dieter Kuhn, Der Parzival des Wolfram von Eschenbach, Frankfurt a. M. und Leipzig 1991, S. 903 Zu der Nennung des Kîôt durch Wolfram von Eschenbach schrieb mir Rene Trexler-Walde am 7. Okt 1998 „Der deutsche Minnesänger hat mit ihm (Kîôt/Kyôt) ein riesiges Kuckucksei in das gemeinsame Nest der französischen und deutschen Literaturforschung gelegt, denn der uns einzig bekannte Guiot, der sogenannte Guiot de Provis (12/13 Jahrhundert) hat um 1200 die Bible Guiot geschrieben, einen Sittenspiegel und eine derbe Satire gegen Adel und Klerus. Provins ist eine Stadt im heutigen Département Seine-et-Marne und gehört früher zur Grafschaft Champagne. Die berechtigten Zweifel, ob Wolframs Gewährsmann Kîôt überhaupt jemals existierte, sind auch keine neuen Erkenntnisse, denn schon in der Reclamausgabe vom März 1897 heißt es „Über den angeblichen Kyot und dessen Werk ist aber bisher, soviel man geforscht hat, weder in Deutschland, noch in Frankreich das geringste zu ermitteln gewesen, noch nicht einmal der Name wird irgendwo genannt, auch hat sich keine Andeutung oder Spur einer Dichtung gefunden, welche Wolfram für die bei Chrestien fehlende Bücher als Leitquelle benutzt haben könnte. Diese Tatsache genügt, um gerechte Zweifel an der Wahrheit von Wolframs Versicherung über seinen eigentlichen Gewährsmann aufkommen zu lassen. Auch die Annahme, der Name sei von Wolfram beim Vorlesen des französischen Originals mißverstanden worden, hilft nicht weiter, denn es fehlt dann immer noch an einer Erklärung dafür, daß auch von dem Gedicht keine Spur übrig geblieben ist …“ In einer französischen Ausgabe des „Parceval“ in altfranzösischer Sprache von 1981 steht, daß uns „Le Conte di Graal“ von Chrétien de Troyes in fünfzehn Manuskripten erhalten geblieben ist. Das älteste Manuskript (Nr. 794 der Bibliothek National) ist aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, […] es wurde von einem Kopisten namens Quiot geschrieben. Auch er stammte aus Champagne. Es ist durchaus möglich, daß es sich bei diesem Quiot um den geheimnisvollen Kîôt handelt, da auch einige andere Abweichungen bei Wolfram sehr wahrscheinlich auf Übersetzungsfehlern aus dem französischen beruhen. Dazu bleibt nur noch anzumerken, daß es natürlich auch gegenteilige Ansichten gibt und daß die Literaturwissenschaft mit letzter Sicherheit weder die Existenz noch die Nichtexistenz Kîôt beweisen kann. So war Otto Rahn von der historischen Wirklichkeit des Kîôt und seiner wahren Überlieferung durch Wolfram von Eschenbach überzeugt.

[13] Konrad Burdach, Der Gral. Forschungen über seinen Ursprung und seinen Zusammenhang mit der Longinuslegende, Darmstadt 1974, S. 537.

[14] Wolfram von Eschenbach war nach eigenem Bekunden Analphabet, der seinen Versepos einem Schreiber diktierte.

[15] San Marte (i.e. A. Schulz), Der Mythos vom heiligen Gral. Mitteilungen der Universität Halle, Bd. III, 1853.

[16] P. Hagen, Der Gral, Straßburg 1900.

[17] E. Martin, Zur Gralsfrage, Straßburg 1888.

[18] Walter Johannes Stein, Weltgeschichte im Licht des heiligen Gral, Stuttgart/Den Haag/London 1928, S.271

[19] Konrad Burdach, Der Gral, Darmstadt 1974, S 540f.

[20] Rudolf Palgen, Der Stein der Weisen, Breslau 1922

[21] Carl Gustav Jung, Psychologie und Alchemie, Olten/Freiburg i. Br. 1972, S. 212

[22] Zu dieser Thematik schrieb mir Rene Trexler-Walde am 9. Juni 2000: Wolframs ‘Stein des Anstoßes’ hat genauso viel Verwirrung gestiftet wie sein Meister ‘Kyot’. Von den Deutungen halte ich als die wahrscheinlichste jene von Martin [ ), denn seine Lesart des Wolframschen „lapsit exillis“ ist die logischeste von allen anderen. Er sieht in dem ‘lapsit’ nicht den verstümmelten ‘lapis’ – Stein, sondern den ‘lapus oder ‘lapsionis’, was den Fall oder das Fallen bedeutet – also ‘lapsi ex celis’ – wörtlich „Vom Himmel gefallen“.

[23] Georg Krauskopf, Vom Gral und Gralsgeschlecht, 1972.

[24] Vgl. H. Jacobi, Mahâbhârata, Bonn 1903, S. 31

[25] Dazu: R. Grabe, die Pravargya-Zeremonie, Zeitschr. der dtsch. Morgenländischen Gesellsch., Bd.34, S 319-370 und A. Hillebrandt, vedische Mythologie, Bd. I., S. 299 Anm, Bd.II, S. 217 ff

[26] Ludwig Emil Isehn, Der morgenländische Ursprung der Gralslegende, Halle a. S. 1909.

[27] Fridrich von Suhtscheck, Herrn Wolframs von Eschenbach gereimte Pârsivalnâmä-Übersetzung, Ztschr. der dtsch. Morgenländischen Gesellsch. Bd. 84 (1930), S. 106. Ders., Die iranischen Quellen in Wolframs von Eschenbach Parzival, Ztschr. der dtsch. Morgenländischen Gesellsch. Bd. 82 (1926) S. LXXXII, Ders., Wolframs von Eschenbach Pârsîvalnâ-

mä-Übersetzung. Forsch, u. Fortschr., Univer. Graz, 7 Jg Nr. 10 vom 1.4.1931.

[28] Als ariosophisch bezeichnet man heute die Lehren des Lanz von Liebenfels, die im wesentlichen eine christliche Rassenreligion sind.

[29] Guido von List (1848-1919), Die Sage vom Heiligen Gral, undatierter Aufsatz, Fotokopie des Antiquariats Schleipfer, Köln.

[30] Lanz von Liebenfels oder Jörg Lanz-Liebenfels wurde nach amtlichen Unterlagen am 19.7.1874 als Josef Adolf Lanz in Wien geboren – gestorben am 22.4.1954 in Wien. Hier seien nur zwei beispielhafte Erwähnungen des Grals in seinen Schriften genannt: „Legendanum“, Templeisengeschichtliche und Templeisenwissenschaftliche Lesungen für die Matutin, Szt. Balázs,o.J. (5. Juli, S.633) und „Der heilige Gral“ in: Der Stein der Weisen Bd 40, 1907(2 Halbjahr), S 218f.

[31] Eine entsprechende Rezeption durch die „Völkischen“ findet sich auch in einem Beitrag Dietrich Bernhardis für „Die Sonne“ (Monatsschrift für die nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung VIII, 5 – Mai 1931) – zusammen mit dem Hinweis auf den Berg „Montsalvat“ als Heiligtum des Zarathustra und den iranisch-persischen Ursprung Parsivals. Bernhardi erwähnt weiter, daß Josef von Gorres schon 1813 auf die Bedeutung des arabischen Parseh-fal hingewiesen habe.

[32] Dieter Kuhn, Der Parzival des Wolfram von Eschenbach, Frankfurt a. M. /Leipzig 1991, S 755 (Vers 495)

[33] Carl Gustav Jung, Psychologie und Alchemie. Olten 1972, S. 323 „Der anonyme Verfasser des Traktates ‘Sulphure’ (…) Die Seele steht an der Stelle Gottes und wohne im Lebensgeist im reinen Blute.“

Dazu auch Walter Johannes Stein, Weltgeschichte im Licht des heiligen Gral. Stuttgart Den Haag London 1928, S 273ff.

und Breno: Anmerkungen zur okkulten Körperlehre und zur spirituellen Körperlichkeit in Julius Evola. Gruppe von U R. Schritte zur Initiation. Bd. 2 Bern München Wien 1997, S 397ff.

[34] Zum Beispiel Wilfried Daim: Der Mann der Hitler die Ideen gab. Jörg Lanz von Liebenfels, Wien 1994

[35] Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1933, S. 15.

[36] Hans Frank, Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse, Neuhaus 1955, S. 204f.

[37] Eine Anspielung auf Graf Arthur Gobineau (1816-1 882) und die Rassentheorie in seinem Buch: Die Ungleichheit der Menschenrassen, Berlin 1935.

[38] Hans Paul Freiherr von Wolzogen (1848-1938), Dramatiker, Musikkritiker und Redakteur der 'Bayreuther Blätter', der Richard Wagner treu diente und den Begriff 'Leitmotiv' erfunden haben soll. Zur Gralsthematik veröffentlichte er 1922 'Parzival der Gralssucher'.

[39] „Über Rauschnings angebliche Gespräche mit Hitler sind seit ihrer Erstveröffentlichung im Jahr 1939 immer wieder Studien pro und contra erschienen. Antifaschistische Nachkriegspolitiker nahmen sie zunächst eher positiv auf, deckten sie doch ansonsten nur schwer belegbare Thesen, speziell was Hitlers Mystizismus betrifft. Immer deutlicher aber zeigen sich bei genauerer Betrachtung Mängel und Widersprüche, die gelistet das Bild einer recht gekonnten Fälschung ergeben." (Fritz Tobias: Auch Fälschungen haben lange Beine. Des Senatspräsidenten Rauschnings „Gespräche mit Hitler". In Karl Corino (Hg.) Gefälscht! Betrug in Literatur Kunst, Musik, Wissenschaft und Politik. Frankfurt a. M. 1990, S 91-105). „Fest steht jedoch: Rauschning hatte Zugang zu heute teilweise verschollenem, journalistischem Quellenmaterial, das er nach eigenen Intentionen um- bzw. in die 'Gespräche' einarbeitete. Sein Werk ist also eine Interpretation situationsbeschreibender Zeitungsberichte von Augenzeugen". Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka, Die Fäden der Nornen, Wien 1993 S. 350.

[40] Die entmythologisierten Tatsachen und Quellen zur „Vril-Gesellschaft" haben Peter Bahn und Heiner Gehring in ihrem hervorragend recherchierten Buch: Der Vril-Mythos, Düsseldorf 1997, publiziert.

[41] Das Zitat stammt aus dem Buch von Gisela von Frankenberg, Deutsch – Herkunft und Sinn eines Begriffs, Bonn 1986, S. 98. Eine weitere Desinformation der Autorin wird belegt in Hans Jürgen Lange, Otto Rahn und die Suche nach dem Gral. Biografie und Quellen, Engerda 1999, im Kapitel „Das späte Echo auf Otto Rahn und seine Arbeiten".

[42] Rudolf von Sebottendorf, Bevor Hitler kam, München 1933, S. 240.

[43] Dazu Hans-Jürgen Lange: Weisthor, Himmlers Rasputin und seine Erben. Engerda 1998

[44] Caerlaverock Castle an der Mündung des Nith etwa 7 Meilen von Dumfries entfernt. Privatarchiv Stuart Russell Wewelsburg.

[45] Der Historiker Karl Huser betonte in einem persönlichen Gespräch mit dem Verfasser, daß Himmler seine wesentlichen Anweisungen zum Ausbau der Wewelsburg nur in Form von direkten, mündlichen Direktiven weitergab.

[46] Bundesarchiv Berlin, Nachlaß Darré II, Nr. 54.

[47] Adolf Hofmeister, Die heilige Lanze, Breslau 1908.

[48] „So weh wie nie vorher tat ihm der Frost, deinem lieben Oheim. Da mußte nun das Eisen des Speers in seine Wunde hinein. Das eine Übel sollte für das andere helfen. Da wurde der Speer blutig rot. Wenn gewisse Gestirne heraufkommen, so bringt ihr Regime dem Volk dort Jammern und Weinen." Wolfram von Eschenbach, Parzival, Frankfurt a. M., 1993, S. 279, V. 490.

[49] Karl Huser, Wewelsburg 1933 bis 1945, Kult- und Terrorstätte der SS. Paderborn 1982, S. 59.

[50] Julius Evola führt dazu die irischen Überlieferungen der Tuatha de Dannaan an.

[51] Julius Evola, Das Mysterium des Grals, Sinzheim 1995 S. 13.

[52] René Guenon, Der König der Welt, Freiburg i. Br. 1987, S. 46f.

[53] Heinrich Himmler, Die Schutzstaffeln als antibolschewistische Kampforganisation, S. 31.

[54] Franz Carl Endres, Annemarie Schimmel: Das Mysterium der Zahl, München 1984.

[55] Auf den raren Fotografien der nicht mehr vorhandenen Innenausbauten laßt sich diese Gestaltung selbst an den Einrichtungsgegenständen gut erkennen, siehe Stuart Russell/Jost W. Schneider: Heinrich Himmlers Burg. Das weltanschauliche Zentrum der SS, Essen 1989.

[56] Josef von Hammer, Mysterium Baphometis relevatum, Fundgruben des Orients, Wien 1818.

Eine weitere Erwähnung findet sich bei San Matte, Der Mythus vom heiligen Gral. Mitteilungen der Universität Halle, Bd. III, 1836.

[57] Karl Huser führt zwar in seinem Buch Wewelsburg 1933-1945 – Kult- und Terrorstätte der SS, Paderborn 1987 – auf S. 200 Otto Rahn als Berater an, belegt dies aber nur mit einer Anfrage des Schulungsleiters der Wewelsburg vom 8 Juni 1936 an Rahn (S. 205).

[58] Heinz Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf, Augsburg 1992, S.

135 und Josef Ackermann, Himmler als Ideologe, Frankfurt/M 1970.

[59] Walter Schellenberg über das Ehrengerichtsverfahren gegen den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch „Hier wurde ich zufällig Zeuge einer der okkulten Marotten Himmlers, mit denen er selbst die Führer der SS beschäftigte. Er hatte wahrend der Verhandlung gegen von Fritsch in einen dem Verhörzimmer nahegelegenen Raum etwa zwölf seiner vertrautesten SS-Führer beordert und diesen befohlen, durch Willenskonzentration einen suggestiven Einfluß auf den beschuldigten Generaloberst zu nehmen. Himmler war davon überzeugt, daß der Angeschuldigte unter dieser Einwirkung die Wahrheit reden müsse und bekennen werde, ob es sich nur um eine Namensverwechselung handele oder nicht. Ich betrat damals versehentlich die Stätte dieses seltsamen Exerzitiums und war nicht wenig verwundert über das Bild einer im Zirkel sitzenden, in tiefe Andacht versunkenen SS-Führerschaft. Dieser sonderbare Vorgang wird verständlich, wenn man einiges über die mystische Seite in Himmlers Charakter kennt. Himmler besaß die beste und größte Bibliothek über den Jesuitenorden und hatte die umfangreiche Literatur jahrelang in nächtlichen Stunden studiert. (Dazu Bundesarchiv Potsdam NL 126/9) So wurde die SS-Organisation von ihm nach den Grundsätzen des Jesuitenordens aufgebaut. Als Grundlagen dienten die Dienstordnung und die Exerzitien des Ignatius von Loyola. Das oberste Gesetz war das des absoluten Gehorsams, die Ausführung eines jeden Befehls ohne Widerspruch. Himmler selbst, als Reichsführer der SS, war der Ordensgeneral. Der Aufbau der Führerschaft lehnte sich an die hierarchische Ordnung der Katholischen Kirche an. Bei Paderborn in Westfalen hatte er eine mittelalterliche Burg, die sogenannte Wewelsburg ausbauen lassen – sie war sozusagen das große „SS-Kloster“, wohin der Ordensgeneral einmal jährlich das Geheimkonsistorium einberief. Hier sollten alle, die zur obersten Ordensführung zählten, geistige Exerzitien und Konzentrationsübungen abhalten. Im großen Versammlungssaal besaß jedes Mitglied einen bestimmten Sessel mit einem Silberplättchen, auf dem der Name des Betreffenden eingraviert war. Die Wurzeln dieser mystischen Neigung Himmlers mögen nicht zuletzt auf seine Einstellung zur Katholischen Kirche zurückgehen, die man als „Haß-Liebe“ bezeichnen konnte.“ Walter Schellenberg, Aufzeichnungen Wiesbaden, München 1956, S 39ff.

[60] Karl Huser, Wewelsburg 1933 bis 1945, Kult- und Terrorstätte, Paderborn 1987, S 27 und S 192ff.

[61] Vgl. Heinrich Himmler, Die SS als antibolschewistische Kampforganisation, München 1937.

[62] Karl Huser weist in seinem Buch: Wewelsburg 1933 bis 1945, Kult- und Terrorstätte, Paderborn 1987, S. 61 darauf hin, daß bereits 1966 der Pfarrer Franz Josef Tusch diese Deutung als „Legende und Spinnerei" bezeichnet habe Die Person des Pfarrers ist insofern interessant, da die katholische Kirche und das Pfarrhaus sich in unmittelbarer Nahe zur Wewelsburg befanden und es Himmler nicht gelang, diesen Besitz zu konfiszieren oder den widerspenstigen Pfarrer zu vertreiben, der nach dem Krieg noch bis 1958 im Amt war.

[63] Karl Huser, Wewelsburg 1933 bis 1945, Kult- und Terrorstätte der SS, Paderborn 1982, S. 37.

[64] Rüdiger Sünner, Schwarze Sonne, Freiburg im Breisgau 1999, S. 107.

[65] Walter Blachetta, Das Buch der deutschen Sinnzeichen, Berlin 1941, S. 80.

[66] In 8. Sonnenwacht-Brief, S 9-11, November 1998 FBK, Andreas Szalay, Postfach 1238, 68544 llvesheim.

[67] Ratthofer/Ettl, Das Vril-Projekt, Selbstverlag 1992 S. 1 und 22.

[68] Daß die „Schwarze Sonne" sich als „moderne" Mythologie etabliert, zeigt folgende Erwähnung im Internet unter http://www equinox-net.de/aktlett.htm ORDEN DER SCHWARZEN SONNE. Die ganze Historie hindurch sind einige der größten Philosophen, Künstler, Wissenschaftler und sogar Politiker zu der Behauptung gelangt, daß es dem Menschen mehr als allgemein angenommen möglich ist, Wissen über die Ursachen seiner Existenz und seine Beziehung zum Kosmos zu erwerben, dem er als integraler Teil angehört. Der Schlüssel dazu ist der Weg der Selbsterforschung und die Kontrolle seiner selbst. Es ist nicht die Absicht der OSS, die Anhänger der empirischen Wissenschaft, Philister oder aber die des rationalen Glaubens davon zu überzeugen, daß andere Versuche, die Mysterien des Selbst zu verstehen, auch ihre Berechtigung haben konnten. Wer sich bei der OSS eine einfache Vorgehensweise magischer Entwicklung erhofft, wird dies nicht vorfinden, denn es gibt keine einfache Handhabung, den Schleier der Isis zu lüften. Der Orden dient nicht dem lustigen Beisammensein, sondern als Pforte der Weiterführung für den ernsthaft angehenden Zauberer. Der Orden der SCHWARZEN

SONNE ist weltanschaulich neutral und befaßt sich mit traditioneller Magie, wobei die Schwerpunkte in der KAMPF-MAGIE, CHAOS-MAGIE und der SCHATTEN-MAGIE liegen. Die zwei Grundgesetze des „ORDEN DER SCHWARZEN SONNE“ lauten BEDINGUNGS-LOSE LIEBE ‘SCHWFIGE, WAGE, WISSE, TU’ Kontakt OSS, Senefelderstr 74/B, D 70176 Stuttgart. Aus Equinox Nr. 9 2000.

[69] Louis Pauwels und Jacques Bergier, Aufbruch ins dritte Jahrtausend, Bern Stuttgart 1962.

[70] Robert Charroux, Verratene Geheimnisse, Berlin/München/Wien 1967.

[71] Bei der Zerschlagung des Templerordens ging es sicher nicht nur darum, die besorgte Christenheit zu retten, sondern auch um Machtpolitik und viel Geld.

[72] Hans Thomas Hakl, Nationalsozialismus und Okkultismus, die Arbeit wurde in „Gnosis“ beim Verlag AAGW, Lothar von Kübelstr 1, 76547 Sinzheim in den Ausgaben Jan /April/Jul 1997 veröffentlicht und ein weiteres Mal als Vorwort in Nicholas Goodrick-Clark, Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus, Graz/Stuttgart 1997.

[73] Rudolf J. Mund, Vom Mythos der schwarzen Sonne, erschienen in „Das andere Kreuz“, als Manuskript für einen begrenzten Freundeskreis vervielfältigt, undatiert.

[74] Wilhelm Landig, Götzen gegen Thule. Ein Roman voller Wirklichkeiten, Hannover 1971. Die nachfolgenden Titel der Trilogie: Wolfszeit um Thule (1980) und Rebellen für Thule(1991).

[75] Dazu: Hans-Jürgen Lange, Weisthor. Himmlers Rasputin und seine Erben. Engerda 1998 und Ders., Otto Rahn und die Suche nach dem Gral. Biografie und Quellen. Engerda 1999.

[76] Miguel Serrano, Das goldene Band, Wetter 1987, S. 51: „Das, was wir für die Sonne halten, sei nichts weiter als ein Widerschein, ein Reflex des wirklichen Gestirns (wie etwa die Gelbe Sonne, welche die Schwarze Sonne verdeckt und diese wiederum den Grünen Strahl.)“

[77] Nach Rüdiger Sünner, Schwarze Sonne, Freiburg im Breisgau 1999, S. 148 könnten merowingische Zierscheiben als Vorbild gedient haben, die allerdings keine zwölf Speichen besitzen.

[78] Karlheinz Weißmann, Irminsul und großer Wagen, in: Festschrift für Ellic Howe. Wege und Abwege Beiträge zur europäischen Geistesge-

schichte der Neuzeit. Freiburg i. Br. 1993, S. 247-260.

[79] Eine Zusammenfassung dieser Vorstellungen findet sich in „sol invictus“ Folge 2, Mitternacht, FBK, Andreas Szalav, Postfach 1238, 68544 Ilvesheim.

[80] Helena Petrova Blavatskv, Die Geheimlehre, Anthropogenesis. Den Haag (Reprint o. Jahresangabe), S.41.

[81] Daniel Stoltzenberg, Chemisches Lustgärtlein, Franckfurt, Jennis 1624 Reprint Darmstadt 1987. Dazu Carl Gustav Jung, Psychologie und Alchemie, Freiburg im Breisgau 1980.

[82] In der Literatur über alchemistische Verfahren und Innere Alchemie finden sich dazu häufig Hinweise zur „Putrefactio“. In diesem Zusammenhang sei nur folgendes genannt: Julius Evola, Die Hermetische Tradition. Von der alchemistischen Umwandlung der Metalle und des Menschen in Gold. Interlaken 1989. S 133-138.
Julius Evola/Gruppe von UR. Grundlegung der Initiation. Magie als Wissenschaft vom Ich. Band I. Interlaken 1998, S 67-72 in dem Aufsatz von Abraxas „Drei Wege“.

[83] Joscelyn Godwyn, Arktos. The polar Myth, Kempten/Illinois 1996, S. 71.

[84] Karl Huser, Wewelsburg 1933 bis 1945. Kult- und Terrorstätte der SS. Paderborn 1987, S 56.

[85] Rüdiger Sünner, Schwarze Sonne, Freiburg im Breisgau 1999, S. 211.

[86] Die Schriftreihen „Aorta“ und „Ahnstern“ werden über den Autor selbst vertrieben: A-1011 Wien, Postfach 778.

[87] Kadmon, in: Aorta 7, Katharsis. Auf den Spuren von Otto Rahn. Im Heft endet dieser scheinbare Erlebnisbericht mit der Angabe „Salzkammergut, 22.11.91.“

[88] Hans-Jürgen Lange, Otto Rahn und die Suche nach dem Gral. Biografie und Quellen. Engerda 1999, S.79 ff.

[89] Winfried Katholing, Heilige Stätten der Heiden und Ketzer. Ein Führer zu ausgewählten Kultplätzen in Deutschland und Frankreich, Aschaffenburg 1999.

Otto Rahn

Kreuzzug gegen den Gral

Die Geschichte der Albigenser

Nun hört ihn richtig benennen
Daß ihr wohl könnt erkennen
Wer sei des Abenteuers Held …
Wolfram von Eschenbach

INHALTSÜBERSICHT



Richard Wagner, Gralsmotiv aus »Parsifal«

Ob von Troies meister Kristjan
disem maere hat unreht getan,
daz mac wol zuernen Kiot.
der uns diu rehten maere entbot
von Provenze in tiuschiu lant
diu rehten maere uns sint gesant
und dirre aventiure endes zil.
niht mer da von nu sprechen wil
ich Wolfram von Eschenbach
wan als dort der meister sprach. [1]

VORWORT

Wolfram von Eschenbach läßt uns wissen, daß »Herr Kyot, der Meister wohlbekannt, die wahre Märe vom Gral aus der Provence in deutsches Land entboten, und daß Christian von Troyes (der Verfasser des *Perceval le gallois ou le conte du graal*) der Märe Unrecht angetan hat«. Ein Gral-Epos mit Kyot als Verfasser ist uns zwar nicht bekannt, wir wissen aber, daß Ende des zwölften Jahrhunderts der französische Dichter *Guyot* von Provins die berühmtesten Höfe Nord- und Südfrankreichs besucht hat, und kennen von seinen Dichtungen unter anderem eine »Bibel«, in der er seine Zeitgenossen karikiert. Man glaubt diesem Guyot eine uns verlorengegangene Parzivalfassung zuschreiben zu dürfen. Der erste Teil des Wolframschen Parzival ist durchaus von dem – unvollendeten – *Perceval le gallois* beeinflußt und ihm offensichtlich

nachgedichtet worden. Aber von dem neunten Buch seines Parzival an hat Wolfram von Eschenbach eine vollkommen neue Formulierung der Gralsage gegeben. Sollte Guyot der zweite Gewährsmann Wolframs gewesen sein, so kann sein Einfluß nur für den letzten Teil, den – was den Gral betrifft – wichtigsten, in Betracht kommen.
Weshalb wohl mag uns die Guyotsche Urfassung verloren gegangen sein?[2] Viele Hypothesen sind aufgestellt, aber die meines Erachtens gegebene ist nie ausgesprochen worden. Nie hat man die Tatsache berücksichtigt, daß durch die Kreuzzüge gegen Provence und Languedoc (1209 bis 1229) und insbesondere durch das Vorgehen der Inquisition in Südfrankreich ein großer Teil der provençalischen Literatur vernichtet wurde. Die von den Kreuzfahrern des »Albigenserkreuzzuges« und von den Inquisitoren angewandte Zensur war wirksam. Man warf alle der Ketzerei verdächtigen Bücher auf einen Scheiterhaufen und ließ sie die Feuerprobe bestehen. Nur die Bücher, die unversehrt gen Himmel flogen, wurden als unketzerisch anerkannt. Da blieb nicht viel übrig.

Walter Map (Geistlicher am Hofe Heinrichs II. von England und vielleicht der Verfasser des um 1189 geschriebenen *Grand Saint-Graal*)[3] berichtet uns, es gebe keine »Ketzer« in der Bretagne, sehr viele dagegen in Anjou (also Wolframs Anschauwe) und zahllose in Burgund und Aquitanien (also in der Provence und in der Languedoc). *Cäsar von Heisterbach* läßt uns wissen, daß die »albigensische Irrlehre« mit solcher Macht um sich gegriffen hatte, daß sie bereits in nahezu tausend Städten Anhänger zählte und daß sie ganz Europa vergiftet hätte, wäre sie nicht mit Feuer und Schwert vertilgt worden. Ein geschichtsschreibender Minorit zählt sie mit den Juden, Heiden, Mohammedanern und den deutschen Kaisern zu den fünf Hauptverfolgern Roms …
Die »Albigenser«, die von der südfranzösischen Stadt Albi nur den Namen hatten, gehörten zwei, was ihre Doktrinen anbetrifft, voneinander unabhängigen Häresien an. Die bekannteste war die der »Waldenser« (von dem Lyoner Kaufmann Peter Waldo ins Leben gerufen), die in unglaublich kurzer Zeit sich über das Abendland verbreitete. Die zweite Sekte war die der »Cathari« (griechisch: katharos = rein, daraus unser:

Ketzer), die man die Mahatma Gandhi des abendländischen Mittelalters nennen könnte. Über Webstühle gebeugt sannen sie nach, ob der »Erdgeist am sausenden Webstuhl der Zeit wirklich der Gottheit lebendiges Kleid wirke«. Tisserands, Weber, wurden sie auch genannt.
Da dieses Buch nicht die Geschichte der Sekten aufzeichnen will, so spreche ich von den Waldensern nur da, wo sie in den Rahmen meiner Untersuchungen gehören.
Der mysteriösen Cathari wegen wurde dieses Buch geschrieben …
Da fast ihre gesamte Literatur vernichtet wurde, wissen wir bis heute nur sehr wenig über sie. Was wir von den in den Folterkammern der Inquisition erpreßten Geständnissen einiger Cathari zu halten haben, braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden. Deshalb ist außer einigen historischen und theologischen Fachwerken, von denen mir nur ein verschwindend kleiner Teil der Wahrheit nahe zu kommen scheint, so gut wie nichts über sie geschrieben worden. Überdies schwieg man aus Gründen, die sich im Verlaufe meiner Arbeit von selbst ergeben werden, ihre »Reinheit« und ihren unerhörten Bekennermut tot.

Maurice Magre, der liebenswürdige Prophet indischer Weisheiten, dessen freundschaftlicher Empfehlung in seine südfranzösische Heimat ich an dieser Stelle aufrichtig danken möchte, hat in seinem Buch: *Magiciens et lllumines* einige Kapitel über das Geheimnis der Albigenser eingeflochten *(Le maitre inconnu des Albigeois).* Seine Annahme, die Cathari seien abendländische Buddhisten des Mittelalters gewesen, steht durchaus nicht vereinzelt da und ist von sehr ernst zu nehmenden Historikern, wie zum Beispiel von Guiraud in seinem: *Cartullaire de Notre-Dame de Prouille* vertreten worden. Wir werden davon eingehend zu sprechen haben. Magres Ansicht, die indischen Lehren von Seelenwanderung und Nirwana seien von einem »Weisen« aus Tibet nach Frankreichs leichtlebigem Süden gebracht worden, kann, wie anziehend diese Auffassung auch sein mag, noch so toleranter Kritik nicht standhalten.
Wenn ich mich zu einem langen Aufenthalt in einem der schönsten, aber wildesten und unwirtlichsten Teile der Pyrenäen entschloß, so geschah dies keineswegs um – wie einige französische Zeitungen wissen woll-

ten – das Buch meines Freundes Maurice Magre nachzuprüfen, sondern lediglich um an Ort und Stelle einen Stoff zu gestalten, der mich zuinnerst gepackt hatte.
Als ich in der Pariser Nationalbibliothek das Ergebnis meiner Forschungsarbeiten in den Pyrenäen sichten und nachprüfen wollte, stieß ich auf eine Broschüre von Peladan, in der dieser Vermutungen über geheimnisvolle Beziehungen zwischen catharischen Troubadouren und den Templeisen, zwischen Montsalvat und der Burgruine Montségur, der letzten Zuflucht der Cathari während der Albigenserkreuzzüge, andeutet: *Le secret des troubadours …*
Ich hatte inzwischen das Glück gehabt, in Pyrenäenhöhlen die Spuren von unbekannten Stationen der ketzerischen Leidensgeschichte zu finden, die mich, im Anschluß an einheimische Legenden, an einer mehr als etymologischen Beziehung zwischen Montsalvat *(mons salvatus)* und Montségur *(mons securus)* nicht mehr zweifeln ließen. [4*]

Der Catharismus war eine Häresie; die Theologie allein bietet eine Handhabe zur Enträtselung seiner enigmatischen Mystik. Das Werden und den Untergang der romanischen Kultur vermag nur ein Kulturhistoriker würdig nachzuzeichnen. Durch die Epen von König Artus, Perceval, Galaad und Titurel kann nur der Literarhistoriker finden. Höhlen – und sie waren meine wichtigsten, aber schwierigsten und gefährlichsten »Dokumente« – verlangen einen Speleologen und Prähistoriker. Und das »Sesam öffne dich« zum Eintritt in die mythisch-mystische Gralsrunde bietet sich nur dem Künstler.
Ich bitte um Nachsicht, wenn mir die eine oder andere dieser Voraussetzungen fehlen sollte. Aber ich wollte nicht mehr, als meine Zeitgenossen in ein von mir mit Seil und Grubenlicht und fleißiger Arbeit eröffnetes Neuland führen und den Menschen von heute die Martyrologie der ketzerischen Templeisen erzählen.

Im möchte dieses Vorwort mit einem Satz beschließen, der mir neben meiner Höhlenlampe manchesmal die finsteren Irrgänge der Gralhöhlen erhellen half:

»Das Wort Gral war schon frühzeitig dunkel. Diese Unklarheit nicht nur über die Form, sondern auch über die Herkunft des Namens weist nachdrücklich darauf hin, daß das Heiligtum eine Vorgeschichte hatte, in welcher es noch eine greifbare bekannte Größe war, die auch »Gral« hieß.« (Franz Kampers.) [5]

Otto Rahn

do sprach aber Parzival:
›mac ritterschaft des libes pris
und doch der sele pardis
bejagen mit schilt und ouch mit sper,
so was ie ritterschaft min ger.‹
›deiswar du heizes Parzival.
der name ist rehte mitten durch.‹

Wolfram von Eschenbach [6]

ERSTER TEIL

PARZIVAL

Leuchtende Farben, die an nordisches Zwielicht gewohnte Augen verletzen, sind untrennbar von den Gefilden der Provence und der Languedoc, in denen Sonne und immer blauer Himmel zu Hause sind. Blauer Himmel, noch blaueres Meer, purpurne Küstenfelsen, gelbe Mimosen, schwarze Kiefern, grüner Lorbeer und Berge, von deren Zinnen der Schnee nicht weggeht.

Wenn die südliche Nacht kommt, dann funkeln und glitzern unwahrscheinlich große Sterne, so nahe, daß man fast vermeint, mit den Händen nach ihnen greifen zu können. Und der südliche Mond ist nicht der Mond des Nordens. Sein Zwillingsbruder, aber schöner und verschwiegener als er …

Südliche Sonne und südlicher Mond zeugen Liebe und Lieder. Wenn die Sonne strahlt, dann singt es sich von selbst. Dann wachen die Lieder auf, die griesgrämiger Nebel eingekerkert hatte und schwingen sich den Lerchen nach in den Azur. Und wenn der Mond über dem Meer aufgeht, dann treibt er die Lieder hinaus, damit sie mit den Nachtigallen um die Wette schöne Frauen umwerben.

Zwischen den Gletschern der Alpen und den besonnten Pyrenäen, von den Weinufern der Loire bis zu den paradiesischen Gartenterrassen der Côte d'Azur und der Côte Vermeille hatte sich zu Beginn unseres Jahrtausends eine brillante, liebenswürdige und geistreiche Kultur erschlossen, in der es Gesetze gab für Poesie und Minne. Diese Gesetze, die *leys d'amors* (Minnegesetze), sollen dem ersten Troubadour von einem auf dem Ast einer goldenen Eiche sitzenden Falken gegeben worden sein.[7]
Die *leys d'amors* enthielten einunddreißig Bestimmungen. Und sonderbar: Sie stellten als obersten Satz auf, daß Minne körperliche Liebe oder Ehe ausschließe. Minne ist ein Bund der Seelen und Herzen, Ehe ein Bund der Körper. Mit der Ehe sterben Minne und Poesie. Liebe ist nur eine Leidenschaft, die im sinnlichen Genusse schnell vergeht. Wer wahre Minne im Herzen trägt, verlangt nicht nach dem Körper seiner Geliebten, nur ihr Herz will er. Wahre Minne ist rein und unkörperlich. Minne ist nicht Liebe; Eros ist nicht Sexus.
»Liebende sollten reinen Herzens sein und nur an Minne denken, denn die Minne ist keine Sünde, sondern eine Tugend, die die Schlechten gut und die Guten besser macht. *E d'amor mou castitatz* (Minne macht keusch)!«, sagt Wilhelm Montanhagol, ein toulousischer Troubadour.[8]
Troubadoure waren die Gesetzgeber der *leys d'amors.* An sogenannten »Minnehöfen« richteten Damen alle Ritter und Troubadoure, die gegen die Minnegesetze verstoßen hatten.
Den Minnedienst, die Huldigung der Grazie und Schönheit nannten die Troubadoure: *domnei* (von domina = Dame). Das *domnei* verursachte in dem *domnejaire* (Minnediener) das *joy d'amour:* das zum Dichter machende Minnen. Wer die schönsten Minnelieder zu dichten wußte, trug den Sieg davon: der huldigende Sänger wurde von seiner Dame als tributpflichtiger Vasall angenommen. Fortan konnte diese über ihn wie

über einen Leibeigenen verfügen. Statt vor seinem Lehensherrn schwur der Troubadour seiner Dame auf den Knien ewige Treue. Die Dame gab als Symbol der Minne ihrem poetischen Paladin einen goldenen Ring, hieß ihn aufstehen und küßte ihn auf die Stirne. Immer war dies der erste Kuß, meist der einzige. *E d'amor mou castitatz …*
Es soll vorgekommen sein, daß provençalische Priester unter Anrufung der Jungfrau Maria diesen mystischen Bund segneten.
In Nordfrankreich, noch mehr in Italien und am meisten in Deutschland waren nur der Rittersaal, der Turnierplatz und das Schlachtfeld des Rittertums Heimat. Rittertum ohne Adel war undenkbar. Ritter war nur der Adlige, der mit Pferd und Reisigen in den Krieg ziehen konnte.
In den romanischen Ländern waren Berge und Wälder des Ritters Bereich. Ritterschaft war jedem Bürger und Bauern zugänglich, wenn er mutig und ehrenhaft war oder wenn er zu dichten wußte. Schwert, Wort und Harfe waren die Attribute des romanischen Ritters, jedem zugänglich. Der redegewandte Bauer wurde geadelt, der dichtende Handwerker zum Ritter geschlagen.
»Ein edler Mann hat guter Krieger oder großzügiger Gastgeber zu sein und hat auf eine schöne Rüstung, erlesene Eleganz und Höflichkeit größten Wert zu legen. Je mehr Tugenden ein Edler besitzt, ein um so vollkommenerer Ritter ist er. Aber auch Bürger können ritterliche Tugenden haben. Wenn sie nicht vornehm von Geburt sind, so können sie dessen ungeachtet vornehmer Gesinnung sein. Eine Tugend jedoch hat allen, Adligen und Bürgern, gemeinsam zu sein, Ehrenhaftigkeit.
Wer arm ist, kann diesen Mangel durch höfische Redeweise und Frauendienst ersetzen. Wer aber nichts zu tun und nichts zu sagen weiß, verdient keine Beachtung und ist meiner Verse nicht wert«, sagt der Troubadour Arnold von Marveil[9], selbst Sohn armer und geringer Eltern, erst Schreiber, dann Dichter am Hofe des Vizegrafen von Carcassonne und Béziers.
Wir sehen also, daß Hohe und Niedere »Ritter« sein oder es werden können, wenn sie mutig und ehrenhaft oder Minnediener und Dichter sind. Feiglinge und Tölpel sind des Rittertums unwürdig. Ihr Zelter ist der Maulesel.
»Haltet euch stets von dummen Menschen fern und vermeidet boshafte

Reden. Wenn ihr in der Welt vorwärts kommen wollt, so seid großzügig, offen, kühn und stets bereit, von höfischen Dingen zu reden. Solltet ihr nicht genügend Geld für ein schönes Gewand haben, so seht darauf, daß alles hübsch sauber sei, insbesondere eure Schuhe, euer Gürtel und euer Dolch. Nichts gefällt mehr und nichts gibt höfischeres Aussehen. Wer im Frauendienst etwas erreichen will, muß in allem gewandt sein, damit seine Herrin nie ein Fehl an ihm findet. Bemüht euch, auch den Bekannten eurer Dame zu gefallen, damit sie nur Gutes über euch vernimmt. Das übt auf Herzen einen ganz besonderen Einfluß aus. Wenn euch eure Dame empfängt, so scheut euch nicht ihr zu sagen, daß sie euer Herz erobert hat. Und wenn sie euch wirklich gewähren sollte, worum ihr sie batet, so laßt ja niemand davon erfahren. Beklagt euch vielmehr bei jedermann, daß ihr nichts auszurichten vermöget, denn Frauen können Schwätzer und Dämlinge nicht ausstehen.«
»Nun wißt ihr, wie man in der Welt vorwärts kommt und wie man den Damen gefällt …«, belehrt uns der Troubadour Amanieu des Escas.[9]

Die Troubadoure waren ein leichtlebiges Völkchen. Was lag daran, wenn sie sich außerhalb ihres reinen Frauendienstes in ein hübsches Lärvchen vergafften und abends nicht mehr bis zur nächsten Burg kamen, in der sie nachtmahlen und herbergen wollten. Der südliche Himmel ist mild, nach den Früchten braucht man nur zu greifen und sprudelndes Quellwasser schmeckt dem Durstenden ebensogut wie süßer Roussillonwein.
Die *leys d'amors* schrieben zwar vor, daß Minne eben so rein sein müsse wie ein Gebet. Nun, in den Adern der Südländer fließt heißes Blut, ehe Troubadoure alt wurden, waren sie auch einmal jung, und alte Frauen brauchten und fanden keine Paladine.

Die harmonische Stimme des ritterlichen Romaniens war die Poesie, seine anmutige Sprache das »Provençalische«, die Erstgeborene der neulateinischen Idiome, aber wie ein bunter Teppich mit iberischen, griechischen, keltischen, gotischen und arabischen Mustern durchwoben.[10]
Aus Frankreich, Italien, Katalonien, Aragon und Portugal zogen die

Troubadoure nach Montpellier, Toulouse, Carcassonne und Foix, um neue Reime zu lernen und um sich mit dichtenden Königen und Prinzen, mit Richard Löwenherz, Alfons von Aragon und Raimon von Toulouse zu messen.
Wer kennt nicht den kühnen, streitlustigen Bertran de Born, den Dante enthauptet in der Hölle antrifft, und den immer verliebten Arnold Daniel, der im Fegfeuer »unter Tränen singt und trauernd die vergangene Torheit sieht« und den großen Florentiner bittet, stets seiner zu gedenken? Und die anderen alle, einer törichter und begabter als der andere: Bernart von Ventadour, Gancelm Faidit, Peire Vidal, Marcabrus, Peire Cardinal, Ramon von Miravil und der melancholische Arnold von Marveil, Arnold Daniels Lieblingsschüler und der Gräfin von Carcassonne unglücklicher Paladin …[11]
Wie die romanischen Troubadoure lebten, liebten, lachten und weinten hat uns einer erzählt, der sie sah und kannte: ihr Biograph Michael von La Tour. Der weiß uns mehr von den »Reimern« zu erzählen als irgendwer. Wir wollen uns einige seiner Berichte in freier Übertragung anhören.

Herr *Raimon von Miraval*[12] war ein armer Ritter aus der Gegend von Carcassonne. Aber durch sein schönes Dichten und Reden – er wußte in Minne und Frauendienst wohl Bescheid – wurde er von dem Grafen von Toulouse sehr geehrt und geschätzt. Dieser Graf gab ihm Pferde, Kleider und Waffen. Und er war des Grafen Vasall, wie der des Königs Peter von Aragon, des Vizegrafen von Béziers, des Herrn Bertran von Saissac und aller großen Barone jener Gegenden. Es gab nirgends eine angesehene Dame, die nicht seine Minne oder wenigstens sein vertrauliches Wohlwollen begehrte. Er wußte nämlich besser als irgend jemand Damen zu feiern und zu ehren. Aus diesem Grunde hielt es jede für eine Ehre, Raimon von Miraval zum Freund zu haben. Er liebte manche Dame und erfand deshalb viel gute Lieder. Aber alle Welt wußte, daß er nie Gutes (ich möchte das Wort ben so diskret übersetzen wie es ist) empfing von irgendeiner Dame nach dem Rechte der Minne. Alle betrogen sie ihn.

Mich quält ein doppeltes Bestreben;
Lieb' oder Geist, wem soll ich trauen?
Sing' oder sing' ich nicht zu Frauen,
Solang' ich weile hier im Leben?
Gründe hab' ich groß und schwer.
Daß ich singe nimmermehr.
Doch sing' ich schon, denn Lieb' und Jugendsinn
Lehren mich, reizen mich, reißen mich hin.[13]

Peire von Auvergne, Sohn eines Bürgers, war aus dem Bistum von Clermont gebürtig. Er war ein kluger, sehr gelehrter, schöner und angenehmer Mann. Gut dichtend und singend war er der erste wirklich gute Troubadour des Landes und fand bestimmt die allerbesten Reime in seinem Gedicht:

Wenn kurz der Tag und lang die Nacht
Und grau das Firmament und braun,
Dann ist's, daß meine Kunst erwacht,
Dann blühn und reifen meine Au'n.

Er wurde geehrt und geschätzt von allen angesehenen Herren, Baronen und Damen und für den besten Troubadour gehalten, bis zu dem Tage wo Guiraut von Borneil zu reimen begann. Peire von Auvergne sagte von sich:

Peire von Auvergnes Stimme hallt
Wie Froschgequak im Sumpf erschallt,
Er prahlt mit seinen Melodein.
Doch hat er fast zu viel Verstand,
Daß zu verstehn ihn große Pein.
Lachlustig dieses Liedlein fand
Ich zu Poivert bei Fackelschein.

Der Dauphin von Auvergne, in dessen Land er zur Welt kam, erzählte mir – dem Michael von La Tour –, daß der Troubadour lange in dieser Welt lebte und daß er dann … (Lücke im Text) … und daß er zuletzt Buße tat.

Guillem von Cabestaing war aus dem Roussillon, das an Katalonien und an das Narbonnesische grenzt. Er war ein sehr angesehener Mann und geschickt in Waffentaten, ritterlicher Artigkeit und Frauendienst. In seiner Heimat gab es eine Dame namens Donna Soremonda. Sie war die Gattin Herrn Raimons vom Schloß Roussillon, der sehr vornehm, böse, ungestüm, heftig, reich und stolz war. Herr Guillem von Cabestaing liebte die Dame mit Minne und dichtete Lieder auf sie. Die Dame, die jung, fröhlich, edel und schon war, wollte ihm »Besseres« *(ben maior* = mehr »Gutes«) antun als irgend jemand auf der Welt. Das wurde dem Herrn Raimon vom Schloß Roussillon hinterbracht. Der ließ, als zorniger und eifersüchtiger Mann, seine Frau bewachen und als er eines Tages den Guillem von Cabestaing allein antraf, tötete er ihn, riß ihm das Herz aus der Brust und hieb ihm den Kopf ab. Das Herz ließ er rösten, in Pfefferbrühe zurichten und gab es seiner Frau zu essen. Nach dem Mahle fragte er sie: »Wisset Ihr, was Ihr gegessen habt?« Die Dame antwortete: »Nein, aber es war eine sehr gute und schmackhafte Speise.« Er sagte ihr, daß, was sie gegessen habe, das Herz des Herrn Guillem von Cabestaing gewesen sei und ließ als Beweis dafür den abgeschlagenen Kopf vor sie bringen. Als die Dame das sah und hörte, verlor sie Sehen und Hören. Und als sie wieder zu sich kam, sagte sie: »Herr, Ihr habt mir eine so gute Speise vorgesetzt, daß ich nie wieder etwas anderes essen werde.« Dann lief sie zu ihrem Balkon und stürzte sich in die Tiefe. So starb sie. Im Roussillon und im ganzen Lande Katalonien wurde gar bald bekannt, daß Herr Guillem von Cabestaing und Donna Soremonda so elendiglich umgekommen seien, und daß Herr Raimon vom Schloß Roussillon seiner Gattin das Herz des Herrn Guillem zu essen gegeben habe. Darüber waren allenthalben großer Schmerz und große Trauer. Und es kam Klage vor den König von Aragon, den Lehnsherrn des Herrn Raimon vom Schloß Roussillon und des Herrn Guillem von Cabestaing. Der König ritt geschwind nach Perpignan, ließ Herrn Raimon vor

sich kommen, ergreifen, ihm alles wegnehmen und ihn selbst in ein tiefes Verlies werfen. Guillem von Cabestaing und die Dame wurden nach Perpignan gebracht und vor der Kirchentüre begraben. Auf dem Grabstein stand zu lesen, wie sie umgekommen waren; und es wurde verordnet, daß fortan alle Ritter und Damen aus der ganzen Grafschaft Roussillon alljährlich zu einer Totenfeier dorthin pilgern sollten.

Als ich Euch sah so stolz und hehr und schön,
Euch scherzen hört' in holder Lieblichkeit,
Da war's um meine Ruh' geschehn.
Ich fand sie nie mehr seit der Zeit.
Ich lieb' Euch, Herrin, schlimm sollt's mir ergehn,
Erwies' ich andern Frau'n Ergebenheit!
Ach, Herrin, werd' ich je die Stund' erleben,
Wo Ihr mir sagt, daß Euer Freund ich bin?[14]

Raimon Jordan war der Vizegraf von Sankt Antoni im Bistum Cahors. Er liebte eine edle Dame, die die Ehefrau des Herrn von Pena im Albigensischen war. Die Dame war schön, verdienstvoll, sehr geschätzt und geehrt. Er war gebildet, freigebig, artig, waffengewandt, schön, angenehm und ein guter Dichter. Sie liebten sich über alle Maßen, so sehr wollte eines dem anderen Gutes. Aber es ereignete sich, daß der Vizegraf in einer großen Schlacht auf den Tod verwundet wurde, und daß seine Feinde behaupteten, er sei tot. Und aus großem Schmerz darüber trat sie in den Orden der Ketzer ein. Aber Gott wollte, daß der Vizegraf von seiner Wunde genas. Doch niemand hatte den Mut ihm zu sagen, daß die Vizegräfin Ketzerin geworden sei. Als er wieder geheilt war, kam er nach Sankt Antoni. Dort erfuhr er, daß die Dame sich aus Trauer über seinen Tod geweiht habe. Darüber verlor er Scherzen, Lachen und Fröhlichkeit; und fand Klagen, Tränen und Kummer. Er ritt nicht mehr und mied gute Leute. Und so hielt er es länger als ein Jahr. Darüber waren alle gute Leute jener Gegend sehr betrübt, und deshalb ließ ihm die Dame Alix von Montfort, die jung, schön und artig war, melden, daß er doch über ihre Minne froh sein solle, denn sie mache ihm mit ihrer Person und Minne ein Geschenk für den erlittenen Schaden. Sie

meldete ihm sehr anmutig: »Ich bitte Euch und rufe Euch an um Gnade, daß Ihr mich zu sehen kommet.« Als der Vizegraf diese Ehre vernahm, begann eine große Minnesüßigkeit in sein Herz zu dringen. Sogleich fing er an sich zu freuen, fröhlich zu sein, unter die guten Leute zu gehen und sich und seine Gefährten zu kleiden. Er machte sich schmuck zurecht und ritt zur Dame Alix von Montfort. Die empfing ihn mit großer Freude über die große Ehre. Auch er war lustig und fröhlich über die Ehre, die sie ihm erwies. Sie war sehr fröhlich über die Güte und die Tugenden, die sie in ihm fand, und bereute nicht ihm Minne versprochen zu haben. Er wußte sie wohl einzunehmen und bat sie um sehr viel Minne, damit er wisse, daß sie ihm diese Minne aufrichtigen Herzens versprochen habe. Er sagte ihr, sie sei für ewig in sein Herz eingeschrieben. Und die Dame nahm ihn zu ihrem Ritter, empfing seine Huldigung, umarmte und küßte ihn. Und sie gab ihm den Ring von ihrem Finger als Bürgschaft und Sicherheit. So trennte sich der Vizegraf Raimon Jordan vergnügt und froh von der Dame, kehrte zurück zum Singen und zur Fröhlichkeit und dichtete das bekannte Lied: Vor Euch neige ich mich bittend, vor Euch, die ich liebe …[15]

*

Zwei mächtige Fürstenhäuser überragten die zahllosen romanischen Dynastien südlich und nördlich der Pyrenäenkette.

Auf der spanischen Seite regierte das Haus *Aragon,* dessen Ursprung sich in der Nacht vaskonischer Geschichte verliert. Wolf der Baskenfürst, der Roland bei Roncesvalles besiegt haben soll, galt als Ahnherr dieses Hauses.
Im Jahre 1118 entriß Alfons der Erste (1104 – 1134) Saragossa der Maurenherrschaft und erhob es zur Hauptstadt Aragoniens. Sein Bruder Ramiro der Zweite vermählte im Jahre 1137 seine Tochter Petronella mit dem katalonischen Grafen Raimon-Berenger von Barcelona, dessen ältester Sohn Alfons der Zweite, mit dem Beinamen der Keusche (1162 bis 1196), Katalonien und Aragonien unter seinem Zepter vereinigte. Seine Herrschaft erstreckte sich über Aragonien, Katalonien, Valencia,

die Balearengruppe, den südlich der Durance gelegenen Teil der Provence, über die Grafschaften Urgel und Cerdagne, die an Andorra grenzten, und das Roussillon zwischen dem Mittelmeer und der Grafschaft Toulouse.
Alfons der Keusche war ein hervorragender Gönner des *gai savoir* (edle Kunst, Poesie) und selbst einer der in provençalischer Sprache dichtenden Troubadoure. Der nordfranzösische Dichter Guyot von Provins spricht von diesem *rois d'Arragon* als seinem großzügigen Mäzen, dessen Dichtergabe und ritterliche Tugenden er bewundernd besingt. Alfons der Keusche rivalisierte mit dem Troubadour Arnold von Marveil um die Gunst der Adelaide von Burlats, Tochter Raimons des Fünften, Grafen von Toulouse, und Gattin des Vicomte Roger-Taillefer von Carcassonne …

Nördlich der Pyrenäen herrschten die mächtigen Grafen von *Toulouse.* Ihr Ahnherr war Hursio, ein Gotenfürst. Als der Westgotenkönig Alarich der Zweite im Jahre 507 seine Residenz Toulouse an den Frankenkönig Chlodwig verlor, soll Hursio *marquis* (Markgraf) der Stadt geblieben sein.
Die »Hursiosöhne« waren nach und nach die Herren des ganzen von den Alpen, der Durance, der Dordogne und den Pyrenäen begrenzten Gebietes bis zur Gaskogne geworden.

Raimon von Saint-Gilles, der vierzehnte Hursiosohn, hatte während des ersten Kreuzzuges (1096 – 1099) ein großes occitanisches Pilgerheer ins heilige Land geführt und dort, als sein Versuch, Gottfried von Bouillon die Königskrone von Jerusalem streitig zu machen, gescheitert war, an den Abhängen des Libanon das Fürstentum Tripolis gegründet. Die syrischen Städte Tripolis, Arados, Porphyrion, Sidon und Tyrus wurden kleinasiatische Toulouse, Carcassonne, Albi, Lavaur und Foix. In einem Wald von Palmen, Orangen- und Granatbäumen, in deren Blättern der Wind Lieder von Salomons Zedern, dem Schnee des Sannim und den Tempeln von Baalbek sang, lag Tripolis die Hauptstadt. Den toulouser Grafen verlangte es nicht mehr nach Hause zurück, aber die Heimat sehnte sich nach seinem morgenländischen Paradies.[16]

Raimons Urenkelin war Melissende von Tripolis, deren Schönheit und märchenhafte Heimat Rudel den unglücklichen Troubadour so angezogen, daß er »mit Ruder und Segel in den Tod fuhr«, wie Petrarca in seinem *trionfo d'amore* singt.

Raimond von Saint-Gilles' Söhne teilten sich in das väterliche Erbe. Bertran, der in Toulouse zur Welt gekommen war, herrschte über Tripolis. Alfons, in Tripolis geboren, zog in die Heimat. Er trug die Titel eines Grafen von Toulouse, Marquis von der Provence und Herzogs von Narbonne. Von den mächtigen Grafen und Vizegrafen der Städte Carcassonne, Béziers, Montpellier, Narbonne und Foix wurde er als Oberlehensherr anerkannt.

Alfons war fünfundvierzig Jahre alt, als Abt Bernhard von Clairvaux den zweiten Kreuzzug (1147–1148) predigte. In Vezelay nahm er mit dem König Ludwig dem Siebenten von Frankreich das Kreuz. Als er kurz nach seiner Landung in Caesarea vergiftet wurde, beschuldigte man Balduin den Dritten, König von Jerusalem, er habe Angst um seine Krone gehabt und deshalb den Grafen Alfons umbringen lassen

Die Infantin India von Toulouse hatte ihren Vater ins heilige Land begleitet. Sie begrub ihn auf dem Mont-Pelerin zwischen dem Libanon und dem Meer neben Raimon von Saint-Gilles und Elvira von Kastilien, seinen Eltern. India wurde im Verlaufe des Kreuzzuges von den Ungläubigen gefangen genommen und nach Aleppo in den Harem des Sultans Nureddin geschafft. Die Sklavin India wurde Sultanin und regierte nach dem Tode Nureddins über das Seldschukkenreich.

Als Alfons nach Palästina zog, war sein Sohn Raimon erst zehn Jahre alt. Die Könige von Frankreich, England und Aragonien, seine mächtigsten Nachbarn, machten ihm das Erbe streitig. Frankreichs König, Ludwig der Siebente, glaubte als Nachkomme Chlodwigs und Karls des Großen einen Anspruch auf Toulouse erheben zu dürfen. Heinrich der Zweite, König von England, meinte als Gatte der Eleonora von Poitiers, einer nahen Verwandten des toulouser Grafenhauses, Rechte aufweisen zu können. Und der König von Aragon pochte auf seine Abstammung von Wolf, dem legendären Baskenfürsten. Raimon schlug den einzig möglichen Weg ein. Er verbündete sich mit einem dieser drei Könige

gegen die beiden anderen. Und zwar »huldigte« er dem König von Frankreich dadurch, daß er dessen Schwester Konstanze, eine verwitwete Gräfin von Boulogne, heiratete.
Die Ehe sollte sehr unglücklich werden. Konstanze war eine kalte, zänkische Frau und obendrein älter als der Gatte. Sie scheint es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau genommen zu haben, was ihr allerdings Raimon nicht zum Vorwurf machen konnte. Er hielt es mit besagter Treue um keinen Deut besser und soll sogar, wie der geschichtsschreibende Mönch Peter von Vaux-Cernay[17] uns zu vermelden weiß, einen Hang zum eigenen Geschlecht gehabt haben. Wie dem auch sein mag, das *Castel Narbonnais,* der toulouser Grafenpalast, hallte von ihrem Zank wider.
Bevor Raimon gegen den König von Aragon, mit dem er sich um die Oberherrschaft in der Provence stritt, in den Krieg zog, schloß er Konstanze in einen Turm ein. Es gelang ihr aber, nach Paris zu ihrem Bruder zu flüchten. Der scheint von dem Recht seiner Schwester nicht überzeugt gewesen zu sein, denn er brach keineswegs mit seinem Schwager.

In England herrschte seit 1154 mit König Heinrich dem Zweiten, dem Sohn Geoffroys von Anjou und der englischen Prinzessin Mathilde, das Haus Anjou, dessen Beiname Plantagenet von der Helmzier seines Wappens, einem Ginsterzweig (planta geneta) herrührt. Heinrich der Zweite herrschte über England, Anjou, die Touraine und über die seit 1106 englische Normandie und erwarb durch seine Vermählung mit Eleonora von Poitiers (1152) Aquitanien, Poitou, Auvergne, Périgord und Limousin, also fast den vierten Teil Frankreichs hinzu.
Im Jahre 1159 unternahm Englands König Heinrich der Zweite, genannt *Courtmantle* (»Kurzmantel«, weil er die Mode kurzer Mäntel in England einführte) einen Zug gegen den Grafen von Toulouse. Aber König Ludwig von Frankreich zwang ihn durch einen Einfall in seine aquitanischen Länder Poitou, Limousin, Auvergne und Périgord zur schleunigen Umkehr. Als dann Heinrich Kurzmantel seine Gattin Eleonora seinerseits in einen Turm einsperren ließ, glaubte Raimon einen triftigen Grund gefunden zu haben, den Einfall der Engländer zu erwidern.

Auch die Ruhe des Hauses *Anjou-Plantagenet* wurde durch Ehezwist gestört. Eleonora hatte alle Ursache, auf ihren Gemahl eifersüchtig zu sein. Eine schöne Dame mit dem noch schöneren Namen Rosamunde hatte ihr sein Herz abspenstig gemacht. Eleonora hielt es deshalb für angebracht, ihre Rivalin zu vergiften und den Thronerben Heinrich zur Empörung gegen seinen Vater zu reizen. Dafür wurde sie von diesem in besagten Turm eingeschlossen.

Infant Heinrich begann im Jahre 1173 mit Unterstützung des Königs von Frankreich und Raimons von Toulouse, der mit allen seinen Vasallen und Troubadouren herbeigezogen war, den Krieg gegen seinen Vater. Den »Aufruf« dazu hatte der Troubadour Bertran de Born erlassen.

Bertran de Born war der Vicomte von Hautefort im Périgueux. Es gibt eine Handschrift der Zeit mit einer Miniatur dieses kriegsfreudigen Reimers. Sie zeigt ihn uns in prangender Rüstung, wie er auf einem schwarzen Zelter mit karmesinroter Schabracke und grünem Sattel gegen einen feindlichen Ritter anreitet.

Wie freut es mich, wenn von dem Kuß
Des Lenzes alle Knospen springen.
Wie freut es mich, wenn frohen Gruß
Die Vöglein zarten Blumen singen
und immerblauem Himmel.

Es freut mich mehr, seh' ich gereiht
Kriegszelte weit und breit
Und hör' ich Schlachtgetümmel,
Und schau' ich Ritter in den Streit
Reiten im bunten Waffenkleid.

Fürwahr ich ziehe kämpfen vor
den Lenzesfreuden, hör' ich klingen:
»Drauf los! Schlagt zu! Helft uns im Streit!
Herbei! Herbei!«

Hört mich, Barone: bringt zu Fall
Städte und Burgen! Seid flugs bereit,
Sonst bieten die andern euch blutigen Streit. –

Und Ihr, Papiol, Ihr habt die Wahl:
Ja oder nein. Wacht auf! Seid
Nicht verschlafen! Es ist Zeit
Zu wählen: Ja oder nein! Eins, zwei, drei …

(Aus einer Sirventese des Bertran de Born)[18]

»Papiol«„ nannte Bertran den englischen Prinzen Richard mit dem Löwenherz. Der Spottname Papiol ist unübersetzbar, er bedeutet sowohl Päpstchen als Dummkopf (pépi).
Papiol wählte: Ja!
In einer anderen Sirventese zählt Bertran de Born die Prinzen Romaniens auf, die gegen England in den Krieg zogen: die Grafen von Toulouse, Bearn, Barcelona (also der König von Aragon), Périgord und Limoges und alle Vizegrafen, Barone und Konsuln von der Rhone bis zum Ozean.
Die Verbündeten hätten wahrscheinlich über den König von England triumphiert, wäre nicht der König von Aragon abgefallen, um gegen Toulouse zu rücken. Im letzten Augenblick gelang es Raimon, den Eindringling zurückzuschlagen, der sich daraufhin geschwind mit dem englischen König verbündete. Bertran de Born dichtete eine empörte Sirventese gegen ihn, der Romaniens Sache so schmählich im Stiche gelassen hatte. Er erklärte ihn für den Abkömmling eines niedrigen Leibeigenen und nicht des Pyrenäenhelden Wolf. »Aragonien, Katalonien und Urgel schämen sich ihres feigen Königs, der sich in seinen Liedern selbst besingt und der die Silberlinge höher stellt denn seine Ehre.«
Dann sprach Richard Löwenherz mit einem Male: Nein! und versöhnte sich mit seinem Vater. Kurz darauf starb sein Bruder, der englische Thronfolger Heinrich, den Bertran de Born in seinen Liedern *»lo rei joven«* (»der junge König«) nannte, unerwartet auf dem Schloß Martel im Limousin. Bertran war über den jähen Tod seines Lieblingshelden

erschüttert. In einem *planh* (Plandi, Klagelied) beweinte er den jungen Prinzen …

Gern hätte Bertran eine Fortsetzung des Krieges gesehen, aber zu seinem Unglück scharten sich die aquitanischen Barone Westromaniens um Heinrich von England, ihren Lehensherrn und zogen sogar mit diesem gegen seine Burg Autafort. Heinrich hatte sich geschworen, an Bertran Rache zu nehmen. Als dann noch Alfons von Aragonien, Bertrans unversöhnlichster Feind, zu den Belagerern stieß, wurde Bertrans Lage gefährlich. Aber er verlor den Mut nicht. Um Aragoniens König zu verhöhnen und um zu zeigen, daß seine Burg noch reichliche Vorräte habe, schickte er ihm einen Ochsen mit der Bitte, den Zorn des Britenkönigs zu besänftigen.

Burg Autafort konnte dem Ansturm der Belagerer nicht widerstehen. Bertran wurde gefangen genommen und vor König Heinrich geführt.

»Bertran, du rühmtest dich, nur die Hälfte deines Geistes nötig zu haben. Ich befürchte, daß selbst die beiden Hälften deines Geistes dich nicht mehr retten können.«

»Ja, Sire«, antwortete Bertran mit Ruhe, »so habe ich gesagt, und ich habe die Wahrheit gesprochen.«

»Bertran, hast du denn je Geist besessen?«

»Ja, Sire, aber ich habe ihn verloren, als Euer Sohn Heinrich starb.«

Dann sang Bertran de Born seinen *planh* auf Heinrich des jungen Königs Tod. Da weinte der greise König bitterlich und sagte:

»En Bertran,[20] mein Sohn liebte dich mehr, als irgend jemanden auf der Welt. Aus Liebe zu meinem Sohn schenke ich dir das Leben, dein Land und dein Schloß. Die Schäden, die du erlitten hast, vergüte ich dir mit diesen fünfhundert Silbermark. Bertran, Bertran …«

»Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt.«

Uhland

Bertran war zu den Füßen des Königs niedergefallen. Triumphierender denn je erhob er sich wieder.

Bald danach (1186) starb König Heinrich, und Richard Löwenherz wurde gekrönt. Noch unzufrieden mit dessen »Ja und Nein« wiegelte Bertran

den Bruder Richards, Gottfried, auf. Besiegt mußte Gottfried an den französischen Königshof flüchten, wo er in einem Turnier unter Pferdehufen endete.

Drei Jahre später wurde der dritte Kreuzzug[21] gepredigt. Sultan Saladin hatte kurz zuvor Jerusalem zurückerobert und auf der Grabeskirche das Kreuz durch den Halbmond ersetzt. Den Christen Jerusalems hatte er die Wahl gelassen, unbehelligt in den Mauern der heiligen Stadt zu bleiben oder sich nach den Küstenstädten Tyrus, Tripolis oder Akkon zurückzuziehen.
India, die Toulouser Infantin, soll zu diesem großmütigen Verhalten Saladins ihren Teil beigetragen haben, denn dieser hatte sie, die Witwe des Sultans Nureddin, geheiratet, um der Herr des Seldschukkenreiches zu werden. Wie dem auch sein mag, Saladin befleckte die heilige Erde Jerusalems nicht mit Blut, wie es sechsundachtzig Jahre zuvor die Kreuzfahrer des ersten Kreuzzuges getan hatten, denn da waren »Stadt und Tempel voller Leichen« (Torquato Tasso).
Saladins Sieg versetzte das Abendland in Wut und Schrecken. Rom ließ einen neuen Kreuzzug predigen. Die Predigten der Priester wurden von den Harfenklängen der Troubadoure begleitet. Die berühmtesten Reimer riefen zur Teilnahme am heiligen Krieg auf: Bertran de Born, Peire Vidal, Guiraut von Borneil und Peire Cardinal. Mehr als Sehnsucht nach den biblischen Stätten Palästinas reizte die Troubadoure der Wunsch ferne Länder zu sehen, um dann die erlebten Abenteuer als Balladen und Sirventesen vor den Damen singen zu können, die betrübt in der Heimat zurückbleiben mußten.
Wieviele Frauentränen mögen wohl geflossen sein, als die Reimer und Ritter, auf Rüstung und Schild das Kreuz, die Heimat verließen!
»Bei dem Brunnen am Obstgarten, in dessen Bäumen die Vöglein sangen, traf ich kürzlich, auf einem Teppich von Gras und weißen Blumen sitzend, eine edle Dame, die Tochter eines Schloßherrn. Ich dachte, sie sei hierhergekommen, um sich an dem Lenz, dem grünen Laub und dem Gesang der Vögel zu erfreuen. Aber dem war nicht so.
Sie begann aus tiefstem Herzen zu weinen: ›Jesus‹, klagte sie, ›Euretwegen erdulde ich eine so große Pein. Weshalb wollt Ihr nur, daß die

Tapfersten dieser Welt übers Meer fahren und Euch dienen! Mein Freund, mein schöner, edler und mutiger Freund ist fortgezogen. Und ich bin nun allein mit meinem Verlangen nach ihm, mit meinen Tränen und meinem Kummer. ‹
Als ich die Dame so klagen hörte, ging ich längs des klaren Baches zu ihr hin. ›Schöne Dame‹, sagte ich, ›Tränen schaden der Schönheit. Ihr solltet nicht verzweifeln. Gott, der die Bäume grünen läßt, vermag auch Euch die Freude zurückzugeben. ‹
›Seigneur‹, sagte sie, ›ich glaube wohl, daß Gott eines Tages im anderen Leben mir, wie so vielen anderen Sündern, gnädig sein wird. Aber weshalb nimmt er in diesem Leben mir den weg, der meine Freude war und der jetzt fern von mir ist‹.« (Troubadour Marcabrus.)[22]
Dem Reimer Peyrol fiel es besonders schwer, sich von seiner weinenden und vorwurfsvollen Donna Sail von Claustra loszureißen:
»Als Amor sah, daß mein Herz nicht mehr an ihn dachte, machte er mir Vorwürfe. Ihr werdet sehen welche: ›Freund Peyrol, das ist nicht schön von Euch, mich im Stiche zu lassen! Wenn Eure Gedanken nicht mehr mir allein gehören, und wenn Ihr nicht mehr singt, wozu seid Ihr dann noch nütze?‹
– Amor, ich habe Euch so lange gedient, und nun habt Ihr kein Erbarmen mit mir. Ihr wißt wohl, wie wenig Gutes (wieder: ben) Ihr mir zuteil werden ließet. ‹
– Aber, Peyrol, habt Ihr denn die schöne und edle Dame vergessen, die Euch auf meinen Befehl so gnädig und mit so viel Minne aufnahm? Niemand hätte Euch ein so leichtsinniges Herz nach Euren Liedern zugetraut. So froh und verliebt schient Ihr!‹
– Amor, ich habe meine Dame vom ersten Tag an geliebt und liebe sie noch. Aber die Zeit ist gekommen, daß mancher Mann, der – gäbe es keinen Saladin – froh wäre, bei seiner Dame bleiben zu können, sie nun doch mit Tränen verlassen muß.‹
~ Peyrol, Eure Teilnahme am Kreuzzug wird die Stadt Davids auch nicht von der Türken- und Araberherrschaft befreien können. Hört meinen gut gemeinten Rat an: liebt, dichtet und laßt den Kreuzzug Kreuzzug sein. Seht Euch doch die Könige an, die stattdessen sich gegenseitig bekriegen und nehmt Euch ein Beispiel an den Baronen, die nicht genug

Vorwände für Fehden finden können, um ja nicht das Kreuz nehmen zu müssen. ‹
– Amor, ich habe Euch immer treu gedient. Das wißt Ihr selbst. Aber heute sehe ich mich gezwungen, Euch den Gehorsam zu verweigern. Der Kreuzzug zögerte schon zu sehr und sollte längst dem frommen Marquis von Montferrat zu Hilfe gekommen sein.«

Dieser »Marquis von Montferrat« war Fürst Konrad von Tyrus. Von Saladin bedrängt, rief er das Abendland um Hilfe herbei. Bertran de Born antwortete ihm folgendermaßen:
»Herr Konrad, haltet Euch an Gottes Schutz! Ich wäre längst bei Euch dort unten, hätte das Zaudern der Grafen, Fürsten und Könige mich nicht veranlaßt, es genau so zu halten. Seit ich auch noch meine Dame, meine schöne blonde Dame, wiedergesehen habe, ist mir alle Lust vergangen, zu Euch zu ziehen!«

Bertran de Born, anfangs einer der begeisterten Kreuzzugsdichter, blieb zu Hause, liebte, dichtete und wetterte weiter:
»Möge es Gott gefallen, den Philipp von Frankreich samt dem Richard von England in die Hände Saladins zu spielen!«
Am liebsten wäre ihm gewesen, der König von Aragon hätte auch das Kreuz genommen und alle drei wären nie mehr zurückgekommen.
Friedrich Barbarossa verließ als erster mit seinen Deutschen die Heimat. Er hatte unterwegs den Widerstand des argwöhnischen griechischen Kaisers Isaak Angelos zu bekämpfen, den erst die Einnahme Adrianopels veranlaßte, freien Durchzug und die Überfahrt nach Kleinasien zu gestatten. Ein Jahr später schifften sich Philipp Augustus in Genua und Richard Löwenherz in Marseille ein. Als Treffpunkt der beiden Flotten hatte man Messina vereinbart, wo man den Frühling abzuwarten gedachte.

Um diese Zeit lebte auf Sizilien ein berühmter Eremit namens Joachim von Flora, dem man Prophetengabe[23] nachsagte. Joachim hatte nach dem Muster der Klöster Athos, Libanon und Sinai in den kalabrischen Bergen, an der Straße von Messina und auf den liparischen Inseln Klö-

ster gegründet. Er galt seiner Zeit als der beste Kommentator der Johannesapokalypse. Richard Löwenherz suchte den berühmten Zönobiten auf und ließ sich das zwölfte Kapitel der Offenbarung erklären:
»Die in Sonne gekleidete Frau, zu Füßen den Mond und auf dem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, ist die Kirche. Der wilde Drachen mit sieben Köpfen und sieben Kronen ist der Teufel. Die sieben Köpfe sind die sieben Hauptverfolger des Evangeliums: Herodes, Nero, Constans (der Roms Kirchenschätze plünderte), Mohammed, Melsemut (?), Saladin und der Antichrist. Die fünf ersten sind tot. Saladin lebt und herrscht. Der Antichrist wird bald kommen. Noch triumphiert Saladin, aber er wird Jerusalem und das heilige Land verlieren.«
»Wann wird das sein?« fragte Richard Löwenherz.
»Sieben Jahre nach der Einnahme Jerusalems.«
»Wir sind also zu früh gekommen?«
»Eure Ankunft war nötig, König Richard. Gott wird Euch zum Sieg über seine Feinde verhelfen und Euren Namen berühmt machen. Was den Antichristen betrifft, so lebt er schon und wird bald auf dem Stuhl Petri sitzen.«
Richard Löwenherz befreite Jerusalem keineswegs, Saladin sollte noch lange triumphieren, und der Antichrist … Wer wollte behaupten, daß Papst Innocenz der Dritte der Antichrist gewesen sei?

Im Frühling verließen dann Philipp und Richard Sizilien. In Zypern gab Richard seinem Lieblingstroubadour Peire Vidal aus Toulouse eine vornehme griechische Gefangene zur Frau. Wie sehr diese königliche Gnade in Peire Vidals Leben eingriff, wissen wir dank der Biographie des Michael von La Tour.
Der Kreuzzug ging fehl. Friedrich Barbarossa ertrank im Saleph, dem Fluß, der auch Alexander dem Großen fast den Tod gebracht hätte. Zwar gelang es im Juli des Jahres 1191 Philipp Augustus und Richard Löwenherz, die Stadt Akkon nach fast zweijähriger Belagerung einzunehmen, aber Streitigkeiten über die Beute, Eifersucht auf Richards Beliebtheit und eine angebliche Erkrankung bewogen Frankreichs König, kurz nach Akkons Fall ins Abendland zurückzukehren. Die Abfahrt Philipps

wurde von den zurückgebliebenen Kreuzfahrern als Fahnenflucht angesehen. Die Spottlieder der Troubadoure begleiteten ihn übers Meer.

Ein Jahr später erfuhr Richard, daß Philipp ihm die Normandie und Anjou zu entreißen versuche, und daß sein Bruder Johann nach Englands Krone begehre. Da entschloß sich Richard kurzerhand, mit Saladin zu verhandeln, um so schnell wie möglich nach Hause zurückfahren zu können. Er vereinbarte mit dem Sultan, daß seine Schwester Johanna sich mit dem Emir Malek-Adel, Saladins Bruder, vermählen und mit diesem über Jerusalem und das heilige Land herrschen solle. Es gelang aber den römischen Prälaten, diesen Plan, der dem Blutvergießen auf palästinischem Boden ein Ziel gesetzt hätte, zu vereiteln. So konnte nur ein Waffenstillstand von drei Jahren, drei Monaten und drei Tagen geschlossen werden. Saladin und Richard veranstalteten aus diesem Anlaß prächtige Feste. Die beiden Monarchen und ihre Truppen trugen auf dem Turnierplatz unblutige Kämpfe mit Stoßlanze und Harfe aus.
Auch Saladin hatte seine Hofdichter mitgebracht, denn die arabischen Ruwahs vom Bosporus bis zum persischen Golf dichteten »so viele Verse wie Sandkörner in der Wüste und so viel Ghaselen wie es Gazellen gab«. Die Troubadoure sangen vom Minnetod Rudels und Melissendes, die Ruwahs die nicht weniger traurige Historie von Hinda und Abdallah. Wir wollen sie uns anhören:

Abdallah, der Sohn einer berühmten und reichen Familie, hatte Hinda, die Rose seines Stammes geheiratet. Da die Ehe kinderlos blieb, verstieß Abdallah im Rausch die arme Hinda, die in das Zelt ihres Vaters flüchtete. Einige Zeit danach verheiratete sie der mit einem Mann aus dem Stamme der Amiride. Abdallah sang auf der Harfe von seiner unglücklichen Liebe und seinem verlorenen Glück. Er verließ seinen Stamm, um Hinda zu suchen. Er fand sie, als sie an einem Brunnen vor sich hinträumte. Die Wiedersehensfreude brach ihnen beiden das Herz …

Nach dem Fest verließ Richard das heilige Land. Wie er dann von dem österreichischen Herzog Leopold dem Sechsten, den er vor Akkon einmal tödlich beleidigt hatte, auf der Burg Dürrnstein in Haft gehalten,

wie er dann von Kaiser Heinrich dem Sechsten auf Trifels eingekerkert wurde und wie er seine Freiheit wiedererlangte, braucht hier wohl nicht berichtet zu werden.

Richard Löwenherz war längst der Liebling der Mittelmeerwelt, Aquitaniens und Englands geworden. Im Morgenland besangen die Ruwahs den »Melek-Rik«, und in Romanien und Aquitanien wußten die Troubadoure von seinen Heldentaten und' seiner romantischen Befreiung durch den Spielmann Blondel begeisterte Lieder zu singen und feierten ihn als den Herrn der heldenhaften Tafelrunde, als *König Artus*.[24]
Bei seiner Ankunft in England (1194) fand er ein Bündnis seines Bruders Johann und Philipps zu seiner Entthronung. Er verjagte Johann nach Paris und eroberte seine von Frankreich usurpierten Provinzen Normandie und Anjou zurück. Dann kam er nach vierjähriger Abwesenheit nach Toulouse.
»Da war Bertran de Born froh«, sagte sein Chronist.
Als Bertran den König Philipp Augustus heimlich und überstürzt vom heiligen Lande hatte zurückkommen sehen, ahnte er dessen Absichten auf Richards aquitanische Besitzungen und zweifelte nicht, daß der Capetinger versuchen werde, seine Grenzen bis zu den Pyrenäen auszudehnen. Bertran, bis dahin Richards Gegner, erklärte sich offen für ihn. Er vermochte den neugekrönten König Peter von Aragon und den Grafen Raimon von Toulouse zu bewegen, den seit Jahrhunderten bestehenden Zwist zu vergessen, und es gelang ihm sogar, den Infanten von Toulouse zu veranlassen, von Richard zum Zeichen der Aussöhnung der Familien Plantagenet und Toulouse die Hand seiner Schwester Johanna zu erbitten. So wurde der lange Zwiespalt zwischen Aquitanien und Languedoc überbrückt und ein Abbild des »Aquitaniens« geschaffen, wie es im zehnten Jahrhundert ausgesehen hatte. Damals herrschten die Grafen Werghaupt und Raimon-Pons von Toulouse brüderlich nebeneinander vom Ozean bis zur Rhone.
Von Toulouse aus besuchte Richard in Carcassonne, der Languedoc elegantester Stadt, Romaniens berühmteste Dame, die verwitwete Adelaide von Burlats, eine Tochter Ramons des Fünften von Toulouse und Konstanzes von Frankreich, die hier für ihren noch unmündigen Sohn Ra-

mon-Roger die Gebiete des Hauses »Trencavel« regierte. Von Carcassonne aus zog er nach Beaucaire an der Rhone, dem Sommersitz des Grafen von Toulouse. Dorthin waren zu seiner Begrüßung, der Versöhnung der drei Monarchen und zur Hochzeit Raimons von Toulouse und Johannes von Plantagenet alle Fürsten und Herren aus der Provence, der Languedoc, aus Aquitanien, aus den Pyrenäen von Perpignan bis Bayonne und aus Aragon, die Konsuln aus allen freien Städten des Midi und alle Troubadoure und Spielleute Romaniens gekommen. Ein Chronist, der Prior von Vigeois, hat uns beschrieben, wie man in Beaucaire[25] zu feiern wußte:

»Zehntausend Ritter strömten nach Beaucaire. Der Graf Raimon ließ durch den Seneschall von Agoût tausend Goldstücke an hundert unbemittelte Ritter verteilen. Den Tournierplatz ließ er von zwölf Ochsengespannen umpflügen und dreitausend Gold- und Silberstücke in die Furchen säen für das Volk, das nach den Ritterspielen auch seinen Freudenanteil haben sollte. Ein Baron, der in seiner Burg vierhundert Ritter beherbergte, ließ Ziegen und Rinder über den Flammen von Wachskerzen braten. Eine Gräfin aus dem Hause Provence krönte mit einer aus vierzigtausend Gold- und Silbersols zusammengesetzten Krone den Spielmann Iveta zum König der Troubadoure.«

Ein Ritter ließ zum Zeichen, daß der Bruderkrieg zwischen Aquitanien, Languedoc und Aragonien zu Ende sei, seine dreißig Kriegsrosse auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrennen.

Zwei Jahrzehnte später sollte Romanien ganz andere Scheiterhaufen sehen, die auf des Papstes Innocenz des Dritten Geheiß aufflammten…

Nach dem Fest von Beaucaire erklärte der toulouser Graf Frankreich den Krieg, den der Tod von Richard Löwenherz jäh enden ließ.

Der Friedensschluß zwischen den romanischen Staaten, die Vermählung von Raimon und Johanna, die Kriegserklärung Toulouses an Paris sollen das Werk Bertrans de Born gewesen sein.

Inzwischen war Saladin gestorben. Vor seinem letzten Atemzug gab er den Befehl, daß man das aus Purpur und Gold gewirkte Leichentuch durch die Straßen von Jerusalem trage und daß ein Herold ausrufe:

»Das nimmt der Herrscher der Welt Jussuf Mansor Saladin mit sich!«

Nach Saladins Tod wurde das ungeheure Muselmannenreich unter seine siebzehn Söhne und seinen Bruder, den Emir Malek-Adel, aufgeteilt. Papst Innocenz der Dritte, der am 22. Februar 1198 gekrönt worden war, glaubte den geeigneten Augenblick für einen neuen Palästinakreuzzug gekommen. Er beauftragte Foulques von Neuilly-sur-Marne, für diesen heiligen Krieg zu werben. Foulques suchte Richard Löwenherz als ersten Monarchen auf.
Aber Richard Löwenherz hatte Nein sagen gelernt. Er hatte Griechenland und den Orient gesehen. Saladin war sein Freund geworden. Seine Schwester hatte er dessen Bruder zur Frau geben wollen, um ein christlich-muselmännisches Königreich Jerusalem zu gründen. Mit Frankreichs König hatte er für Rom das Kreuz genommen. Er war der Feind Roms und der unversöhnliche Feind Frankreichs geworden. Von Kreuzzügen wollte er nichts mehr wissen. Da erboste sich Foulques:
»Sire, im Namen des allmächtigen Gottes gebiete ich Euch, schnellstens Eure drei verderbten Töchter zu verheiraten, wollt Ihr dem Unheil entgehen!«
»Lügner, ich habe keine einzige Tochter!« rief der König.
»Drei habt Ihr. Sie heißen Hoffart, Habsucht und Hurerei!«
»Gut, so gebe ich den Tempelrittern die Hoffart, den Zisterziensermönchen die Habsucht und den Prälaten der römischen Kirche die Hurerei.«[26] Die römische Kurie exkommunizierte den Britenkönig …

Längst hatte Bertran seinen Zorn auf Richard, der statt »Ja oder Nein« »Ja und Nein« gesagt hatte, vergessen und begraben. Eine innige Freundschaft verband den Herrn von England und Aquitanien mit dem provençalischen Dichter des *Guerra me plai* (Krieg ist meine Freude).
Bertran war unstreitig der bedeutendste Troubadour Romaniens. Die Wirkung seiner Harfenklänge und Lieder erinnert fast an die Fabeln von antiken Dichtern. Richard Löwenherz befand sich einmal mit seinen Truppen in der Sandwüste des Poitou unweit der Sables d'Olonne. Der Hunger mähte Menschen und Tiere dahin. Kein Brot für die Krieger, kein Gras für die Pferde. Da nahm Bertran seine Harfe und sang ein Lied auf die Prinzessin Laina von Plantagenet, die Schwester Richards

und spätere Herzogin von Sachsen. Da sollen die Barone und Reisigen den Hunger und die Kälte vergessen haben und den Sturm, der ihnen vom Ozean her Eiskörner ins Gesicht peitschte.

Im Jahre 1199 belagerte Richard das Schloß Chaluz seines Vasallen, des Vizegrafen Améric von Limoges. Chaluz barg in seinen Mauern einen Schatz, auf den Richard als Lehnsherr Anspruch erhob. Er wollte mit dem Angenehmen auch das Nützliche verbinden. Améric von Limoges hatte sich auf die Seite Frankreichs geschlagen, und neben dem Goldschatz hoffte der Britenkönig die Bestrafung dieses ungetreuen Vasallen erlangen zu können. Jedoch, als er seinen Stürmern die Stelle zeigte, wo sie das Schloß erklettern sollten, traf ihn ein von einem Bogenschützen geschossener Pfeil mitten in die Brust. Richard fiel zu Tode getroffen in die Arme von Bertran de Born.
Die Burg wurde von den wütenden Belagerern erklettert, die Besatzung abgewürgt und der geschickte Bogenschütze, der Schloßherr selbst, erschlagen. Der Schatz von Schloß Chaluz diente nur zur Bezahlung des Begräbnisses von Richard Löwenherz.
Der Dichterkönig und königliche Dichter wurde von allen seinen Vasallen und allen Troubadouren nach Fontevrault (Ebraldsbronn), dem Mausoleum der Plantagenet, geleitet, wo man den ewig Unruhigen zur letzten Ruhe brachte. Richard Löwenherz' Grabsenkung wurde nicht von Gebeten und Weihwasser und kirchlichem Segen begleitet. Er, der König von England, Irland, Anjou, Arles und Cypern, war noch aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche ausgestoßen …
Alle Harfen von Nord und Süd schluchzten über diesen »Alexander«, »Karl den Großen«, »König Artus«. Jeder *trobère* sang seinen *planh* auf Richards Tod. Am bitterlichsten weinte der Reimer Gancelm Faidit, der den Monarchen ins heilige Land begleitet hatte:

Wie solltet ihr in ferner Zeit
Den bittern Schmerz, das herbe Leid,
Die nie ich könnt' verwinden,
Mir, eurem Urahn, nachempfinden!

Doch wisset:
Richard Löwenherz aus Britenland
Ist tot! So grausam traf uns Gottes Hand!
Richard ist tot …!

Aus dem Planh des Gancelm Faidit[27]

Nur Bertran de Born sang kein Klagelied. Wie er hassen konnte, so konnte er lieben. Sein Schmerz über den verlorenen Freund war zu groß. Diesmal war sogar sein Gesang verstummt. Eines Abends pochte er an die Pforte des Klosters Grammont, die sich für immer hinter ihm schloß.
Nur einmal noch begegnen wir Bertran de Born. Dante Alighieri, der große Florentiner, sah ihn in der Hölle. Weil Bertran »Verbundenes getrennt, trägt er dort zur Qual getrennt das Gehirn von dessen Ursprung, der im Rumpf ist«. Enthauptet trägt der Troubadour von Schloß Autafort den Kopf vor sich her, um den Weg durch die Hölle zu erleuchten.
Italiens größter Dichter hat Romaniens größten Troubadour in die Hölle versetzt und hat, vielleicht unbewußt, mit ihm Romanien symbolisiert, das von der Welt maledeit und in eine Hölle verwandelt wurde.
Eine romanische Legende, die heute noch im Volksmund lebt, will wissen, daß Bertran de Born aus Gram über diese Malediktion seiner Heimat auf einem Gletscher der Sierra Maledetta zu einem Eisblock erstarrt sei.

Wir haben über Richard Löwenherz und Bertran de Born einen anderen romanischen Helden nicht geringerer Art vernachlässigt. Raimon der Fünfte, Graf von Toulouse, war nicht nur der mächtigste Monarch der romanischen und einer der einflußreichsten Staatslenker der abendländischen Welt, seine Hauptstadt Toulouse war auch die Metropole romanischer Zivilisation und romanischer Kultur.
Die Besitzungen dieses größten Hursiosohnes waren ausgedehnter als die der französischen Krone, deren mächtigster und fast unabhängiger Vasall er war. Außer der Grafschaft Toulouse gehörte ihm auch noch das Herzogtum Narbonne, dessen Besitz ihm die Würde des ersten weltlichen Pairs von Frankreich verlieh. Von vierzehn Grafen war er der

Oberlehnsherr. Die Troubadoure versicherten ihm, er stehe dem Kaiser gleich:

Car il val tan qu'en la soa valor
Auri' assatz ad un emperador.[28]

Den »guten Grafen Raimon« nannten sie ihn auch, denn er hatte für ihre Sorgen und Nöte stets ein offenes Ohr, er war ja *trobère,* wie sie. Eines ist sonderbar: nie hat es Raimon von Toulouse nach dem heiligen Land oder zum mindesten nach dem toulousischen Tripolis verlangt. Als einziger der großen christlichen Monarchen des zwölften Jahrhunderts hat er nicht an den Kreuzzügen teilgenommen. Sah er voraus, daß Romanien bald nach seinem Tod (1194) der Schauplatz des furchtbarsten aller Kreuzzüge werden sollte? Es verlangte Raimon nicht, das heilige Grab oder Golgatha zu sehen. Ahnte er denn, daß Romanien unter seinem Nachfolger Raimon dem Sechsten sein »Golgatha« erleben und sein »heiliges Grab« bekommen sollte? Raimon der Fünfte hat Romaniens Kultur mit der Pflege des *gai savoir,* mit ritterlichem Geist und untadelig geführter Politik reiche Dienste geleistet. Eines hat er versäumt. Dem romanischen Catharismus, der eine »reine Lehre« sein wollte, und den die Welt eine Ketzerei nannte, hat er fern gestanden. Und doch hätte das »Evangelium vom tröstenden Parakleten« seines Schutzes bedurft. An seiner Statt hüteten, wie wir später sehen werden, sein Schwiegersohn und sein Enkel aus dem Hause der Trencavel von Carcassonne die mystische Tischrunde, die der »Wunsch nach dem Paradies« vereinte.

uf einem grüenen achmardi
truoc si den wunsch von pardis:
daz was ein dinc, das hiez der gral.[29]

Wolfram von Eschenbach

In einer Sirventese gibt der Troubadour Ramon von Miraval seinen reimenden Freunden an, bei welchen Gönnern der »edlen Kunst« sie neben einem guten Empfang auf Anerkennung und Geschenke rechnen könnten:

»Begebt euch zuerst nach *Carcassonne,* dessen Barone ich euch nicht aufzählen will, denn dazu wären vierzig Sirventesen nötig. Nehmt ihre Geschenke an und zieht von dannen.
Zwar weiß ich noch nicht, welcher Windrichtung ihr entgegenreitet, doch bitte ich euch, an Herrn Raimon Drut Grüße von mir zu bestellen, der euch bestimmt zu Pferd von seiner Burg wegreiten läßt, falls ihr zu Fuß angekommen seid.
Dann begebt euch zu Herrn Peire-Roger von Mirepoix. Sollte er euch nicht reichlich beschenken, so werde ich seine Belohnung verdoppeln.
Dem Baron Bertran von Saissac singt Sirventesen oder – noch besser – Canzonen. Sollte Herr Bertran nicht zum Schenken aufgelegt sein, so wird er euch doch nicht einen Klepper vorenthalten.
»Dann reitet zu Herrn Améric von Montréal. Der wird euren Sorgen mit einem Roß, Halfter und Mantel ein Ende machen.«
Eichen, der Druiden heilige Bäume, standen in uralten Zeiten auf dem Felshügel von Carcassonnes[30] Cité, denn »Eichenfelsen« (*ker* = Fels, *casser* – Eiche) war der Stadt ursprünglicher Namen. Alarich, der Westgotenkönig, ließ das Gemeinwesen mit einem so starken Gürtel von Türmen und Mauern umgeben, daß Chlodwig der Frankenkönig und Karl der Große sie vergeblich belagerten. Kaiser Karl konnte erst Einzug in ihr halten, als die Stadt ihm freiwillig die Tore geöffnet hatte.
An der steil zum Audefluß abfallenden Westseite des Citéhügels thronte das Schloß der Vizegrafen von Carcassonne und Béziers. Sie nannten sich die »Trencavel« (französisch = qui tranche bellement; deutsch = Schneidgut). Von Carcassonne aus herrschten die Trencavel über die reichen Städte Albi, Castres und Béziers. Alles Land vom Tarnfluß bis zum Mittelmeer und den Ostpyrenäen gehörte ihnen. Mit den vornehmsten Fürstenhäusern des Abendlandes waren sie verwandt: den Capet in Frankreich, den Plantagenet in Anjou und England, den Honenstaufen in Schwaben, den Aragon in Katalonien und den Hursiosöhnen in Toulouse.
Der Vicomte Ramon-Trencavel, ein Onkel des Königs Alfons von Aragon, nahm auf dessen und des Königs von England Anstiften an-den Kriegen gegen den jungen Grafen Raimon den Fünften von Toulouse teil. Seine Untertanen empörte der ihnen aufgezwungene Bruderkrieg.

Während des Feldzuges geriet ein Bürger von Béziers mit einem Ritter in Streit. Die Barone forderten von Ramon Trencavel die Herausgabe des Bürgers und erhielten sie. Er muß eine schimpfliche Strafe erlitten haben, die uns allerdings nicht berichtet wird.
Nach Kriegsschluß verlangten die Bürger der Stadt Béziers von dem Vicomte Genugtuung. Trencavel ließ antworten, er wolle sich dem Schiedsspruch der Barone und Notabeln fügen. An einem im voraus festgesetzten Tag (15. Oktober 1167) begab sich Trencavel mit dem Bischof und den Baronen in die Magdalenenkirche von Béziers. Dort erwarteten ihn bereits die Bürger. Aber die trugen Panzerhemden und Dolche unter ihren Gewändern.
Der Bürger, dessentwegen der Zwist entstanden war, trat mit düsterem Blick vor den Vicomte:
»Monseigneur, ich bin der Unglückliche, der seine Schande nicht verwinden kann. Versprecht Ihr, uns Bürgern von Béziers für meine Schmach Genugtuung zu geben?«
»Ich bin bereit«, antwortete der Fürst, »mich dem Schiedsspruch der Barone und Notabeln zu unterwerfen.«
»So ist von Genugtuung keine Rede. Unsere Schande kann nur in Eurem Blute rein gewaschen werden!«
Bei diesen Worten griffen die Verschwörer zu ihren Dolchen. Der Vicomte, sein jüngster Sohn, die Barone und der Bischof wurden vor dem Altar hingemordet.
Etwa vierzig Jahre später sollten die Magdalenenkirche und ihr Hochaltar ein noch furchtbareres Blutbad sehen. Wie ein Vulkan sollte das Gotteshaus bersten und die brennenden Leichen aller Bürger von Béziers unter sich begraben …
Die Konsuln blieben die Herren der Stadt. Zwei Jahre lang wollten sie von Bischof und Vicomte nichts mehr hören. Sie spotteten der Wut des Adels und der Exkommunikation des Vatikans. So stolz und wild war der Unabhängigkeitssinn der romanischen Stadtrepubliken.

Die stolze Unabhängigkeit läßt gleicherweise an gotischen Feudalismus, römisches Konsulat und iberisches Patriarchat denken, von denen sie sich historisch ableiten läßt.

Um das Jahr 1050 waren Toulouse, Barcelona, Saragossa, Narbonne, Béziers, Carcassonne, Montpellier, Nîmes, Avignon, Arles, Marseille und Nizza fast unabhängige romanische Republiken. Alle hatten sie ihren *capitulum* (Bürgerrat), der von der Bürgerschaft gewählt wurde und der unter dem fiktiven Vorsitz eines Grafen oder Vizegrafen, aber unter der effektiven Leitung der Konsuln über der Stadt Wohl und Wehe zu Rate saßen. Eine berühmt gewordene Wahlformel hatten zum Beispiel die Aragonier bei der Krönung ihres jeweiligen Königs:
»Wir, die wir ebensoviel sind, wie Ihr seid, sogar noch mächtiger als Ihr, machen Euch zum König, falls Ihr Euch bereit erklärt, unsere Freiheiten zu schützen. Wenn nicht, dann nicht!«
In Narbonne regierten der Erzbischof, der Vizegraf und die Bürger gemeinsam. In Marseille hatten diese drei Gewalten jede ihr eigenes Stadtviertel. In Nizza, Arles und Avignon regierte die Bürgerschaft allein. Diese reichen und stolzen Städter hatten ihre mit Türmen verzierten Palazzi und verteidigten mit Lanze und Schwert die Rechte ihrer Stadt. Wenn sie wollten, so konnten sie sich zu Rittern schlagen lassen und sich mit den Baronen im Turnier messen. Ohne sich in ihrer Würde etwas zu vergeben, trieben solche geadelten Bürger, wie in den griechischen Städten, Handelsgeschäfte über See.
Dieser stolze Unabhängigkeitsdrang der romanischen Städte hatte seinen Ursprung in dem Bewußtsein ihrer ererbten Rechte und dem berechtigten Stolz auf erworbenen Reichtum.
Die Landwirtschaft, die beste Grundlage aller Gemeinwesen und Staaten, blühte. Die Erde brachte Getreide, Hirse und den während der Kreuzzüge aus Asien eingeführten Mais in Überfluß hervor. Olivenöl und Wein flossen in Strömen. Handelsverträge vereinigten die romanischen Küstenstädte mit Genua, Pisa, Florenz, Neapel und Sizilien. In den Häfen von Marseille liefen italienische, griechische, levantinische, maurische und normannische Schiffe ein und aus.
Als Vermittler zwischen Romanien einerseits und den Handelsstädten des Mittelmeerkreises dienten jüdische Makler. Die Juden konnten in Romanien unbelästigt und sogar mit den Bürgern gleichberechtigt leben und arbeiten. Es war ihnen erlaubt, öffentliche Ämter zu bekleiden und an den Hochschulen zu lehren. Der romanische Adel schützte und för-

derte sie. Die Trencavel von Carcassonne hatten Juden als Finanzminister: Nathan, Samuel und Moses Caravita.
Einige der jüdischen Professoren an romanischen Hochschulen waren im Okzident und Orient berühmt. Von weit her kamen die Studierenden nach Vauvert bei Nîmes, um den Rabbi Abraham zu hören. In Narbonne lehrte Rabbi Calonimo, »Sohn des Großfürsten und Rabbiners Theodor aus dem Hause David«. Diese Dynastie von Rabbinerfürsten nannte sich »Familie der israelitischen Könige von Narbonne« und behauptete, ein Zweig des Hauses David zu sein. Ihre ungeheuren Besitzungen standen unter dem Sonderschutz der Herren von Narbonne.

Ramon-Trencavel war dem Unabhängigkeitsdrang der provençalischen freien Städte vor dem Hochaltar der Magdalenenkirche in Béziers zum Opfer gefallen. Der noch nicht zwanzigjährige carcassonner Infant Roger-Taillefer wollte seinen ermordeten Vater rächen und bat seinen Verwandten, den König Alfons von Aragon, um Beistand. Mit seinen Baronen und katalanischen Hidalgos rückte er gegen Béziers. Nach zweijähriger Verteidigung unterwarf sich die Stadt. Roger-Taillefer verzieh den Mördern seines Vaters.
Eines Tages stachelte ihn ein unzufriedener Baron auf:
»Ihr habt das Blut Eures Vaters verkauft, Monseigneur!«
Der Hieb saß. In einer Nacht, als Béziers’ arglose Bürger in tiefem Schlaf lagen, bemächtigten sich auf des jungen Trencavels Geheiß aragonische Truppen der Stadt und machten alle männlichen Einwohner nieder. Nur die Frauen und Juden wurden geschont.
Am anderen Morgen zwangen der Vicomte und sein Bischof namens Bernard, die Töchter und Witwen der hingemordeten Bürger, die aragonischen Mörder zu ehelichen und hinfort dem Vicomte und dem Bischof einen jährlichen Tribut von drei Pfund Pfeffer zu zahlen.

Ohne die Schuld des jungen Trencavel, der fortan nur milde, duldsam und ritterlich regierte, einschränken zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die Schuld vor allen Dingen seine Barone, Bischof Bernard und den König von Aragon traf. Der Adel schürte nur um eigener Vorteile

willen die Blutrache des Sohnes. Der Bischof wußte den ungestümen Jüngling nicht zu leiten, und Alfons der Zweite wollte sich mit Béziers eine Etappe zwischen seiner Grafschaft Roussillon und seinen Besitzungen in der Provence sichern, zumal diese Stadt einen vorzüglichen Wachtposten gegen Toulouse und Carcassonne bildete.
Roger-Taillefer begriff das sehr bald. Er wußte aber die Gefahr, die er selbst heraufbeschworen hatte, dadurch zu beseitigen, daß er mit dem Grafen von Toulouse ein Bündnis schloß und ihn um die Hand seiner Tochter Adelaide bat.
Der Hof von Carcassonne war ein Sammelplatz von Poesie und ritterlicher Höfischkeit und zwar zugleich »der keuscheste und graziöseste, denn Adelaide hielt das Szepter«. (Arnold von Marveil.)
Ramon-Roger der Infant von *Foix*, ein Vetter Roger-Taillefers von Carcassonne, wurde von den Troubadouren »Raimon Drut« genannt, das heißt auf deutsch »Ramon der Verliebte«.
Das Schloß des Grafen Foix stand in dem wilden Tal der Ariège, die aus den Schneebergen Andorras kommt und an den gewaltigen Bergmassiven des Montcalm und des Pic du Saint-Barthelemy vorbei der Garonne zufließt.
Angeblich stand auf dem Burgfelsen von Foix[31] einst ein Heiligtum des iberischen Sonnengottes Abellio. Eine andere Überlieferung läßt die Stadt Foix eine Phokäergründung, ein vaskonisches Phokäa sein.
Während der gallischen Kriege war Foix der *pal* (Hauptort) der Sotiaten, die im Jahre 76 vor Christi Geburt für Sertorius gegen Pompejus Partei ergriffen und zwanzig Jahre später bei dem *vicus Sotiatum* (heute der Marktflecken Vicdessos) von Caesars Unterfeldherrn Publius Crassus besiegt wurden. Von da an war Foix nur noch eines der vielen Römerkastelle, die die Pyrenäenpässe bewachten und sicherten.
Unter der Westgotenherrschaft (414–507) riefen die katholischen, mit der Herrschaft der arianischen Gotenkönige unzufriedenen Bischöfe den Frankenkönig Chlodwig zu Hilfe. Einen von ihnen, Volusian, der nicht mit Unrecht verdächtigt wurde, den Franken die Tore der Stadt Tours geöffnet zu haben, nahmen die Goten gefangen und brachten ihn in Foix um. Chlodwig ließ nach der Schlacht bei Vouglé die sterblichen Reste Volusians sammeln und von dem fränkischen Klerus als Märtyrer

und Heiligen ausrufen. Um das Grab Volusians bildete sich ein Kloster, und um das Kloster auf den Trümmern der römischen Siedlung ein Marktflecken, den Karl der Große zu einem mächtigen Stützpunkt gegen die Aquitaner im Norden und die Mauren im Süden ausbauen ließ.

Auf dem Schloßfelsen von Foix hatten einst Barden als Gäste Arcantuas, des Sotiatenhäuptlings, keltische und iberische Heldenlieder zu den Tönen ihrer nach griechischem Vorbild verfertigten Lyren gesungen. Im zwölften Jahrhundert fanden dort die romanischen Troubadoure stets gastfreie Aufnahme, wenn Geldsorgen oder Minnekummer sie bedrückte.

Roger-Bernard der Erste, Graf von Foix († 1188) und seine Gattin Cäcilie von Carcassonne hatten vier Kinder: einen Sohn Ramon-Roger (der Ramon Drut der Troubadoure) und drei Töchter, von denen wir nur zwei mit Namen kennen: Cäcilie und Esclarmonde.

Nachdem Ramon-Roger Philipp Augustus von Frankreich und Richard Löwenherz ins heilige Land begleitet hatte, trat er die Erbschaft seines kurz vor Beginn des Kreuzzugs verstorbenen Vaters an. Seine Domänen waren die fruchtbare Ebene, die sich von den Grenzen der Grafschaft Toulouse bis zu den Pyrenäen dehnt, die von Kaskaden durchtosten Schluchten der Ariège, der Hers und das Lasset und die einsamen, nur berggewandten Hirten und behenden Herden zugänglichen Pyrenäenalmen.

Fast alle Vasallen der Grafen von Foix waren »Mondsöhne«[32] oder »Belissensöhne«, wie sie sich auch nannten. Sie behaupteten von der Mondgöttin Belissena, der keltiberischen Astarte, abzustammen. Mond, Fisch und Turm, die Symbole der Mondgöttin, des Sonnengottes und der ritterlichen Gewalt trugen sie im Wappen.

Peire-Roger war ein solcher Belissensohn. In Mirepoix (*Mirapiscem* – Sieh den Fisch) stand seine Burg. Von seinem »Turm« (so hieß seine Burg) konnte er im kristallenen Hersfluß, der dem majestätischen Pic du Saint-Barthelemy entströmt, den »Fisch« huschen und über dem Belenawald im Osten die »Mondsichel« aufgehen »sehen«. In vorchristlicher Zeit hieß seine Stadt *Beli Cartha* (Mondstadt). Phönizier, die in den na-

hen Pyrenäen nach Gold und Silber gruben, sollen sie gegründet haben.
Es gab kaum eine Burg in der Grafschaft Foix, die nicht einem Belissensohn gehörte. Da waren vor allem die Barone von Verdun, deren Domänen in den Bergestiefen denen über der Erde an Umfang kaum nachstanden und an Schönheit sogar übertrafen. Kilometertief bohren sich die wundervollen Kalkhöhlen von Ornolac und Verdun in die Ariègeberge, die vor siebenhundert Jahren den Herren von Verdun gehörten. Das »Sabarthès« (so genannt nach der Kirche von Sabart, wo die Gottesmutter Karl dem Großen seinen Sieg über die Sarazenen vorausgesagt haben soll) hieß dieser Teil des Ariègetals. Das Sabarthès wurde von zwei den Grafen von Foix gehörenden Städten bewacht: von Tarascon, das lange ein Stützpunkt der Mauren gegen die Truppen Karls des Großen gewesen war, und von Ax, in dessen heißen Quellen bereits phönizische Kaufleute, griechische Kolonisten und römische Eindringlinge Genesung von Gebrechen gefunden hatten.
Mit den Herren von Verdun teilten sich die Vasallen des Hauses Foix, die Barone von Lordat, Arnave und Rabat in den Besitz des Sabarthès. Auf mehr denn tausend Meter hohen Felsen thronten ihre Burgen Lordat, Calamès und Miramont, wahre Adlernester.
Auf der Nordseite des Saint-Barthelemymassivs, im Olmès (Tal der Ulmen), saßen die Peyrotta und die Perelha auf ihren Burgen Montségur, Perelha und Rocafissada, eine Burg trutziger als die andere. Ramon von Perelha war mit den Grafen von Foix der Herr von Montségur.
Von dieser Feste aus sollten geächtete Troubadoure, Damen und Ritter Mit Schrecken einen Kreuzzug gegen sich heranziehen sehen, der hunderttausende ihrer Brüder, die nicht mehr in den noch sicheren Bergen hatten Zuflucht finden können, auf Scheiterhaufen verbrannte und in unterirdische Gefängnisse einmauerte. Montségur heißt verdeutscht: »Sicherer Berg« …

Stand nie ein Haus so wohl zur Wehr
Als Munsalväsch.[33]
Wolfram von Eschenbach

Nicht nur in der Grafschaft Foix waren die Belissensöhne ansässig. Als Vasallen und Verwandte der Grafen von Toulouse und der Vizegrafen von Carcassonne waren sie in der ganzen Languedoc zu finden: in Castres, Termès, Fanjeaux, Montréal, Saissac und dem Hautpoul.
Die Burgen der Herren von Saissac, Cab-Aret und Hautpoul lagen in den fast undurchdringlichen Wäldern des »Schwarzen Gebirges«, von dessen Gipfeln sie zu den fünfzig Türmen von Carcassonnes Cité hinübersehen konnten.
Ermengarde von Saissac (»die schöne Albigenserin« wurde sie von den Troubadouren genannt), Brunissende von Cab-Aret und Stephanie die »Loba« (Wölfin) gehörten zu den gefeiertsten Damen der Languedoc. Drei Barone und zwei Troubadoure besangen und umwarben diese drei Frauen, eine schöner als die andere. Ramon Drut der Infant von Foix, Peire-Roger von Mirepoix und Améric von Montreal waren die Edlen, die aber Lanze und Harfe gleich gut zu meistern wußten. Peire Vidal, der spätere »Kaiser von Konstantinopel«, und Ramon von Miraval waren die Troubadoure.
Peire Vidal, der ja »alle vornehmen Frauen um Minne bat«, konnte diesem Verlangen auch bei Loba nicht widerstehen. Aber diesmal verliebte er sich über beide Ohren in seine Dame. Doch nie brachte er es vom bittenden *pregaire* zum erhörten *entendeire.* Loba hörte sich die höfischen Reden und werbenden Lieder das *trobère* nicht einmal an. Seine prächtigen Pferde, seine reichen Waffen, sein kaiserlicher Thron und sein Feldbett machten auf sie auch nicht den geringsten Eindruck. Da versuchte Peire Vidal auf andere Weise die Aufmerksamkeit der Donna Loba zu erregen. Er trug fortan einen Wolfskopf auf seinem Waffenrock und spazierte damit vor der Burg der »Wölfin« auf und ab. Auch das half nichts.
Liebe macht erfinderisch. Da der Wolfskopf nicht genügte, steckte sich der Troubadour in ein richtiges Wolfsfell und beunruhigte allnächtlich die Hirten und Herden Donna Lobas. Eines Nachts erwischten ihn die Hirten, die mit ihren Hunden auf diesen wilden Wolf Jagd machten. Die Hunde fielen zähnefletschend über den vermeintlichen Isegrimm her. Nur mit Mühe gelang es den Hirten, die nicht wenig verdutzt waren, einen Wolf um Hilfe rufen zu hören, den aus vielen Wunden blutenden

Troubadour vor den Hunden in Sicherheit zu bringen. Sie schafften ihn nach Lobas Burg. Aber das hatte der schlaue Peire Vidal gewollt, denn er durfte sich auf Cab-Aret gesund pflegen lassen.
Michael von La Tour, sein Biograph, log nicht, wenn er sagte, daß alle Damen ihn betrogen. Loba betrog ihn mit Ramon Drut, dem Infanten von Foix.

Améric, »der den Sorgen der Troubadoure mit einem guten Roß, Halfter und Mantel ein Ende machte«, war der Herr von Montréal, einer kleinen Stadt auf halber Wegstrecke zwischen Carcassonne und Foix, und auch einer der Mondsöhne.
Seine Schwester war Geralda, die gefeierte Kastellanin von Lavaur. Kein Troubadour und kein Bettler verließ ihre Burg, ohne gastlich aufgenommen worden zu sein und Zehrgeld auf den Weg mitbekommen zu haben. »Geralda war die edelste und gütigste aller romanischen Damen«, berichtet uns ein Chronist. Und doch sollte sie bei dem Kreuzzug gegen ihre Heimat einen furchtbaren Tod erleiden. Als Erzketzerin wurde sie in einen Brunnen geworfen und mit Steinen bedeckt.

Das Gras im Burghof zu Lavaur
Wuchs einsam, ungestört empor,
Schon überhüllt es und umschattet
Gebein, zerstreut und unbestattet;
Raubvögel, die ans Licht es zogen,
Umfliegen hoch im stillen Bogen
Die brandgeschwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel scheint zu trauern.

Am Brunnen steht sie noch, die Linde,
Die Zeugin einst so schöner Zeiten,
Sie läßt, bewegt vom Herbsteswinde,
Die Blätter leis hinunter gleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Disteln selbst, die rauhen,
Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten sie hinunterschauen.

Ein Sänger steht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo versenkt mit allen Wonnen,
Geralda ruht, bedeckt von Steinen …
Lenau: Die Albigenser

Guiot von Provins[34], einer Stadt der Champagne, südöstlich von Paris, war ein nordfranzösischer trouvère. Er zog viel in der Welt umher und besuchte die berühmtesten Fürstenhöfe Frankreichs, Deutschlands, Aquitaniens und Romaniens. Zu Pfingsten des Jahres 1184 treffen wir ihn auf einem von Friedrich Barbarossa veranstalteten Ritterfest in Mainz. Als alter Mann, zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, verfaßte er seine »Bibel«, eine Satire auf die verschiedenen Stände seiner Zeit. In dieser Dichtung nennt uns Guiot seine Gönner:

Kaiser Friedrich Barbarossa, *l'empereres Ferris*
Ludwig der Siebente, König von Frankreich, *li rois Loeis de France*
Heinrich der Zweite, König von England, *li riches rois Henris*
Richard Löwenherz, *li rois Richarz*
Heinrich, der »junge König« von England, *li jones rois.*
Alfons der Zweite von Aragonien, *li rois d'Arragon.*
Raimon der Fünfte, Graf von Toulouse, *li cuens Remons de Tolouse*

Guiot von Provins folgte dem Zug der Troubadoure nach Toulouse und konnte auf zwei Straßen von diesem Mittelpunkt höfischer Poesie an den Sitz seines Gönners Alfons von Aragonien gelangen. Er konnte einmal von Toulouse aus ariègeaufwärts über Foix, dem Schloß des Infanten Ramon Drut, durch das Sabarthès über den Paß von Puymorens die aragonische Grenze erreichen. Er konnte aber auch, und das war der bequemere Weg, über Carcassonne und Perpignan, im Roussillon, an der Küste entlang nach Barcelona oder Saragossa ziehen. Vielleicht hat er auf der Hinsreise den einen und auf der Rückreise den anderen Weg gewählt. Sowohl in Carcassonne als auch in Foix fühlten sich die Troubadoure zu Hause.

In Foix konnte er neben Ramon Drut dessen Schwester Esclarmonde sehen und ihre Schönheit besingen.
In Carcassonne regierte Esclarmondes Tante, Adelaide, Tochter Raimons des Fünften von Toulouse und der Konstanze von Frankreich. Seit dem Tode ihres Gatten Roger-Taillefer (1193) waren die Besitzungen der Trencavel ihrem milden Szepter untertan.

*

Kyot der werte Sänger hieß,
Den seine Kunst nicht rasten ließ,
Er mußte singen und sagen so,
Daß des die Menschen wurden froh.
Herr Kyot ist ein Provenzal,
Er fand die Mär von Parzival,
Erzählt in einem Heidenbuch.
Wie er's französisch übertrug,
Werd ich in deutscher Sprache singen,
Wenn meiner Kunst es will gelingen.
Wolfram von Eschenbach

Wolfram von Eschenbach nennt uns als Gewährsmann für seinen Parzival Kyot[35], einen Provenzalen und läßt uns wissen, Christian von Troyes (der Verfasser des um 1180 geschriebenen *Perceval le gallois*) habe »der Märe Unrecht getan«.
Es ist »in Übereinstimmung mit Wolframs eigenen Worten, Guiot als Überarbeiter und Ergänzer des Christianschen Perceval und als alleinige Vorlage Wolframs angenommen worden.« Es wurde weiterhin nachgewiesen, Wolfram habe wirklich, wie er angibt, eine Dichtung des Provençalen Kyot benutzt und diese Folgerung werde »unwiderleglich durch die Tatsache erhärtet, daß nur Wolfram das ganze einheitliche Sagengut kennt und abwandelt«.
Das genaue Geburts- und das Todesjahr Wolframs sind uns unbekannt. Da der Parzival im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts entstanden ist, wird vermutet, daß Wolframs Geburt in das dritte Viertel

des zwölften Jahrhunderts fällt. Was den Zeitpunkt seines Todes betrifft, so berichtet uns schon Püterich von Reichertshausen (1400–1469), Verfasser einer Ritterdichtung, des sogenannten »Ehrenbriefs«, daß er des Dichters Todesjahr auf dessen Grabstein »in unserer Frauen Münster in dem Markte Eschenbach« nicht mehr feststellen konnte (»uns die zeit seines Sterbens gar abtreuget«).

Wolfram war arm und zog als fahrender Ritter und Sänger »von Hof zu Hof«. Er konnte weder lesen noch schreiben:

Unkundig ist mir ganz das Lesen,
(ich enkan deheinen buochstap).
– – – – – – – – – – – – – – – –
swaz in den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelos gebliben.[36]

Er mußte sich also den »Parzival« des Guiot von Provins vorlesen lassen, falls diese Dichtung überhaupt schriftlich niedergelegt war. Wolfram hatte sich im Verkehr mit westlichen Minnedichtern die Kenntnis der französischen Sprache angeeignet. Er scheint darauf stolz gewesen zu sein, denn er versäumt in seinem Parzival keine Gelegenheit, sich mit seiner französischen Sprachkenntnis ein wenig zu brüsten. Und doch war er vor Mißverständnissen und Irrtümern nicht sicher. Gar oft hat er Namen und Ortsbezeichnungen, deren ursprüngliche Fassung uns durch die französischen Gral- und Parzivalepen bekannt ist, entstellt oder sogar falsch wiedergegeben. Das Vorkommen solcher Hörfehler darf uns nicht verwundern, wenn wir annehmen, daß Wolfram auf die mündliche Weitergabe des figurenreichen Stoffes angewiesen war. Doch weist seine Fassung in einzelnen Zügen eine solche Treue auf, prägt sie historisches Geschehen so klar aus, daß sie die Vermittlung eines Zwischenträgers ausschließt. Es gibt kaum eine andere Erklärung als die eine: »Kyot« und Wolfram haben sich getroffen. Der deutsche Sänger hat den Stoff vom Urheber selbst übernommen.
Möglich, daß Wolfram und Guiot auf dem von Friedrich Barbarossa ver-

anstalteten Ritterfest zu Mainz miteinander in Berührung kamen, oder daß sie sich auf der Wartburg, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, kennen lernten. Die Wartburg war bekanntlich der von Minnedichtern am meisten besuchte Hof Deutschlands, und hier hielt sich Wolfram von Eschenbach um das Jahr 1203 auf.

Überraschend rege Beziehungen bestanden zwischen den Minnesängern Deutschlands, Frankreichs und Romaniens. Bertrande Born zum Beispiel, der unter dem Namen »Sembélis« die Prinzessin Laina von Plantagenet, die Schwester von Richard Löwenherz, besang, stand mit seiner *domina,* auch als sie Herzogin von Sachsen geworden war, in Verbindung, wenn man die in Deutschland gefundenen, in provençalischer Sprache an Laina gerichteten Dichtungen Bertran de Borns als hinreichenden Beweis dafür anerkennt. Es wurde sogar angenommen, daß Friedrich Barbarossa, der seit 1178 Herr des Arelatischen Reichs war, selbst provençalische Gedichte verfaßt habe, die den Hof des Barons von Castellane, einer an dem Verdonfluß in der Provence liegenden Stadt, rühmten. Wie dem auch sein mag, so kann dies doch erhellen, wie viele Fäden Minne- und Ritterdichtung von Nord und Süd miteinander verbanden und in welchem Maße sie sich gegenseitig befruchteten.
Ist aber die »rechte Mär« durch Guiot selbst oder durch das Vorlesen eines Guiotischen Parzival-Manuskriptes an Wolfram gelangt, so ist dessen Verwechslung von »Provins« und »Provence« verständlich und verzeihlich.[37]
Nun bestand neben der ausgesprochenen Minnedichtung eine Art »Gelegenheitsdichtung«. Es war gang und gäbe, daß Troubadoure von ihren Gönnern Gedichte zur Verherrlichung ihres Hauses in Auftrag erhielten, oder daß sie ihren Dank für Gastfreundschaft und Unterstützung auf poetische Weise abstatteten. Es wäre somit möglich, daß Guiot von Provins seine Gönner Raimon von Toulouse, dessen Tochter Adelaide von Carcassonne, deren Nichte Esclarmonde von Foix und den König Alfons von Aragon, einen Vetter Roger-Taillefers (Adelaidens Gatte), in seiner uns verloren gegangenen Parzivaldichtung besungen hat.
Und dies war tatsächlich der Fall!
König Alfons der Zweite von Aragonien wurde auch Alfons der Keusche

genannt, auf französisch: *Alfonse le »Chaste«*. In ihm haben wir Wolframs »Kastis« zu sehen, den Verlobten Herzeloydens.[38]
In Wolframs Herzeloyde, der Mutter Parzivals, hat Wolframs Gewährsmann Guiot von Provins die Vicomtesse Adelaide von Carcassonne, die *domina* Alfons des Keuschen verherrlicht.
Adelaidens Sohn war ein »Trencavel«, das heißt auf deutsch: ein »Schneidgut«. Wolfram von Eschenbach übersetzt den Namen Parzival mit »Schneid mitten durch«. Ramon-Roger, der Trencavel, war das Vorbild für den Wolfram-Guiotschen Parzival!
Das ergibt sich ohne Zwang aus dem Folgenden.

Der »Minnehof« der Vicomtesse von Carcassonne war in ganz Romanien berühmt. Sie selbst war wohl die gefeiertste Dame von Barcelona bis Florenz und Paris. Ihr Hof war ein Sammelplatz für Heroismus, Poesie und ritterliche Höfischkeit und zugleich »der keuscheste und graziöseste, denn Adelaide hielt das Szepter«, sagte der Troubadour Arnold von Marveil.
Dieser *trobère*, ein armer Kleriker aus dem Périgueux, hatte eines Tages seine Mönchskutte an den Nagel gehängt und zog fortan von Burg zu Burg, seine hinter Klostermauern erdachten Lieder vorzusingen. So kam er auch an den Hof von Carcassonne und sah Adelaide. Von da an gehörte des Reimers Herz nur noch ihr. Aber die hohe Stellung der Infantin von Toulouse, einer Enkelin der Könige von Frankreich, schüchterte den schlichten Harfner ein.
»Wohl nur Königen geziemt die Ehre, nach Adelaidens Minne zu trachten. Aber macht Minne nicht alle Menschen gleich? Wer minnt, ist würdig. Standesunterschiede gelten nicht vor Gott. Gott richtet nur nach dem Herzen und will nur Empfindungen. Oh, schöne, reine Frau, vollkommenes Ebenbild der Gottheit, weshalb handelt Ihr nicht wie diese?«
Arnold von Marveil hatte allen Grund zum Minnekummer, denn Alfons der Keusche, Aragoniens und Kataloniens König, warb um Adelaide. Aber er begehrte nicht der Minne. Seine Huldigungen und Werbungen waren weit prosaischerer Art. Mit dem toulouser Grafen Lehensherr der Vizegrafschaft Carcassonne und Béziers, hoffte er durch eine Vermählung mit der Witwe seines im Jahre 1193 verstorbenen Vetters Roger-

Taillefer sich die Oberlehens- wenn nicht Alleinherrschaft ihrer Domänen zu sichern.
Alfons der Keusche warb nicht um Minne, die die Ehe ausschließt, sondern um Ehe, die mit Minne nichts zu tun hat. Somit war er für die Keuschheit voraussetzende Minnewelt gestorben. Er gehörte nur noch der ritterlich-profanen Welt an, war nur noch ein Anwärter auf Krone und Ehebett und nicht mehr ein Ritter der *leys d'amors,* die ein Falke vom Himmel gebracht haben soll.
Dann wurde auch Arnold von Marveil des Minnereiches unwürdig. Als er einmal von Adelaide geküßt worden war, verriet er in zwei Gedichten diese Gnade. Das allein war ein schwerer Verstoß gegen die strengen Gesetze der romanischen Minnewelt. Obendrein hatten diese Küsse in ihm Gefühle erweckt, die mit reiner Minne auch nichts mehr zu tun hatten:

O *wie lieb ich lauer Lüfte Wallen*
Im April, eh' Mai erwacht,
Wenn der Nachtigallen
Schlagen rieselt durch die Nacht.
Jeder Vogel seine Lieder
Fröhlich singt, wie's ihm gefällt,
Unter taubeperltem Flieder
Seinem Weibchen zugesellt …

Arnold von Marveil

Deswegen wurde der arme Troubadour von der Vicomtesse Adelaide verabschiedet und mußte sich an den Hof Wilhelms des Achten von Montpellier (den Guiot von Provins seinen Gönner *Guillaumes* nennt) zurückziehen.
»Man hat mich von ihr entfernen können. Aber nichts kann den Faden zerschneiden, der mein Herz an sie bindet. Mein Herz ist zärtlich und beständig. Nur Gott und ihr gehört es. Glückliche Gefilde, wo sie wohnt, wann werde ich euch wiedersehen! Kommt denn niemand von dort zu mir? Ein Hirte, brächte er mir Kunde von ihr, wäre mir einem edlen Barone gleich. Fände ich sie in der Wüste, so wäre die Wüste mir ein Paradies.«

Arnold von Marveil feierte nur Adelaide. Dann starb er aus Liebessehnsucht. Minneweh war eine Troubadourenkrankheit, die tödlich verlief ohne die einzige Arznei: Minne.

Wenn Adelaide auf ihrer Burg Poivert inmitten prachtvoller Pyrenäenwälder Hof hielt, so zogen jahraus jahrein Scharen von Prinzen und Troubadouren herbei. Die delikatesten Minneprobleme wurden ihrem Gutachten unterbreitet. Wenn Richard Löwenherz, Alfons von Aragonien oder Ramon Drut von Foix erotische Vergehen auf dem Gewissen hatten, so mußte Adelaide Recht sprechen. Ihr Urteil war unwiderruflich, und jeder unterwarf sich ihm, war sie doch die edelste, keuscheste und graziöseste Dame Romaniens.
Wenn Troubadoure wie Peter von Auvergne zu Poivert bei Roussillonwein und »bei Fackelschein lachlustig Liedlein fanden«, oder wenn auf dem Anger und im Walde Hörnerschall, Scherzen und Lieder aufklangen, blieb sie einsam in ihrer Kemenate und betete …
Adelaide war eine fromme Frau. Aber der Gott, zu dem sie betete, war nicht unser Gott. Ihr »Christus« war nicht am Kreuze gestorben. Der dräuende Gott Israels war für sie Luzifer. Adelaide war Ketzerin!
Aber nicht das allein ließ sie das Minnewerben der Troubadoure und Prinzen ablehnen. Ketzer sein und Troubadoure verstehen können, schlossen einander nicht aus. Nein, die meisten Troubadoure waren »Ketzer«, alle Cathari (Ketzer) waren Troubadoure, und fast alle Damen Romaniens wurden, wenn die ersten Altersspuren ihr Gesicht zu zeichnen begannen, Ketzerinnen. Das allein war es nicht, was die Carcassonner Vicomtesse von dem weltlichen Getriebe ihres Hofes zu Poivert fernhielt.
Adelaide hat in ihrem Leben viel Herzeleid erfahren müssen. Ihr Gatte Trencavel hatte mit seiner Blutrache an den Bürgern von Béziers eine schwere Schuld auf sich geladen, die er nun vor Gott zu verantworten hatte. Die Trencavel waren ritterliche aber ungestüme Draufgänger. Sie bangte um zukünftige Torheiten ihres einzigen Sohnes Ramon-Roger. Mit dem Ketzer Bertran von Saissac, den ihr Gatte Roger-Taillefer in seinem Testament als Vormund für den noch unmündigen Trencavelsohn bestimmt hatte, leitete sie dessen Erziehung. Ihr Sohn sollte nicht

weltlicher Ritter, nicht einmal Minneritter, sondern Ritter der höchsten Minne werden. Würdig sollte er sein der Tischrunde, die auf Montségur, der Pyrenäenburg auf schroffem unnahbarem Felsen, die reine Lehre vom tröstenden »Parakleten« hütete.

Fürwahr, du heißest Parzival.
Dies deutet mitten durch gewiß.
Denn Furchen tief groß Lieben riß
Durch Treu' in deiner Mutter Herz;
Dein Vater ließ ihr nichts als Schmerz.[39]

Wolfram von Eschenbach

Parzival sollte der Gralsritterschaft würdig werden!

uf einem gruenen achmardi
truoc si den w u n s c h   v o n   p a r a d i s
beide wurzeln unde ris
daz was ein dinc, daz hiez der g r a l
erden Wunsches ueberwal.[40]

Wolfram von Eschenbach

ZWEITER TEIL

DER GRAL

Der Liebe Reich ist aufgetan,
Die Fabel fängt zu spinnen an.
Novalis

Über das romanische Minnereich hielt unsichtbar Amor-Eros seine schützende Hand. Er war nicht mehr der geflügelte Knabe, wie ihn die Antike sich vorstellte. Man sah ihn als erwachsenen Mann. Als der Troubadour Peire Vidal[41] sich einmal von Castelnaudary nach Muret an den Hof Raimons des Fünften von Toulouse begab, will dieser Reimer ihm leibhaftig begegnet sein:
»Es war im Lenz, wo die Blumen in den Wiesen aufsprießen, die Büsche zu knospen beginnen und die Vögel jubilieren. Da sah ich einen Ritter

auf mich zureiten, schön und stark. Blonde Haare fielen ihm in das gebräunte Antlitz, seine hellen Augen glänzten. Seines Mundes Lächeln ließ perlmutterne Zähne sehen. Der eine Schuh des Ritters war mit Saphiren und Smaragden geschmückt, der andere war nackt.
Des Ritters Mantel war mit Veilchen und Rosen besetzt, und auf dem Haupte trug er einen Kranz von Ringelblumen. Des Ritters Zelter war zur einen Hälfte schwarz wie die Nacht und zur anderen weiß wie Elfenbein. Des Pferdes Brustriemen war aus Jaspis, die Steigbügel waren aus Chalcedon. Am Zaumzeug leuchteten zwei Edelsteine so schön und kostbar, wie sie der Perserkönig Darius nicht einmal besessen hatte. Ein Karfunkel am Zügel glänzte wie die Sonne …
Neben dem Kavalier ritt eine Dame, noch tausendmal schöner als er. Ihre Haut war wie Schnee so weiß. Das Rot ihrer Wangen glich der Farbe von Rosenknospen. Ihr Haar schimmerte wie Gold.
Hinter der Dame ritten ein Paladin und eine Damoiselle. Der Paladin trug einen Bogen aus Elfenbein und drei Pfeile an seinem Gürtel: einen aus Gold, einen aus Stahl und einen aus Blei. Was die Damoiselle anbetrifft, so sah ich nur, daß ihre Haare über Sattel, Schabracke und Kopf des Pferdes fielen.
Der Ritter und die Dame sangen ein neues Lied, das die Vögel nachsangen.
›Laßt uns bei einem Brunnen auf einer waldumstandenen Wiese rasten‹, sagte die Dame, ›denn ich mag die Schlösser nicht‹.
›Gnädige Dame‹, antwortete ich ihr, ›hier ist ein lauschiger Platz unter einem Lorbeerbaum, und hier sprudelt eine klare Quelle über Kieselsteine.‹
›Peire Vidal‹, sagt der Ritter zu mir, ›wisset, ich bin *Amor,* diese Dame heißt *Gnade,* und diese Damoiselle und dieser Paladin werden *Scham* und *Treue* genannt.«

Wolfram von Eschenbach setzt seinem Parzival ein langes Proömium über *Treue* und *Untreue* voraus. Er will beweisen, daß Zweifel an Gott das Seelenheil bedrohen, daß aber ritterlicher Geist, »kühnen Mannes Preis«, Rettung gewähren kann. Wer aber der Untreue und haltloser Gesinnung ergeben ist, ist der Hölle verfallen.

Wenn Zweifel dringt ins Herz hinein,
So kann die Seele nicht gedeihn.
Man findet Ehr' und Schmach gepaart,
Wo sich verzagte Sinnesart
Gesellt zu kühnen Mannes Preis
Wie bei der Elster schwarz zu weiß.
Doch solch ein Mann kann freudig hoffen,
Denn Höll' und Himmel stehn ihm offen,
Scheidet er aus dieser Welt.

Wer sich der Untreu' zugesellt,
Hat schwarze Farben nur gewiß
Und fallt auch heim der Finsternis.
Doch weißer Farbe Glanz gewinnt,
Wer Gott und Menschen treu gesinnt.
Den Fraun auch steck' ich hier ein Ziel:
Von Gott erfleh' ich dem guten Weibe,
Daß stets in rechtem Maß es bleibe.
Scham ist die Krone jeder Sitte,
Mehr Heil ich nicht für sie erbitte.

Doch sollt' ich hier euch Weib und Mann
Vollkommen schildern, wie ich kann,
Es würd' euch Zeit und Weile lang.[42]

Wolfram von Eschenbach brauchte den Minnesängern seiner Zeit nicht zu erklären, welche Rolle Mann und Frau in der Minnewelt zu erfüllen hatten. Wir wissen, daß die deutsche Minnewelt der Romaniens nachgewachsen war. Dort hatte das mosaische Genesisdogma nie in Ansehen gestanden, nach dem Jahwe zuerst den androgynen Adam schuf, der Evas Vater und Mutter war. Nach dem romanischen Mythus waren Adam und Eva zwei mit Luzifer von Stern zu Stern in das irdische Exil gestürzte Engel. Bereits im Himmel dem Adam gleichberechtigt, ist Eva es auch auf Erden. Sie ist nicht die »Männin« Adams, sondern seine *domina,* denn die Romanen sahen in der Frau, wie ihre Ahnen: die Iberer

und Kelten, etwas Prophetisches und Göttliches. Die jüdische Eva ist dem Manne so sehr unterstellt, daß sie zuerst den Namen ihres Vaters und dann den Namen ihres Mannes trägt, also nicht einmal eines eigenen Namens würdig ist. In der Languedoc, insbesondere in den Pyrenäen, wo die iberische und keltische Tradition sich am reinsten erhalten hatte, trugen die ureingesessenen Familien den Namen ihrer Ahnfrauen. Man sagte: die Söhne der Belissena, der Imperia, der Oliveria. Ihre Attribute waren nicht Spindel und Wiege, sondern Schreibstift und Szepter.

Die Troubadoure waren Dichter. Dichter kranken alle an unerfüllter Sehnsucht. Aber sie wußten, wenn sie in der Minne keine Erfüllung fanden, einen Weg, der zu einer Tischrunde der Sehnsucht führte, auf dem der »Tröster« stand, den Christus durch den Evangelisten Johannes hatte ankündigen lassen …

Die Troubadoure waren Dichter eines Landes, in dem die Sonne heller leuchtete als bei uns, in dem die Gestirne so erdennahe waren und in dem es sich leicht beten ließ.

Diese betenden Dichter waren keine törichten Reimer mehr. »Reine« waren sie fortan: *»Cathari«!*

Die Cathari übertrugen, wie wir später im einzelnen sehen werden, die *leys d'amors* auf geistiges Gebiet. Statt Frauengunst suchten sie Erlösung in Gott. Statt Minne suchten sie den Tröster.

Dichten und Beten sollten eins sein. In Romanien war das der Fall, denn die Romanen wußten noch, daß Dichter- und Prophetengabe, die wir heute Intuition und Inspiration nennen, identisch sind. Das Gebet der Cathari, der betenden Troubadoure, war nur ein Teil des Hymnus auf die lichte Gottheit, den sie in der Symphonie von Farben und Tönen ihrer Heimat tagtäglich vernahmen. Sie waren ja Dichter. Da sie, wie alle Poeten, sich im Diesseits fremd fühlten, erstrebten sie das bessere Jenseits, wo ihrer Mythologie nach der Mensch einst ein Engel war, und wo seine wahre Heimat ist: das »Haus der Lieder«, wie in Urzeiten die Babylonier das Lichtreich Ahuramazdas nannten. Die Cathari waren des besseren Jenseits so sicher, daß sie dieses Leben bis zum Letzten konsequent ablehnten und es nur als eine Vorbereitungszeit für das wahre Leben ansahen, das sie jenseits der Sterne wußten.

Dichter und Priester haben von je die Berge geliebt, deren Gipfel sich

gen Himmel recken, und deren Höhlen sich in ewiger Erdennacht verlieren. Auf den Bergen ist man der Gottheit am nächsten. Dort oben dichtet und betet es sich von selbst. Alle großen Mythen ließen auf Bergen die Vergottung des Helden sich vollziehen. Auf dem Berg Oeta wurde Herakles Olympier. Auf dem Berg Tabor verklärte sich Christus. Das wußten die Troubadoure wohl. Denn zu ihrer Zeit war die Brücke noch nicht eingestürzt, die von Morgen gen Abend übers Mittelmeer führte, deren erster Bogen von Asiens Bergriesen zu Griechenlands heiligem Parnaß und deren zweiter von dort zu den Pyrenäen sich spannte, zu den Pyrenäen, wo Hellas den Hesperidengarten wußte: das Lichtland der Seelen.
Von Morgen kam die Menschheit. Von Morgen kamen uns die großen Mythen, von denen die letzte eine »frohe Botschaft« war. Von Morgen kommt die Sonne …

Wenn die Sonne durch ein goldenes Wolkentor von den Menschen weggeht, dann erwacht in manchen die Sehnsucht, ihr nachzuziehen. Wohin nur? Der Mensch soll ein gefallener Gott sein, der sich nach dem Himmel zurücksehnt. Vielleicht ist des Dichters Sehnsucht wirklich nur Heimweh nach dem verlorenen Paradies, wo der Mensch der Gottheit Bild, nicht Zerrbild war!
Wenn die Sonne von Provence und Languedoc weggeht, dann wölbt sich das goldene Wolkentor über den Pyrenäen. Kühn und edel ragen sie in den Azur. Liegt die provençalische Ebene schon in Nacht, so werden sie noch lange von den Strahlen der scheidenden Sonne gesegnet und verklärt. Den »Berg der Verklärung«, den »Tabor« nennen heute noch die Provençalen den Pic du Saint-Barthelemy, der Pyrenäengipfel schönsten. Der pyrenäische Tabor liegt zwischen dem »Olmes«, dem Tal der Ulmen und dem »Sabarthès«, dem Tal von Sabart, wo die Gottesmutter Karl dem Großen den Sieg über die Sarazenen versprochen haben soll.
Ein einsamer steiniger Weg führt von dem idyllischen Olmès hinüber zu den Schluchten und Höhlen des Sabarthès: die *Straße der Cathari,* die Straße der Reinen.[43]
Inmitten der Einöde des Tabor erhebt sich ein unbeschreiblich wilder Felsen, so hoch, daß sein Gipfel bisweilen in das goldene Wolkentor

ragt. Senkrecht recken sich seine Wände hinauf zu den Mauern einer Burg, die *Montségur* heißt. Als ich einmal auf der Straße der Cathari zum Gipfel des Tabor hinaufstieg, traf ich einen alten Schafhirten. Der erzählte mir folgende Legende:
»Als Montségurs Mauern noch standen, hüteten in ihnen die Cathari, die Reinen, den heiligen Gral. Montségur war in Gefahr. Luzifers Heerscharen lagen vor seinen Mauern. Den Gral wollten sie haben, um ihn wieder in das Diadem ihres Fürsten einzusetzen, woraus er bei dem Sturz der Engel auf die Erde gefallen war. Da kam in höchster Not vom Himmel eine weiße Taube und spaltete mit ihrem Schnabel den Tabor. Esclarmonde, die Gralshüterin, warf das kostbare Heiligtum in den Berg. Der schloß sich wieder. So wurde der Gral gerettet. Als die Teufel in die Burg eindrangen, kamen sie zu spät. Erbost verbrannten sie alle Reinen unweit des Burgfelsens auf dem *camp des crémats*, dem Scheiterhaufenacker …«

Ihn ließ auf Erden eine Schar,
Die wieder zu den Sternen flog,
Weil ihre Reinheit sie heimwärts zog.[44]
Wolfram von Eschenbach

Die Straße der Reinen führte von dem Olmès, an Montségur vorbei, über den Gipfel des Tabor zu den Höhlen des Sabarthès. Hier waren die letzten Cathari zu Hause. Weltfern und in sich gekehrt sannen sie dort über höchste Minne nach.

Ja, seid Ihr rechter Minne hold,
So minnt, wie an dem heut'gen Tag
Die höchste Minne heischen mag.
Wolfram von Eschenbach

Die Cathari[45*] verließen ihre Einsiedeleien in Bergestiefen nur, um Sterbenden die »letzte Tröstung« zu geben oder in einem Burgsaal vor Edelfrauen und Rittern uralte Mythen zu erzählen. In ihren langen schwarzen Gewändern, auf dem Haupt eine persische Tiara, glichen sie Brahmanen oder Akolythen Zarathustras. Wenn sie geendet hatten, ent-

nahmen sie einer Lederrolle, die sie auf ihrer Brust trugen, das Johannesevangelium und lasen laut:
»Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist anbeten. Es ist gut für euch, daß ich sterbe. Denn sterbe ich nicht, so kommt der »Tröster« nicht zu euch. Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde …
»*Diaus vos benesiga.* Gott segne euch!«
Dann zogen die Reinen in ihre Höhlen zurück, nach der »Kathedrale«, den »Gleysos«[46] (Kirchen), der »Höhle der Eremiten« und der »Höhle von Fontanet« …

Zur Fontane la Salväsche es ging,
Zu einer Klaus im Fels verloren,
Die Trevrizent zum Sitz erkoren.
Bei ihm erfährt nun Parzival
Geheime Kunde von dem Gral.
Zu einer Höhl' der Wirt ihn führte …
Wolfram von Eschenbach

Die Höhlen des Sabarthès[47]* sind so zahlreich, daß sie einer wahren Troglodytenstadt Raum gewähren konnten. Neben den großen Höhlen, die sich meilentief in die Berge einbohren, gibt es unzählige Grotten und durch Felsvorsprünge gebildete Nischen.
Die Wände dieser Grotten und Nischen lassen noch deutlich erkennen, wo einst Balken des Zimmerwerks eingefügt waren, und daß hier ausgebaute Eremitagen gewesen sind, von denen Feuer und Jahrhunderte uns allerdings nicht mehr gelassen haben, als brandgeschwärzte und verwitterte Kalkwände, einige verschmorte oder verkohlte Holzreste, und nie und da, wo Feuer und Unbilden der Witterung nicht hatten einwirken können, eine Zeichnung oder eine Inschrift:
Ein »Baum«, ein Weltenbaum oder Baum des Lebens, der mitten im Paradiese gestanden haben soll, und von dem schon die Hellenen wußten. Die Hesperiden hüteten seine goldenen Äpfel.
Eine Barke, deren Segel eine Sonne ist.

Ein Fisch, das Symbol der lichten Gottheit.
Eine Taube, das Emblem Gott-Geist.
Christogramme in griechischen oder romanischen Lettern.
Das Wort Gethsemane.
Die Paraphe: G T S kunstvoll verschlungen, wahrscheinlich eine Zusammenfassung des Wortes Gethsemane, dem Garten, in dem Christus an die Häscher verraten wurde.
Satzfragmente, von denen nur die Worte *»Santa Gleyiza«* noch lesbar sind.
Von diesen Grotten haben zwei ihre Namen behalten: »Grotte Jesu-Christi« und »Grotte des Toten Mannes«. Vor der ersteren sind noch Spuren eines Gärtchens und einer kleinen Terrasse geblieben, auf der einst der hier lebende Eremit meditiert haben mag:

Weh dir, Welt, wie tust du so?
Du gibst uns Trübsal und Beschwer,
Du gibst uns Kummers Pein viel mehr
Als Freuden.[48]

Wolfram von Eschenbach

Die Cathari fühlten sich auf unserer Erde nicht zu Hause. Sie verglichen sie mit einem Gefängnis, das ein ungeschickter Baumeister mit minderwertigem Material gebaut hat. Ihr wahres Zuhause wußten sie jenseits der Sterne. Das »Dort droben«, sagten sie, hat der Geist erbaut, der Liebe ist: nicht Haß, nicht Krieg, der Leben ist: nicht Krankheit, nicht Tod … Gott! Im Anfang war der Geist. Bei ihm war das Wort. Und sie waren Gott.
So wie in unserer Brust zwei Welten sich bekämpfen: der willige Geist und das schwache Fleisch, so sind im All zwei Prinzipien wirksam: das Ja und das Nein, das Gute und das Böse. Das Gute ist Gott. Das Böse ist Luzifer, der stets verneinende Geist.
Das Wort ist der Schöpfer der Welt hinter dem goldenen Wolkentor, weit dahinter, jenseits der Sterne. Die diesseitige Welt ist das Werk Luzifers. Das Wort ist Schöpfer, Luzifer ist nur ungeschickter Nachschöpfer, Former.

Wir Menschen, gefallene Engel, entsprechen diesen beiden Prinzipien, deren Emanation wir sind. Der geistige Mensch, die Seele ist das Werk des göttlichen Wortes. Der stoffliche Mensch: der Körper ist das Werk Luzifers. Unsere Seele ist göttlich, ewig. Unser Körper ist ungöttlich, vergänglich. Die Seele, von Gott, der Geist ist, geschaffen, ihrer Auflehnung gegen den Geist wegen auf die Erde verbannt, muß auf ihr bleiben, bis sie die Nichtigkeit des Erdenlebens erkannt hat und verlangt, mit dem Geist wieder eins zu werden. Wiedergöttlichwerden, Rückkehr zum Geist, kann auf dieser Erde beginnen. Doch dann müssen sich die Seelen von Stern zu Stern entstofflichen, bis sich vor ihnen die Tür zu ihrer wahren Heimat öffnet.

Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister.

v. Haller

Selbst Kant sagt in seiner »Naturgeschichte des Himmels«: »Wer ist so kühn, eine Beantwortung der Frage zu wagen, ob die Sünde ihre Herrschaft auch in den anderen Kugeln des Weltbaues ausübt oder ob die Tugend allein ihr Regiment daselbst aufgeschlagen? Gehört nicht ein gewisser Mittelstand zwischen der Weisheit und Unvernunft zu der unglücklichen Fähigkeit, sündigen zu können? Wer weiß, sind also die Bewohner jener Weltkörper nicht erhaben und zu weise, um sich bis zu der Torheit, die in der Sünde steckt, herabzulassen, zu fest an die Materie geheftet und mit gar zu geringen Fähigkeiten des Geistes versehen, um die Verantwortung ihrer Handlungen vor den Richterstuhl der Gerechtigkeit tragen zu dürfen?«

Die Cathari sahen in der Erde die Hölle. Inmitten von Sünde und Lüge leben zu müssen, schien ihnen grausamere Strafe, als in einem eisigen See oder einem Bratofen von geschwänzten und gehörnten Teufeln gezwickt, gestochen und gepeinigt zu werden. »Die *Erde* ist die Hölle!« sagten sie…

Der Tod war für sie nur das Ausziehen eines beschmutzten Kleides, dessen man sich entledigt, wie der Schmetterling die Larvenhülle ab-

streift, um in den webenden Frühling aufzugehen. Psyche sagten schon die Griechen für Seele: Schmetterling.
Was geschieht jedoch mit den Seelen, die »sich nicht strebend bemühten«, die sich in der Materie zu Hause fühlten? Gott kann als Vater seinen Kindern keine Bitte abschlagen. Ihre Seelen dürfen hienieden bleiben, immer wandernd von einem Körper in den anderen, solange sie wollen, bis auch sie sich nach den Sternen sehnen.[49]

Die größte Höhle des Sabarthès ist die Höhle von Lombrives. Vor uralten Zeiten, deren Nacht von unserer Geschichtswissenschaft kaum erhellt ist, war sie ein Tempel des iberischen Sonnengottes Ilhomber. Die schlichten Hirten und Bauern des unweit davon gelegenen Dörfchens Ornolac nennen sie auch die »Kathedrale«.
Ornolac schmiegt sich in das Seitental, durch das die Straße der Cathari sich zum Taborgipfel hinaufwindet. Ornolac wird von einer wundervollen kleinen romanischen Kirche überragt, vor der eine von bäuerlicher Hand geschnitzte Mutter-Gottes, auf dem Arm den Jesusknaben mit einem Kornhalm in der Hand, die Felder und Weinberge bewacht.
Zwischen den Menhiren, von denen einer umgestürzt ist, führt der steile Pfad in die riesige Halle der Kathedrale von Lombrives. Hier ist der Eingang zu einem unterirdischen Feenreich, in dem Geschichte und Fabel eine Zuflucht gefunden haben vor der Welt, die so nüchtern geworden ist. Zwischen den Tropfsteinen aus blütenweißem Kalk, zwischen Wänden aus tiefbraunem Marmor und glitzerndem Bergkristall führt der Weg in die Tiefen des Berges.
Ein 107 Meter hoher Saal war die eigentliche Ketzerkathedrale. Die Erde, das Machwerk Luzifers, hatte ihnen den schönsten Raum hergeben müssen, damit sie die Schönheit vorausahnen konnten, die der wahre Bildner jenseits der Sterne geschaffen hat. Und um die Sonne, die silberne Mondscheibe und die Sterne, die einzigen »Offenbarungen« des Gottes, der Liebe und Licht ist, nicht zu vergessen, hat eine Ketzerhand sie auf die marmorne Höhlenwand gezeichnet. Und das Wasser tropft unaufhörlich und regelmäßig von der sich in ewiger Nacht verlierenden Höhlendecke zu Boden. Hier formt es heute noch tropfsteinerne Kirchenbänke für alle, die in dieser Feenwelt rasten wollen.

Wenn draußen im Ariègetal ein Gewitter niedergeht, dann dröhnt der ganze Berg von den Wasserstürzen, die sich donnernd einen Weg durch den porösen Kalkberg erzwingen. Wenn draußen der Gott des Gewitters und des Todes, Luzifer, seinen blitzenden Hammer auf die zitternde Welt niedersausen läßt, dann bebt der Berg in seinen Festen. Von der Ketzerkathedrale führt eine steinerne Treppe in den zweiten Teil der Höhle von Lombrives, bis der menschliche Fuß nach stundenlangem Wandern vor einer hunderte von Metern tiefen Schlucht zurückschreckt.
Dort liegt ein riesiger Felsblock, auf den das tropfende Wasser einen Stalagmiten in Form einer Keule gezaubert hat, und den die Bauern von Ornolac das »Grabdenkmal des Herakles« nennen.

DAS GOLDENE VLIES[50]

Eraklius oder Erkules,
Dazu der Grieche Alexander,
Denn sie kennen miteinander
Die Steine …
Wolfram von Eschenbach

Silius Italicus, ein römischer Dichter-Historiker des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, hat uns in wohlgesetzten Hexametern die Legende übermittelt, die den riesigen, von einer Tropfsteinkeule geschmückten Felsblock in der Höhle von Lombrives den Grabstein des *Herakles* sein läßt:
Nachdem Herakles auf der Insel Erytheia die Rinder des Geryon geraubt hatte, wurde er in dem »wilden Haus« des Bebryx, des Königs der Bebryker, gastlich aufgenommen. Er verführte dessen Tochter Pyrene. Dann verließ er sie. Aus Furcht vor dem Zorn ihres Vaters und aus Sehnsucht nach ihrem Geliebten zog Pyrene in die Welt. Aber die wilden Tiere fielen über die Schutzlose her. Laut rief Pyrene den Herakles

um Hilfe an. Zu spät eilte er herbei, er fand sie tot. Von seinem Jammer dröhnten die Berge, und alle Felsen und Höhlen hallten wieder von Pyrenes Namen, den er laut klagend hinausrief. Dann begrub er sie.
Pyrenes Name wird nie untergehen, denn für alle Zeiten tragen die Berge ihren Namen.
Drei prachtvolle Stalagmitengruppen an einem geheimnisvollen See inmitten der Höhle von Lombrives heißen: Thron des Königs Bebryx, Bebryx' Grab und Grab der Pyrene. Unablässig rinnt das Wasser auf Pyrenens Grab herunter, als beweine der Berg die unglückliche Königstochter. Und daneben hängen von Wand und Decke, versteinert, die Gewänder, die sie in ihrem Leben am liebsten trug.
Soweit die Legende von Herakles, Bebryx und Pyrene.
Lateinische Autoren (unter ihnen Plinius) berichten uns, daß die ersten Bewohner Spaniens die Perser und die Iberer gewesen sind, und daß die spanischen Iberer von denen am Kaukasus abstammten. Der griechische Geschichtsschreiber Dion Cassius schrieb, die Bewohner der Ostpyrenäen seien die Bebryker gewesen, und der griechische Grammatiker Stephanos von Byzanz unterschied zwei Bebrykervölker, von denen das eine am Schwarzen Meer und das andere in den Pyrenäen in der Nähe des »Bebrykischen Meeres« wohnte, wie nach dem byzantinischen Schriftsteller Zonaras der Löwengolf früher geheißen haben soll.
Dausqueius, der Kommentator des Silius Italicus, behauptet das Wort »Bebryx« sei nur ein Adjektiv gewesen, und der Bebrykerkönig habe Amykos geheißen, sei somit der Bebrykerkönig gewesen, der jeden in sein Land kommenden Fremden zum Faustkampf gezwungen und getötet hatte, bis ihn Pollux, der Argonaute erschlug. Die gleiche Ansicht vertritt der römische Geschichtsschreiber Festus Avienus.
Fassen wir diese Quellen zusammen und ergänzen wir sie. Im dritten Jahrtausend hatten die mit den Phönikern, Persern, Medern, Getulern – heute die Berber in Nordafrika –, Armeniern und Chaldäern vom Kaukasus gen Westen gewanderten Iberer auf der »iberischen« Halbinsel eine neue Heimat gefunden. Zu ihnen gehörten die Bebryker, die den unter der Römerherrschaft zur »Gallia Narbonensis« gehörenden Teil der Pyrenäen, im Bereiche des Pic du Montcalm und des Pic du Saint-Barthelemy, bewohnten. Nun wissen wir dank Strabo, einem griechi-

chen Geographen, daß sich sowohl im Lande der spanischen wie der asiatischen Iberer Goldminen befanden. Die Goldbergwerke der Bebryker zogen die Phöniker (um 1200 v. Chr.) und die Phokäer (um 600 v. Chr.) herbei. Die Phöniker hatten zu Beginn des dritten vorchristlichen Jahrtausends wahrend der genannten semitischen Völkerwanderung in Syrien eine neue Heimat gefunden. Ob sie von Tyrus, ihrer wichtigsten Stadt, aus überseeischen Handel mit den Bewohnern der spanischen und französischen Küstenstriche getrieben haben oder ob sie mit den Iberern auf dem Landweg dorthin gelangt sind, ist uns nicht bekannt. Es spricht jedoch vieles dafür, daß sie von Kleinasien aus mit diesen Teilen der Mittelmeerwelt Seehandel trieben und daß sie die reichen Bodenschätze der Pyrenäen zu Schiff nach Syrien schafften.
Von Herodot wissen wir, daß in Tyrus ein Tempel des »Melkart« (= Stadtkönig) gestanden hat und daß Melkart der phönikische Herakles war, der Schutzgott der Seefahrt und der Kolonien im Westen, am Rande der Welt. Das Alte Testament nennt den Stadtgott von Tyrus den »Baal« (= Herr).
Baal war ursprünglich jeder Gott, den man an einem bestimmten Ort wohnend und wirkend dachte und dem man zum Unterschied von anderen Göttern ein lokal bedeutsames Attribut gab. So gab es einen Baal-Lebanon, einen Baal-Chermon u. a. Nach und nach wurde der Baal-Melkart der Stadt Tyrus der »Herr-Gott« Phönikiens und Kanaans, der »Allherr«, das im Sonnenball verkörperte männliche zeugende Prinzip. Seine Ergänzung (»Gemahlin« sagt die Mythologie) war Astarte, das im Mond verkörperte weibliche, empfangende, gebärende Prinzip.

Melkart war also ursprünglich der Lokalgott der Stadt Tyrus, der phönikische Herakles.
Nun nennt eine auf Malta gefundene Inschrift Herakles[51] einen »Urführer«. Daß Ahnenkult und Mythologie fast immer aus gemeinsamem Urgrund wachsen, ist bekannt. Wir dürfen deshalb annehmen, daß das Vorbild zum Melkart ein phönikischer Fürst war. Ob dieser Herakles-Melkart sein Volk einst aus dem Kaukasus nach Tyrus, oder von Tyrus weiter nach dem Westen führte, ist nicht festzustellen, aber auch unwesentlich. Wichtig ist nur die Tatsache, daß die Iberer ebenfalls einen

Herakles-Melkart kannten, der entweder ihr »Urführer« war oder den sie von den tyrischen Kolonisten übernommen hatten.
Die Höhle von Lombrives, in der sich das legendäre Heraklesgrab befindet, war in Urzeiten eine dem Ilhomber[52], dem iberischen Herakles geweihte Stätte. Dieser iberische, genauer bebrykische Lokalgott, der auch Bel (= Baal) hieß, wurde unter dem Einfluß der griechischen Kolonisten zu A-bel-lio (= Apollo).
Phokäa war eine griechische Kolonie im jonischen Küstenland Kleinasiens. Ihre Einwohner, die Phokäer, unternahmen mit den Festlandgriechen, Phokern aus Phokis und Argeiern aus Argos, Handelsfahrten nach Iberien. Es scheint ihnen um das Jahr 600 v. Chr. gelungen zu sein, die Phöniker aus der kolonialen Vormachtstellung zu verdrängen und ihrerseits die Ausbeutung der pyrenäischen Metallbergwerke zu übernehmen. Als Phokäa im Jahre 546 von dem persischen Tyrannen Harpagos bedrängt wurde, verließen die Phokäer ihre kleinasiatische Heimat und flüchteten auf ihren Schiffen in die Kolonien des Westens, vor allem nach Massilia (Marseille), Portus Veneris (Port-Vendres im Roussillon), Kerberos (Kap Cerbere, an der spanischen Grenze) und dem heutigen Monaco, wo ein Tempel des Herakles Monoikos stand.

Die Argonautensage ist die griechische Wandersage ursprünglichster Prägung. Sie ist nicht nur die älteste uns übermittelte mythologische Verschmelzung urgriechischer Kolonisation mit hellenischem Ahnenkult – Homer setzt sie als allgemein bekannt voraus –, sie gibt uns auch über die geographischen Vorstellungen des achaischen Griechenlands interessante Aufschlüsse.
Von Argos aus sollen fünfzehn Urführer auf der fünfzigrudrigen Argo übers Meer gezogen sein, um das Goldene Vlies zu suchen. Herakles, Orpheus, Castor, Pollux und Jason waren die berühmtesten unter ihnen. Nach vielen Irrfahrten und Abenteuern (Kampf mit dem Bebrykerkönig Amykos) gelangten sie nach Kolchis. Hier raubten sie mit Medeas, der Seherin und Zauberin, Hilfe das Goldene Vlies von der heiligen Eiche, in deren Ästen es hing.
Antike Autoren kannten also neben den kleinasiatischen die pyrenäischen Bebryker und brachten letztere mit der Argonautensage in Ver-

bindung- Welche Bedeutung hatte wohl das Ziel dieses Zuges, das Goldene Vlies?

Machen wir einen Schritt durch die Jahrhunderte, begeben wir uns ins Mittelalter, in eine Zeit, da die ursprünglichen Mittelmeerkulturen versunken und das Schwergewicht namentlich des geistigen Lebens nach Norden gewandert war.

Wenn unzählige Alchimisten geheimnisvolle Arkana in den Retorten mischten und unter mystischen Beschwörungen das »große Werk« zu vollenden trachteten – was suchten sie da?

Den *Stein der Weisen*, oder wie sie ihn auch nannten, das *Goldene Vlies!*

Was suchte Wolfram von Eschenbachs Parzival mit dem »Gral«?

Einen Stein[58], den *Lapsit exillis (Lapis ex coelis)*, den »Wunsch nach dem Paradies«!

Für den einen bestehen paradiesische Freuden im Besitz all dessen, was die Welt an Schönem und Kostbarem gewähren kann. Für andere liegt das Paradies jenseits der Sterne.

Es gab Alchimisten, die den Stein der Weisen suchten, um damit minderwertige Metalle in Gold zu verwandeln. Wieder andere, die wahren und großen Alchimisten, übertrugen die geheimen Formeln auf geistiges Gebiet. Die niederen Metalle waren für sie die menschlichen Leidenschaften, die umzuwerten ihr Ziel war. Statt Gold hofften sie Gott zu finden. In der Argonautensage des Nonnos sehen die Seefahrer über dem »Weltenberg mit dem Lichterbaum« eine »Schale« schweben.

Die Argonauten fanden das Goldene Vlies. Mit seinem Besitz wurden sie als Halbgötter zu den Sternen entrückt. »Herkules« bereitete sich zwischen »Leier« und »Corona« auf seine endgültige Vergottung vor. »Castor« und »Pollux« warten, daß sie der »Fuhrmann« in die höchsten Höhen des Himmels fahre. Und die »Argo«, das Schiff, das die kostbare Reliquie übers Meer getragen, wurde in die strahlende Milchstraße des südlichen Sternenhimmels verzaubert, wo sie mit dem »Kreuz«, dem »Triangel« und dem »Altar« das eindeutigste Zeugnis von der Lichtnatur des ewigen Gottes ablegen. Das Dreieck versinnbildlicht die göttliche Dreiheit, das Kreuz das göttliche Liebesopfer. Und zum Altar wurde

der Tisch des Liebesmahles, auf dem am ersten Gründonnerstagabend der Kelch der Wiedergeburt stand.

»Wahrlich ich sage Euch:
Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde,
so kann er das Reich Gottes nicht sehen.«

Joh. III, 3

Alchimisten suchten Gold, den »Großen König«, und Alchimisten suchten Gott. Astrologen wollten in den Sternen das Wissen um den nächsten Tag finden, und drei Astrologen führte ein Stern nach Bethlehem, wo in einer Höhle das göttliche Wort Mensch geworden war. Ein heidnischer Sterndeuter soll auch in den Sternen das Geheimnis vom heiligen Gral gelesen haben.

»Flegetanis, der Heide, schaute
Was er nur schüchtern anvertraute,
Aus der Gestirne Licht und Lauf
Ein tief Geheimnis und deckt es auf,
Es gab ein Ding: der Gral genannt.
So sprach er, da er den Namen fand
Geschrieben in den Sternen klar.[54]

Wolfram von Eschenbach

Von Morgen gen Abend dreht sich die Himmelswölbung. Von Morgen gen Abend wandeln nachts der Mond und die Sterne, wandelt die Sonne, Helios-Apollos Gestirn.

Apollo war der Gott des reinen Sonnenlichtes, das im Frühling die Erde von der Haft des Winters befreit, und war darum auch der »Soter« (Retter), der den gestorbenen Sünder läutert, ihn zur Erlösung führt, zum Eingang in das Lichtland der Seelen. Er ist der sühnende, Segen und Hilfe bringende Gott. Auf einem mit Schwänen bespannten Kahn fuhr er ins Land der Hyperboräer. Seine Schwäne, die Wolken, sangen wie der herabfallende Regen. Des Regens Rauschen ist der Gesang der Natur. Deshalb war Apollo der Führer der Musen, sein Attribut ist die

Leier, und sein ist der Lorbeer, aus dessen Zweigen man die Dichterkränze windet.
Wenn die Strahlen der Frühlingssonne die Erde erwärmen, steigt die aufgesogene Feuchtigkeit zum Himmel empor. Dunst und Nebel sind von altersher Orakelträger, da deren Steigen und Fallen das Wetter voraus ankündet. So war Apollo auch der Gott prophetischer Gabe, der Weissagung. Dichten und prophezeien sind eins.
Von ihm sang Alkaios aus Mytilene, ein Zeitgenosse der Sappho:
»Als Apollo zur Welt kam, gab ihm Zeus eine goldene Mitra und eine Leier, gab ihm einen mit Schwänen bespannten Wagen und sandte ihn nach Delphi und zum Kastalischen Quell, daß er dort den Hellenen das Recht verkünde. Apollo aber lenkte seine Schwäne ins Land der Hyperboräer. Als die Delphier des inne wurden, dichteten sie einen Päan, stellten Knabenchöre um den Dreifuß auf und flehten den Gott an, er möge zu ihnen kommen …«[55]
Die Hyperboräer waren Apollos auserwähltes Volk. Sie lebten glücklich dahin, waren sittenrein und fromm. Sie hausten in den Hainen ihres milden, sonnigen und fruchtbaren Landes, lebten nur von den Früchten, töteten keine Tiere und kannten weder Krieg noch Streit. Waren sie des Lebens satt, suchten sie Erlösung in den Wellen des unermüdlichen Meeres. Apollo war ihr oberster Gott. In einem goldenen Kelch fuhr der Strahlende zu ihnen, »einem Sterne gleich, daß sein Gleißen zum Himmel drang«. Apollo liebte die Hyperboräer, seit die Meereswogen jene Truhe an ihren gastlichen Strand getragen hatte, in der seine Mutter Semele ihn ausgesetzt hatte. Seitdem fuhr er jahraus jahrein zu ihnen, »und durch die Wogen trug ihn das wundervolle hohle Lager, das Hephaistos geschmiedet aus kostbarem Golde. Über des Wassers Fläche trug es den Schlummernden …«
Auf einer Cista mystica[56], einer Vase, in der die kultischen Geräte des Apollodienstes aufbewahrt wurden und die man vor zweihundert Jahren bei Palästrina in den Sabinerbergen fand, ist eine Szene eingraviert, die den Kampf der Argonauten mit dem Bebrykerkönig Amykos schildert. Auch hier haben wir die Beziehungen zwischen den Argonauten, Apollo, dem Goldenen Vlies, dem Bebryker Amykos und seiner sakralen Schale.

DIE SCHALE DES GWION

Pythagoras,
Der in der Sterne Zeichen las
Und solche Weisheit ohne Streit
Besessen, daß seit Adams Zeit
Kein Mensch an Weisheit ihm kommt gleich:
Der könnt Euch nennen die Steine reich.

Wolfram von Eschenbach

Die Bewohner des von den Achäern gegründeten Kroton an der Ostküste Unteritaliens, in der Pythagoras gelebt und gelehrt hat, behaupteten, dieser Weise sei in Wahrheit Apollo selbst gewesen, der aus dem Lande der Hyperboräer gekommen sei, den Menschen eine neue Heilslehre zu verkünden. Als Märtyrer sei er gestorben. Daß andere in ihm einen Sohn Apollos und der Jungfrau Pythais sahen, deren Gatte Mnesarch, ein Handwerker, nur scheinbar der Vater des Pythagoras gewesen, sei wenigstens erwähnt.
Pythagoras lehrte, daß die Seele unsterblich und in den Leib verbannt sei und daß sie vor ihrer endgültigen Wiedervergottung von Körper zu Körper, selbst in den von Tieren, wandern müsse. Cicero will aus sicherer Quelle wissen, daß Pythagoras von den Druiden, den Philosophen Galliens, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Seelenwanderung übernommen habe.
Der *Druidismus* war weniger eine Religion als eine philosophische Doktrin, die Theologie, Astronomie, Naturwissenschaft, Medizin und Rechtskunde in sich schloß. Was Caesar die »Disziplin« der Druiden nannte, war eine dogmatische Synthese dieser Wissensgebiete, die wie mit pythagoräischer Philosophie so auch mit den Weisheiten indischer und babylonischer Theogonien überraschende Verwandtschaft aufweist. Die Druiden lehrten, die Erde und alles was sie birgt und trägt, sei von dem Todesgott *Dispater*[57] geschaffen. Die Seele sei göttlicher Natur, mithin unsterblich, und müsse eine Wanderung von Körper zu Körper durchmachen, um von der Materie geläutert in die andere Welt, die des Geistes, eingehen zu können. Ihr oberster Gott war Belenus oder Belis,

wie ihn der griechische Geschichtsschreiber Herodianos nannte. Dieser Gott Belenus war Apollo-Abellio, der Lichtgott.
Dispater war der latinisierte Name des Unterweltsfürsten Pluto, des Herrschers über die bleichen Seelen der Abgeschiedenen, des Bewahrers der unterirdischen Schätze.
Die Druiden achteten irdischen Reichtum für Tand. Auf ihr Geheiß sank Tolosas Gold, das Tempelgut Delphis in einen Pyrenäensee.

Wir wissen, daß die Straße der Reinen von Montségur auf den Tabor und von da zu den Höhlen von Ornolac führt. Nun liegt zwischen Montségur und dem Taborgipfel ein dunkler, von schroffen Felswänden eingeschlossener Bergsee. *Lac es Truites* (Forellensee) oder *Estang Mal* (Sündensee) heißt er bei den Bauern des Weilers Montségur, dessen Häuser wie Bienenwaben an der Felswand über der Lassetschlucht hängen.
»Werfen Sie nur keinen Stein hinein, denn er ist die Wiege des Donners! Wenn Sie einen Stein hineinwerfen, so wird sich ein Gewitter zusammenziehen und ein Blitz Sie zerschmettern. In diesem See wohnt der Böse. Deshalb leben keine Fische darin …«
»Weshalb nennt Ihr ihn dann Forellensee?« fragte ich meine bäuerlichen Freunde.
»Eigentlich müßte man ihn *Lac des Druides* (Druidensee) nennen. Denn Druiden haben Gold, Silber und Edelsteine da hineingeworfen. Das war zu einer Zeit, als unser Herr und Heiland noch nicht geboren war. An einer unerklärlichen Krankheit starben die Menschen in Massen dahin. Wer morgens noch gesund und frisch war, konnte am Abend tot sein. Nie hatte zuvor eine solche Krankheit in diesen Bergen gewütet. Da gaben die allwissenden Druiden den bedrängten Menschen den Rat, all ihr Gold und Silber in diesen See zu werfen, als Tribut für den Unterirdischen: den Herrn von Krankheit und Tod. Auf Wagen mit Steinrädern fuhr man die Reichtümer zum See und schleuderte sie in dessen unergründliches Wasser. Dann zogen die Druiden einen magischen Kreis um den *estang.* Da starben alle Fische, die vorher in seinem Wasser lebten, da wurde der zuvor grüne See schwarz. Von dem Augenblick an waren die Menschen von der furchtbaren Krankheit geheilt. Alles

Gold und Silber wird dem gehören, der den Zauberkreis zu zerreißen vermag. Aber sobald er die Schätze anfaßt, wird er an derselben Krankheit sterben, die einst die Menschen dahinraffte, bevor sie ihr Gold in den See warfen.«
Ptolemäus[58], der Alexandriner bezeugt uns, daß die Bebryker der Pyrenäen zu den tektosagischen Volken gehörten. Holen wir etwas weiter aus.
Unter der Regierung von Tarquinius Priscus, um die Wende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. war das Land Keltika, wie Herodot, Aristoteles und Hipparch den zwischen der Garonne, dem Mittelmeer, den Alpen und dem Ozean liegenden Teil Galliens nannten, von den Keltiberem bewohnt, einem Mischvolk aus eingewanderten Kelten und eingesessenen Iberern. Einer dieser keltiberischen Stämme war der der tektosagischen Volken, in deren Gebiet die Hauptstadt Tolosa (Toulouse) und die Seestadt Narbo (Narbonne) lagen. Um das Jahr 163 nach der Gründung Roms, um 590 v. Chr. wanderte ein Teil der tektosagischen Volken nach dem Hercynischen Wald aus. Dieser war neun Tagereisen breit und mehr als sechzig lang. Er erstreckte sich vom Alpenvorland nach den Sudeten und Karpathen, über den Schwarzwald und Odenwald hin nach dem Spessart und der Rhön. Im Donauflachland machte sich dieser Teil der Volken seßhaft. Lange blieben sie Barbaren.
Ihre Brüder hingegen, die sich in der fruchtbaren und sonnigen Keltika an eine zivilisierte Lebensweise gewöhnt hatten, waren auch durch den ständigen Verkehr mit den griechischen Kolonisten, die das Küstenland besiedelt hatten, zunehmend zu Halbgriechen geworden. Die Massilianer lehrten die Volken den Ackerbau, zeigten ihnen, wie man Städte befestigt, Wein und Oliven anpflanzt, kurz brachten sie mit hellenischer Kultur in Berührung. Dieser Einfluß ging soweit, daß das Griechische in diesen keltiberischen Provinzen die öffentliche Sprache wurde und sich bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. erhielt. Die Volken nahmen hellenische Tracht an, zu Ehren ihres Abellio erschollen Päane.
Mit den griechischen Schiffen kam die Kunde von dem unermeßlichen Tempelschatz in Delphi nach dem Westen. Halbbarbaren, die sie geblieben waren, beschlossen sie Apollos Gold zu rauben und ihrem Abellio zu weihen.

Im Jahre 279 v. Chr. verließen etwa 200 000 Krieger zu Fuß und zu Pferd unter der Führung ihres Häuptlings Brennus die Keltika. Ihr Einfall in Griechenland verursachte eine Panik. Die Hellenen ließen die Barbaren bis zum Fluß Spelchio vordringen, hatten aber die Thermopylen, das Eingangstor zu ihrer Heimat, besetzt.
Die Gallier versuchten eine Brücke über den Fluß Spelchio zu schlagen, mußten indes ihr Vorhaben aufgeben. Aber in einer Nacht durchschwammen zehntausend von Brennus ausgewählte Volken auf ihren Schildern den Fluß. Die zur Verteidigung des Flusses Spelchio beorderten Griechen mußten zu den Thermopylen zurückweichen.
Zwei große Invasionen haben die vom Glorienschein griechischer Heimatliebe verklärten Thermopylen gesehen. Im Jahre 480 v. Chr. hatten die dreihundert Spartaner des Leonidas ihr Leben gegen die Perser lassen müssen.
Und nun, hundert Jahre später, wälzten sich die Barbaren heran. Zu wiederholten Malen versuchte Brennus den Durchmarsch durch den Engpaß zu erzwingen. Nichts vermochte die griechische Phalanx zum Wanken zu bringen.
Dann fanden die Volken einen von Heraklea über den Berg Oeta zu den Ruinen der Stadt Trachine führenden Pfad. Der heroische Widerstand einer griechischen Truppe warf aber die Gallier zurück.
Dieser Mißerfolg ließ indessen den Mut des Brennus nicht sinken. Er gab vierzigtausend Fußleuten und achthundert Reitern den Befehl, Ätolien zu verheeren, in der Hoffnung, die im Thermopylenlager befindlichen Ätolier würden ihrer bedrängten Heimat zu Hilfe eilen. Brennus hatte sich nicht getäuscht. Die Ätolier hielten die Schreckensnachrichten aus ihrer von den Volken gebrandschatzten Heimat nicht im Lager zurück.
So gelang es Brennus, den Durchmarsch durch die Thermopylen zu erzwingen. Die Griechen flüchteten sich zum Hafen von Lamia und fuhren auf den Schiffen der Athener davon. Ohne zu zaudern führte Brennus sein Heer gegen den Parnaß.
Als die Gallier gegen die Stadt Delphi anstürmten, brach, wie uns Pausanias und Justin melden, ein furchtbares Gewitter los, die Erde begann zu beben, riesige Felsblöcke stürzten von den Bergen herunter und

zermalmten Mengen von Angreifern. In der folgenden Nacht begann der Parnaß erneut zu beben, es wurde eisig kalt, Hagel und Schnee fielen. In Massen starben die Belagerer dahin.
Die Delphier wurden zuversichtlich. Ein Orakel hatte ihnen verkündet, daß Apollo sie nicht im Stiche lassen werde, und sie sahen in dem Unwetter die Bestätigung. Voller Mut machten sie einen kühnen Ausfall. Von da an gehen die Berichte der Geschichtsschreiber auseinander. Nach den einen gelang es den Delphiern, die Belagerer vernichtend zu schlagen und zum Rückzug zu zwingen. Zuvor aber sollen die Gallier alle Landsleute getötet haben, denen Verletzung oder Ermattung den Rückmarsch unmöglich machten. Brennus selbst, der schwer verwundet war, wollte nicht, daß man mit ihm eine Ausnahme mache und gab sich selbst den Tod.
Anderen Berichten zufolge eroberten die Kelten Stadt und Tempel Delphi, raubten die Schätze und schafften sie nach Tolosa. Dort wurden sie alle von einer ansteckenden Krankheit befallen. Ihre Druiden ersahen aus dem Vogelflug, daß das Volk nur Heilung finden könne, wenn es das geraubte Gold und Silber in einen heiligen See würfe.
Nach dem römischen Geschichtsschreiber Justinus wurde dieses Gold von dem Consul Cäpio geraubt.

Es war im Jahre 684 nach der Gründung Roms, etwa 70 Jahre v. Chr. Toulouse, immer noch Hauptstadt der tektosagischen Volken, war seit mehr als einem Jahrhundert Mittelpunkt des westeuropäischen Handels geworden, und hatte immer stärker Roms Neidgelüste erregt. Es gelang dem Prokonsul Cäpio, die Stadt durch Handstreich zu nehmen, die er seinen Truppen zur Plünderung überließ. Damals soll es gelungen sein, einen Teil der Delphischätze zu rauben. Es spricht aber vieles dafür, daß Cäpio nicht bis in das keltiberische Nationalheiligtum vordrang, das sich bis in das Mittelalter hinein in dem Massiv des Pic du Saint Barthelemy befand. Die tektosagischen Volken hatten die Gewohnheit, alles Gold, das sie den Bergwerken entzogen, ihrem Gott Abellio zu verehren. Nun befand sich in Tolosa ein berühmter Abellio-Apollotempel. Da dieser von den römischen Truppen gebrandschatzt wurde, so ist anzunehmen, daß nur dieses Gold in die Hände der Plünderer fiel. Fest steht jedoch,

daß der Prokonsul Cäpio 150 000 Talente, etwa 100 Millionen Mark, nach Massilia, der Bundesgenossin Roms, schaffen ließ. Unterwegs wurden die mit dem Transport Beauftragten überfallen, und das Geld kam nie in Massilia an. Cäpio und seine vorgeblichen Komplizen wurden von Rom unter Anklage gestellt. Die Helfershelfer sollen elend geendet haben, und Cäpio selbst soll von da an bis an sein Lebensende vom Unglück verfolgt worden sein. Dieses Mißgeschick des gewesenen Prokonsuls wurde in Rom sprichwörtlich. Man sagte: *habet aurum Tolosanum,* er hat Tolosas Gold, wenn man einen Menschen bezeichnen wollte, dem alles zum Unglück ausschlug.

Die Kelten hatten in ihren Iberern nicht etwa ein wildes, unzivilisiertes Volk vorgefunden. Diese waren ja Verwandte der hochentwickelten Perser und Meder und hatten in den tausend Jahren Seßhaftigkeit die Kultivierung ihrer neuen Heimat durchgeführt. Schon die Iberer, die als erste in die Geschichte dieses Landes eintraten, hatten uralte Kulturreste angetroffen.

Die vorgeschichtlichen Wandmalereien in den Höhlen des Sabarthès, vor allem in der von Niaux, sind nach den Schätzungen der Prähistoriker etwa zwanzigtausend Jahre alt. Die Zeichner von schweifenden Mammut- und Renntierjägerhorden haben sie geschaffen, in einer Naturtreue, die eine hochentwickelte Intelligenz und schärfste Naturbeobachtung voraussetzt. Deshalb darf man auch, wenn man von der Religion, dem Druidismus und der Philosophie der Kelten spricht, nicht vergessen, daß sie sich mit bereits vorhandenen, vielleicht ähnlich gearteten religiösen Vorstellungen eingeborener Landsassen innig verschmolzen hatten. Bestimmt trifft das für die keltiberische Theogonie zu, denn der keltische Gott Belis, latinisiert Belenus-Apollo, ist der iberische Ilhomer-Abellio. Die keltische Theogonie scheint dualistisch gewesen zu sein, die keltiberische war es.

Sie wurde erst unter der Römerschaft polytheistisch. In den Pyrenäen allerdings konnte sie sich in den unzugänglichen Wildtälern und auf Bergeshöhen noch Jahrhunderte lang in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Die keltiberischen Druiden sahen, wie gesagt, in Dispater-Pluto, dem gräkolatinischen Zeus Chthonios, den Gott des Todes, des Gewitters

und Feuers, den Schöpfer der irdischen Welt. In der Hand den Donnerhammer, lassen sie ihn in Erdentiefen thronen oder auf seinem mit Widdern bespannten Wagen Tod und Verderben schleudernd durch die Lüfte fahren. Es gleicht Wotan und Thor, ist aber, trotz seines gräkolatinischen Namens und seiner Verwandtschaft mit den genannten nordischen Gottheiten, die keltiberische Variation des Ahriman (Zerstörer) der Iranier, Meder und Parther.

Nach der Lehre des iranischen[59] Mazdeismus bekämpfen sich seit Ewigkeit zwei Prinzipien: das des Lebens, der Fruchtbarkeit und das des Todes, der Zerstörung.
Das erste hat zum Symbol die Sonne, die Ausstrahlung des geistigen Lichtes, der Wahrheit und Güte, die in Ahura-Mazda *(Ormuzd)*, dem allwissenden Gott, verehrt wurden. Das zweite mit dem Symbol nächtlicher Finsternis schließt in sich Irrtum, Übel und Lüge und fand seine Verkörperung in Ahriman, dem Zerstörer.
Ahura-Mazda hat Himmel und Erde geschaffen. Aber seine Schöpfung ist durch Ahrimans Dazwischentreten unvollkommen geblieben. Der Mensch hat die sittliche Pflicht, für das Gute gegen das Schlechte, für die Wahrheit gegen die Lüge zu kämpfen. In der Natur hat er alle schädlichen Pflanzen und Tiere, insbesondere die Schlange, den »Feind Gottes« zu vernichten und das Wachstum und Fortkommen der nützlichen Geschöpfe zu fördern.
Die Seelen der Abgestorbenen wenden sich zur Brücke Tchinvat. Die Gerechten überschreiten sie und kommen in den Garodemana, das Haus der Lieder, wo Ahura-Mazda thront. Die Sünder gehen an ihr vorbei und bleiben auf dieser Erde, dem Drudjodemana oder Haus der Lüge, bis eines Tages der Retter Saosyat kommt, der allen Menschen den Weg zu Ahura-Mazda zeigt.
Der Kampf zwischen Gott und seinem Widersacher soll zwölftausend Jahre dauern, aber schließlich wird Ahriman durch das Eingreifen des Retters Saosyat besiegt werden. Das ist der jüngste Tag. Ahriman wird vor Ormazd in die Knie sinken, um eine ewige Hymne zu Ehren des höchsten und wahren Gottes zu singen.
Der Retter Saosyat wird von einer Jungfrau geboren werden, die Toten

auferwecken, die Guten von den Bösen trennen und sie richten. Die Pythagoräer nannten ihn auch den Totenrichter Rhadamanthys.
Das »Jüngste Gericht« wird allerdings nicht die Bösen auf ewig verdammen, sondern diese werden, von der Güte und Gerechtigkeit Ahura-Mazdas bekehrt, nur noch ihn als Gott anerkennen und anbeten. Vom Jüngsten Tag an wird nur noch Licht, Liebe und Sphärengesang sein.
Die unleugbar schöne Theogonie des Mazdeismus wurde allerdings durch eine Unmenge von pedantischen und bizarren Vorschriften entstellt. Voltaire sagt deshalb von der Zendavesta (der »Heiligen Schrift« des Mazdeismus), daß man nicht zwei Seiten von diesem, dem schrecklichen Zarathustra zugeschriebenen Wust lesen könne, ohne Mitleid mit der menschlichen Natur zu fühlen. Aber Voltaire übertrieb gern.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde in Südfrankreich in einer wahrscheinlich aus dem ersten Jahrtausend vor Christi Geburt stammenden iberischen Grabkammer ein Buddhakopf[60] gefunden. Höchstwahrscheinlich gehörte er *zu* einem iberischen oder keltiberischen »Abellio«, der stets mit verschränkten Beinen abgebildet wurde, wie es den Buddhas eigentümlich ist. Außerdem sei wenigstens angedeutet, daß sich auf allen uns überkommenen pyrenäischen Abelliostatuen und -altären das Swastikakreuz befindet, bekanntlich auch ein religiöses Symbol der Buddhisten. Noch heutigen Tages tragen die Türpfosten alter baskischer Bauernhäuser solche Hakenkreuze, um den Einfluß des »Bösen« von dem Haus und seinen Bewohnern fernzuhalten.
Auch die Tatsache, daß der keltiberisch-iranische Dispater-Ahriman im Sanskrit als *Dyaus pitar*, im Griechischen *Zeus pater* und im Lateinischen als *Jupiter* existiert, mag erhellen, wie reich und eng die Beziehungen zwischen der arischen Mittelmeerwelt und dem sich daran anschließenden östlichen Kulturraum der Inder gewesen sind. Der Dualismus Keltiberiens und des Hochlands von Iran war ursprünglich auch allen Priesterkasten der archaischen Arier als esoterisches Mysterium bekannt.
Diesem Umstand werden wir auch Rechnung zu tragen haben, wenn wir als Abschluß unserer Betrachtungen von dem dualistischen Manichäismus und seiner abendländischen Variation, dem Catharismus, zu

sprechen haben. Waren doch die Cathari durch manichäische Missionare christianisierte Druiden.
Die *Druiden* im engeren Sinne befaßten sich mit theologischen, philosophischen, juristischen und pädagogischen Problemen. Der Oberste jeder lokalen Priesterkaste hieß »Gutvater«. Wie in Irland konnte sich das Druidentum in den Pyrenäen noch lange gegenüber dem vordringenden Christentum halten. Die verkehrsarmen Gebiete waren schwer zu durchdringen, zudem hielten die Eingeborenen unter dem Einfluß ihrer Priester zäh am Althergebrachten.
Die *Vaten* waren die Astrologen, Seher und Ärzte. Sie müssen für die damalige Zeit profunde Kenntnisse in der Sternkunde gehabt haben, auch von ihren Heilkünsten berichtete man Fabeldinge.
Die *Barden* endlich waren die Dichter und Sänger. Man nannte sie auch *privairds* (provençalisch *trobère,* deutsch Erfinder). Beim Kultus und bei den Gastmählern der Fürsten begleiteten sie auf der harfenähnlichen Chrotta die Gesänge zum Preise der Götter und Helden. In den Heilslehren der eigentlichen Druiden fanden sie reichen Stoff für ihre mythologischen Epen.
So waren die Druiden nicht nur die Hüter dualistischer Mysterien, die wir ja allerdings nur ahnen können, da sie mündlich von Lehrer zu Schüler weitergegeben wurden. Sie bildeten auch neben der Oligarchie der Fürsten und Edlen eine in sich geschlossene Hierarchie, die auch die Vaten und Barden in sich schloß.[61]
Drei Deutungen gibt es für das Wort Druide. Nach der ersten soll es »sehender Denker« bedeuten, *tro-hid.* Nach der zweiten heißt es »Weiser« oder Magier. Die dritte, bekannteste und wahrscheinlich zutreffende leitet es von dem griechischen *drys* oder dem gallischen *drou* ab, die beide »Eiche« bedeuten.
Vom Nordland bis zum Indus war die Eiche der heilige Baum, eng verknüpft mit allen naturnahen Mythen und Kulten. Besonders verehrte man die Eiche zu Dodona in Nordgriechenland. Aus dem Rauschen ihrer Wipfel und dem Gemurmel der heiligen Quelle, die an ihrem Fuß entsprang, deutete man des Gottes Willen. Als die Argonauten auszogen, das Goldene Vlies zu suchen, das in einer Eiche hing, setzten sie in den Bug ihres Schiffes ein Stück Holz aus dem heiligen Baum ein.

Von der Druideneiche und der darauf wachsenden heiligen Mistel, die von den Druiden unter bestimmten Zeremonien gesammelt wurde, ist zu oft gesprochen worden, als daß wir hier nochmals darauf eingehen müßten.

WIE DER BARDE TALIESIN ZUR WELT KAM …

Als einmal der Zwerg Gwion über die heilige Schale wachte, die das kostbare »Wasser der Wiedergeburt« enthielt, fielen drei wie Feuer brennende Tropfen auf die Hand des Zwergs. Als er die Hand zum Munde führte, waren ihm Geheimnisse und Zukunft der Welt entschleiert. Die Schutzgöttin dieses Wassers, trachtete ihm deshalb nach dem Leben. Aber der Zwerg vermochte sich dank der Zauberkraft des Wassers in einen Hasen, einen Fisch und dann in einen Sperber zu verwandeln. Um ihn verfolgen zu können, mußte die Göttin nacheinander die Gestalt eines Windspiels, eines Fischotters und eines Sperbers annehmen. Zuletzt verwandelte sich Gwion in ein Weizenkorn und verbarg sich in einem großen Haufen. Da wurde die Göttin zu einer schwarzen Henne und konnte mit ihren durchdringenden Augen das Weizenkorn Gwion entdecken und es verschlingen. Davon wurde sie schwanger und gebar nach neun Monaten den Barden Taliesin …

DIE LEGENDE VOM BARDEN CERVORIX

In einem dem Belenus geheiligten Wald saß der Barde Cervorix auf einem einsamen Felsen am Ufer der Saône und lehrte seine Schüler. Auf einer Elfenbeinleier mit goldenen Saiten, die ihm die neun Druidinnen der Insel Sena[63] geschenkt hatten, sang er ihnen von den Wundern des Alls und dem ewigen, regelmäßigen Gang der Sterne. Plötzlich verfinsterte sich der Horizont, dunkle Wolken zogen auf, ein Sturm peitschte die Bäume, und Nachtvögel umflogen das Haupt des Barden.

Ein Unwetter erhob sich, und die Wölfe heulten in den Bergen. Da rief Cervorix:
»Der Mensch ist Stoff. Seine Körperhülle knechtet den Aufflug seiner Seele und hält seinen wahren Wunsch zurück, die Erde zu verlassen, um in eine glücklichere Welt einzugehen. Was ist das Leben? Nichts! Söhne der Keltika, lebt in Frieden, denkt an die Ewigkeit und sagt allen, daß ihr den Barden Cervorix gesehen und gekannt habt.«
Als er so gesprochen, zerbrach er seine Leier und stürzte sich von seinem Sitz in die Wellen.
Seitdem trägt der Felsen des Barden Namen.
Am folgenden Tage schichteten die Druiden und Druidinnen einen Scheiterhaufen auf, legten den Leichnam des Barden darauf und bedeckten ihn mit Blumen und wohlriechenden Stoffen. Gegen Mitternacht, als die sieben Sterne des Großen Bären sich im Wasser der sieben Löcher des Druidenaltars spiegelten, wurde Feuer an den Scheiterhaufen gelegt. Zwei Druiden, eine Druidin, eine Jungfrau und ein Barde gingen um das Feuer herum. Der eine Druide warf eine Bernsteinschale, der andere eine Elfenbeinleier, die Druidin ihren Schleier, die Jungfrau eine Locke ihrer blonden Haare und der Barde seinen lilienweißen Mantel in das lodernde Feuer.
Die Asche des Barden wurde gesammelt und in eine gläserne Urne gefüllt. Darauf schrieben die Druiden:
»Sterblicher! Vergiß nicht, woher du kamst und wohin du gehst. Sieh diesen Staub. Er war, was du bist, du wirst sein, was er ist.«

Einmal im Jahr fährt Apollo ins Land der Hyperboräer. Einmal im Jahr geht er fort ›zu den Menschen, die ihn mehr lieben«, wie Hölderlin sagt.
In einem von Schwänen gezogenen Kelch, den Hephaistos geschmiedet aus kostbarem Gold, schlummernd unter dem Weltenbaum, der seine Zweige über das All breitet und in dessen Laub Sonne, Mond und Sterne als goldene Früchte funkeln, fährt er über das Meer. Bei den Hyperboräern dachte man an sich auch die Gärten der Hesperiden, das Land der Seligen. Von dort fährt der Gott wieder im heiligen Kelch, dem

Symbol ewiger Wiedergeburt, gen Osten zur frühgeborenen Morgenröte.
Pythogoras soll der fleischgewordene Apoll gewesen und aus dem Lande der Hyperboräer gekommen sein, um den Menschen eine neue Heilslehre zu verkünden. Daß antike Autoren behaupteten, die Pythagoräer seien griechische Druiden gewesen, haben wir gesehen. Sollten die keltiberischen Druiden die Hyperboräer gewesen sein ?[64]
Wir dürfen diese Frage wohl bejahen. Im Land der Hyperboräer hat man die Gärten der Hesperiden zu suchen. Hesperien nannten die Alten die iberische Halbinsel. Der oberste Gott der Druiden und der Hyperboräer war Apollo. Beide hausten in den Hainen ihres milden, sonnigen Landes. Die Hyperboräer lebten nur von Früchten und töteten keine Tiere. Die Druiden glaubten in Tierkörpern Menschenseelen eingeschlossen und enthielten sich deshalb auch jeglichen Fleischgenusses. Wir wissen auch, daß sie vom Heeresdienst befreit waren, also nie an Krieg und Kampf teilnahmen. Die Hyperboräer suchten Erlösung vom Erdenleben durch freiwilligen Tod in den Wellen. Wir haben ja gehört, wie der Barde Cervorix starb …

DIE »REINEN« UND IHRE LEHRE[65]

Astiroth und Belcimon,
Belet dazu und Radamant
Und andre, die ich geschrieben fand,
Die hehren Himmelskreaturen,
Durch Neid und Zorn zur Hölle fuhren.

Wolfram von Eschenbach

Jesus von Nazareth wollte keine neue Religion stiften, sondern lediglich die israelitische Messiashoffnung erfüllen. Was Jesus selbst hoffte, erwartete, und was er in Bälde erfüllt glaubte, war das Eingreifen Gottes in die Geschicke der Welt, die Aufrichtung eines »Neuen Israels« auf den Ruinen des alten.

Diese zwölf sandte Jesus, gebot ihnen und sprach: geht nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Ich bin nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt.

Matth. X, 6; XV, 24

Jesus war keineswegs der Gründer der christlichen Religion, die mit der Messiashoffnung, deren Märtyrer er war, kaum Berührungspunkte hat. Erst nach Jesu Tod und durch seine Grablegung konnte die christliche Kirche zum Leben erwachen. Bis zum Kreuzestod befanden sich Jesus und seine Jünger auf dem gemeinsamen Boden der jüdischen Messiashoffnung, und Verurteilung und Hinrichtung des Messias waren nur ein Irrtum der Juden. Die christliche Religion hat erst nach Christus eingesetzt und hat ihr Dasein als Weltreligion auf eine Auffassung von Christus als Retter des Menschengeschlechtes begründet, die niemals die Auffassung des Galiläers war, als er predigend durch Palästina zog. Die christliche Religion hat von sich aus Mittel gefunden, um ihre Gläubigen am Heil teilhaben zu lassen. So wie das Evangelium ursprünglich lautete, hätte es in sich selbst zusammensinken, und das schmachvolle Ende des Nazareners am Kreuz hätte an und für sich das Ende seiner Lehre nach sich ziehen müssen. Aber da Jesus einen kurzen Zeitabschnitt zwischen seinem Tod und seinem Wiederkommen angab, konnten seine Jünger jetzt begeistert von dem kommenden Reich Gottes auf Erden, den auferstandenen Jesus und den Christus zur Rechten Gottes predigen und bald neue Anhänger gewinnen. Jeder intensive Glauben fand von je beim leicht beeinflußten Volk Gehör. Aber noch war Jesu Lehre eine jüdische Häresie, deren Adepten täglich einmütig zum Tempel schritten, aber zu Hause das Brot brachen.

Erst bei Paulus ist aus dem galiläischen Propheten, der das kommende Reich Gottes verkündete und der eines gerechten Israels König werden wollte, der König eines himmlischen Reiches geworden, der als gerechter Richter Heiden und Juden nach ihren Verdiensten belohnen oder bestrafen wird:

»Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Hier ist kein Jude noch Grieche. Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott?«
Diese Auffassung bedeutet die Negation des Judentums und steht nicht im Einklang mit den Evangelien. Die irdischen Messiashoffnungen der Juden sind in den Hintergrund getreten. Der jüdische Christus ist tot. Die an den wahren, den geistigen Christus glauben, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, gehören einer anderen Welt an. Paulus trennt scharf diese Welt von der anderen, den natürlichen Leib von dem geistigen und unterscheidet auch den ersten Menschen Adam und den anderen Menschen, der der Herr des Himmels ist. Diese beiden Menschen haben von Anfang an existiert. Durch den ersten, Adam, ist die Sünde in die Welt gekommen und mit der Sünde der Tod. Das Gesetz der Juden hatte nichts daran ändern können. Erst durch den Tod des anderen Menschen, des Heilands, ist den Menschen Heil und Erlösung gebracht worden.

Wenn Lukas[66] in der Apostelgeschichte schreibt: »Am ersten Tag der Woche, als wir zum Brotbrechen versammelt waren …«, so ist der gottgeweihte Tag schon nicht mehr der Sabbath, sondern der Tag danach; der erste Tag der Woche. Analog den orientalischen Solarreligionen wird aus dem »Tag der Sonne« der »Tag des Herrn«. Aus dem jüdischen Messias ist eine solare Gottheit geworden. Am heidnischen »Sonnentag« fand man das Grab des Herrn leer. Als solarer Gott mußte Jesus Christus auch bei Sonnenaufgang auferstanden sein: »Und sie kamen zum Grabe am ersten Tag der Woche, sehr früh, da die Sonne aufging.« Wem wohl gleicht in der Offenbarung das Wort Gottes, dessen Namen niemand weiß denn es selbst, das auf einem weißen Pferd daherreitet, dessen Augen wie Feuerflammen sind, aus dessen Mund ein scharfes Schwert zuckt, das Kronen auf dem Haupt und einen blutigen Mantel trägt? Es existiert eine Mithra-Abbildung, die der Vision des Johannes auf Partmos selbst in den Einzelheiten gleicht. Auf dem Mantel Gottes steht sein Name, und auf seiner Hüfte ist geschrieben: »König der Könige und Herr der Herren.«

Christus der Sonnengott, der auf diese Welt heruntergestiegen ist, um sich von der Menschheit für sie kreuzigen zu lassen, war – nach Paulus – für die Juden und Heiden gekommen, also sowohl für die Indoeuropäer wie für die Semiten …

»Die ersten religiösen Anschauungen der indoeuropäischen Rasse waren wesentlich Naturanschauungen. Aber es war ein gedankentiefer sittlicher Naturdienst, ein liebevolles Erfassen der Natur durch den Menschen, eine Poesie voll Zartheit, voll Gefühl für das Unendliche, kurz der Uranfang von allem, was der germanische und keltische Geist, was Shakespeare, was Goethe später klar aussprachen. Es war keine verstandesmäßig begründete Religion oder Moral, es war Schwermut, Zärtlichkeit, Phantasie; und zu dem allen kam ein hoher Ernst, die Hauptbedingung für Sittlichkeit und Religion. Der Glaube der Menschheit konnte jedoch nicht daraus entspringen, weil diese alten Kulte sich nur mit Mühe vom Polytheismus freizumachen vermochten und nicht zu einem vollkommen klaren Symbol gelangten … Der semitischen Rasse gebührt der Ruhm, die Religion der Menschheit geschaffen zu haben« (Ernest Renan).[67]

Gebührt aber dieser von der semitischen Rasse geschaffenen und von Rom dogmatisierten Religion der Menschheit der Ruhm, »Verfolgung gelitten zu haben um der Gerechtigkeit willen« ?

Wir wollen die ersten vier Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zudecken, in denen bereits mehr Christen von Christen- als von Heidenhand zu Märtyrern gemacht wurden. Schon die frühchristlichen Häretikerverfolgungen standen an Grausamkeit und Unchristlichkeit den Christenverfolgungen seitens des Heidentums nicht nach. Und sie wurden obendrein im Namen dessen begangen, der gesagt hat, in seines Vaters Haus seien viele Wohnungen, man dürfe nicht töten und solle seinen Nächsten lieben wie sich selbst!

Um das Jahr vierhundert waren die provençalischen Ebenen bereits christianisiert. Allenthalben wurden Klöster und Basiliken auf Trümmern heidnischer Tempel und aus deren Steinen und Säulen erbaut. In ihnen wurden die Reliquien von Märtyrern der neuen Lehre beigesetzt und als Heilige den Götter und Halbgötter gewohnten *pagani* nahege-

bracht. Nur in den Pyrenäen opferten Druiden noch ihrer lichten Gottheit Abellio, die mit Verfolgung und Grausamkeit nichts zu tun hatte. Nicht von ihr war diese Welt geschaffen noch die Menschen in ihr. Das Christentum, wie es die jüdisch-römischen Christologen verkündeten, konnte bei diesen Spiritualisten keine Aufnahme finden. Die Kirche, die das Heidentum nicht bekehrte, sondern ausrottete und die mit zunehmender Macht materieller und üppiger wurde, stieß diese Asketen ab. Ein Christus aus dem Hause des Königs David, eines Mörders und Ehebrechers, widersprach ihnen. Christus, der am Kreuze gestorben war, konnte für sie nicht die lichte Gottheit gewesen sein. Ein Gott kann nicht sterben, sagten sie, und kann nicht wollen, daß man in seinem Namen Andersgläubige tötet. Verfolgt und verflucht begingen die Druiden bei Nacht auf den unzugänglichsten Bergeshöhen und im tiefsten Höhlendunkel »den alten heiligen Brauch, Allvater dort zu loben«.

Einer aus dem Volke:

Könnt ihr so verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Gesetze
Unsrer harten Überwinder?
Ringsgestellt sind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach, sie schlachten auf dem Walle
Unsre Weiber, unsre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewissem Falle.

Ein Druide:

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich singen!
Doch ist es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.

Du kannst zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt sich vom Rauch:
So rein'ge unsern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer will es rauben?

Goethe, Die erste Walpurgisnacht

Und dann kamen doch Christen in die Pyrenäen. Von ihren Brüdern verfolgte Christen, die auf den Konzilen von Saragossa (381) und Bordeaux (384) als Häretiker erklärt worden waren, und deren Lehrer Priscillian zu Trier im Jahre 385 von dem christlichen Römerkaiser Maximus und dem Bischof Ithacius mit sechs seiner vornehmsten Anhänger gefoltert und hingerichtet worden war. Die Priscillianer, so nannte man diese gnostisch-manichäischen Sektierer, wurden von den Druiden gastlich aufgenommen und ihnen im Massiv des Pic du Saint-Barthelemy der Wald von Sarralunga zwischen dem Sabarthès und dem Olmès als neue Heimat angewiesen. Den Priscillianern gelang es, die Druiden zum Christentum zu bekehren.
Aus den Druiden und Vaten wurden Cathari. Aus den Barden wurden Troubadoure …

Um das philosophische und religiöse Lehrsystem der romanischen Cathari eindeutig festlegen zu können, müßten wir ihre Literatur zu Rate ziehen, die übrigens sehr reich gewesen ist. Aber sie wurde von der Inquisition als »unsaubere Quelle einer scheußlichen Häresie« zerstört. Kein einziges catharisches Buch ist uns überkommen. Es sind uns nur die Register der Inquisition geblieben, die wir allerdings mit Hilfe verwandter Doktrinen: Gnosis, Manichäismus, Priscillianismus[68] ergänzen können.[69*]

Die romanischen Cathari lehrten: Gott ist Geist! Seit Ewigkeit ist er die absolute Liebe, in sich vollkommen, unveränderlich, ewig und gerecht. Nichts Schlechtes und nichts Transitorisches kann in ihm sein, noch von ihm kommen. Infolgedessen können seine Werke nur vollkommen un-

veränderlich, ewig, gerecht und gut, also ebenso rein sein, wie die Quelle, der sie entströmen.
Betrachtet man aber diese Welt, so ist ihre Unvollkommenheit, Vergänglichkeit und Veränderlichkeit offensichtlich. Der Stoff, aus der sie gemacht ist, ist vergänglich und die Ursache zahlloser Übel und Leiden. Der Stoff enthält das Prinzip des Todes, dem keine Kreatur entrinnen kann.
Aus dem Gegensatz zwischen unvollkommener Materie und vollkommenem Gott, zwischen einer Welt voller Elend und einem Gott, der die Liebe selbst ist, zwischen Wesen, die nur geboren werden, um zu sterben und einem Gott, der ewiges Leben ist, zogen sie den Schluß, daß das, was vollkommen und das, was es nicht ist, unvereinbar miteinander sind. Unvollkommenes kann nicht von Vollkommenem verursacht sein. Stellt doch die Philosophie den Satz auf, zwischen Ursache und Wirkung müsse eine Analogie bestehen. Ist die Ursache unveränderlich, so müssen es die Wirkungen auch sein. Deshalb, kann die irdische Welt und können die irdischen Kreaturen nicht von einem Wesen entgegengesetzter Natur geschaffen sein.
Wenn die Schöpfung von einem guten Gott kommt, weshalb hat er sie nicht vollkommen wie er selbst geschaffen? Hat er sie vollkommen schaffen wollen, es aber nicht tun können, dann ist er nicht allmächtig und selbst nicht vollkommen. Wenn er sie vollkommen hat schaffen können, es aber nicht hat tun wollen, so wäre das nicht zu vereinbaren mit vollkommener Liebe. Also hat Gott die irdische Welt nicht geschaffen![70]

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
Der eine Welt in Fieberglut errichtet
Und bald im Trost des Fiebers sie vernicktet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräte zugefallen,
Das bald sich dran ergetzt, bald es zerschellt
Und seine Wünsche nur vermag zu lallen?

Lenau: Die Albigenser

Auf dieser Welt ereignen sich viele Dinge, die wohl kaum mit göttlicher Vorsehung und göttlichem Willen etwas zu tun haben, denn wie könnte man glauben, daß Gott so viel Unordnung und Verwirrung zulasse? Und wie könnte man glauben, daß alle Geschöpfe, die keinen anderen Zweck zu erfüllen haben als den Menschen zu stören und zu quälen, von einem Schöpfer stammen, der voller Güte für die Menschen ist? Wie einem solchen Gott Überschwemmungen zuschreiben, die Felder verwüsten und Menschen töten, oder das Feuer, das die Hütte des Armen zerstört und dessen sich unsere Feinde bedienen, um uns, die wir nur die Wahrheit suchen und wollen, auszutilgen, meinten die catharischen Albigenser. Und wie hätte ein vollkommener Gott dem Menschen einen Körper geben können, der doch nur da ist um zu sterben, nachdem ihn Leiden aller Art gemartert haben?

Die Cathari sahen in der sichtbaren Schöpfung zu viel Absicht, um sie nicht einer intelligiblen Ursache zuzuschreiben. Aus dem Prinzip von der Analogie zwischen Ursache und Wirkung schlossen sie, daß schlechte Wirkungen von schlechter Ursache herkommen, und daß die Welt, die nicht von einem guten Gott geschaffen worden sein kann, als Schöpfer ein schlechtes Prinzip haben muß. Dieses dualistische System, wie wir es bereits im Mazdaismus, Druidismus und in der pythagoräischen Philosophie gefunden haben, basiert auf dem fundamentalen Gegensatz zwischen Gut und Böse.

Die Ansicht der Kirchenlehrer, daß das Übel zwar Gegensatz des Guten sei, deswegen aber nicht einem Sonderprinzip zugeteilt zu werden brauche, da es nur eine Verneinung oder das Fehlen des Guten ist, glaubten die Cathari mit dem Neuen Testament selbst widerlegen zu können.

Wenn der Versucher zu Christus sagt: »Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest«[71], wie hätte er es ihm anbieten können, wenn es nicht ihm gehört hätte; und wie könnte es ihm gehören, wäre er nicht der Schöpfer? Wenn Christus von Pflanzen spricht, die sein Vater im Himmel nicht gepflanzt hat, so beweist das, daß sie von jemand anderem gepflanzt sind. Wenn der Evangelist Johannes zeugt von »Gottes Kindern[72], welche nicht von dem Geblüt noch von dem Willen des Fleisches geboren sind«, von wem sind dann die aus Fleisch und Blut

geborenen Menschen? Wessen Kinder sind sie, wenn nicht die eines anderen Schöpfers, wenn nicht die des Teufels, der nach Christi eigenen Worten »ihr Vater« ist?

> *Ihr seid von dem Vater, dem Teufel. Er ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Er ist ein Lügner und ein Vater derselben. Wer von Gott ist, der höret Gottes Worte; darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott.*
>
> Joh. VIII, 44, 47

Alle Stellen des Neuen Testamentes, an denen von dem Teufel die Rede ist, vom Kampf zwischen Fleisch und Geist, dem alten Menschen, den man ausziehen muß, von der Welt, die in Sünde und Finsternis steckt, genügten ihnen zum Beweis für den Gegensatz zwischen Gott, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und dem Fürsten dieser Welt.
Das Reich Gottes ist die unsichtbare, absolut gute und vollkommene Welt des Lichtes und der Äonen: die ewige Stadt.
Gott ist der »Schöpfer« aller Dinge, denn Schöpfen bezeichnet das Schaffen von etwas vorher nicht Vorhandenem. Er hat auch die Materie geschaffen, die vorher nicht da war. Er schuf sie aus dem Nichts heraus, aber nur als Prinzip. Der »Former« der Materie, *Luzifer,* selbst ein Geschöpf Gottes, war dieses Prinzip.

> *»Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?« –*
> *»Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen.«*
>
> Lenau: Die Albigenser

Von Luzifer, den die catharischen Albigenser auch Luzibel nannten, glaubten sie alles Sichtbare, Stoffliche und Vergängliche geschaffen. Von Am ist nicht nur die Gesamtheit der irdischen Dinge, er regiert sie auch und sucht sie sich zu erhalten.
Nun hat aber nach dem Alten Testament *Jehova* den Himmel, die Erde

und alles, was darin ist, geschaffen. Das ist richtig, sagten die Cathari, er hat sogar den Menschen »geschaffen«, Mann und Weib.
Im Neuen Testament steht, daß »hier kein Mann noch Weib ist, denn alles ist einer in Christo Jesu«[73], und daß »Gott alles durch sich versöhnen will, es sei auf Erden oder im Himmel«. Jehova aber hat gesagt: »Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe.« Wie verträgt das sich miteinander? Jehova verflucht, Gott segnet. Alle »Kinder Gottes« des Alten Testamentes sündigten, und im Neuen Testament wird gesagt, daß »wer aus Gott geboren ist, nicht Sünde tut«. Widerspricht sich das nicht?
Die Cathari verwiesen ausdrücklich auf die Stellen des Alten Testamentes, in denen von Jehovas Rachetaten und Zorn die Rede ist. Sie waren überzeugt, daß Jehova, der die Sintflut geschickt, Sodom und Gomorra zerstört und der so oft gesagt hat, er wolle seine Feinde vernichten und der Väter Missetaten an den Kindern bis an das dritte und vierte Glied heimsuchen, nicht Gott, also nicht die ewige absolute Liebe ist. Jehova hat Adam verboten, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Entweder hat er gewußt, der Mensch werde von dieser Frucht essen, oder er hat es nicht gewußt. Hat er es gewußt, dann hat er ihn nur in Versuchung geführt, um ihn zur Sünde zu verleiten und ihn um so sicherer zu verderben.
Die albigensischen Ketzer beriefen sich mit Vorliebe auf das siebente Kapitel des Römerbriefes, wo Paulus das mosaische Gesetz ein »Gesetz des Todes und der Sünde« nennt. Lot beging Blutschande mit seinen Töchtern, Abraham log und trieb Unzucht mit seiner Magd, David war ein Mörder und Ehebrecher, und nicht besser waren die übrigen, von denen im Alten Testament die Rede ist, sagten die Cathari. Das Gesetz, das Jehova durch Moses den Juden verkündigen ließ, war eine satanische Eingebung, die einiges Gute wie beispielsweise das siebente Gebot einschob, um dadurch auch sittlich hochstehende Menschen für das Böse zu gewinnen.
Ein Gott, der sich dem Menschen Moses im brennenden Dornbusch offenbarte, kann nicht »Gott« sein, denn der ist Geist und offenbart sich nicht stofflichen Menschen im Stoff. Jehova ist nicht Gott. Er ist der Antichrist, ist Luzifer!

Da Luzifer zur Höll entschwand
Mit seiner Schar, der Mensch entstand.

Wolfram von Eschenbach[74]

In folgende mythologische Form kleideten die Cathari ihre Vorstellung von dem Sturz Luzifers, der Entstehung der Erde und dem Werden des Menschen:

Sieben Himmel, einer reiner und glänzender als der andere, bildeten das Reich Gottes und der himmlischen Geister. Jeder dieser Himmel hatte seine besonderen obersten Engel, deren Lobgesänge unaufhörlich zu Gottes Thron im siebenten Himmel stiegen. Unterhalb der himmlischen Regionen gab es die vier Elemente, unbeweglich und formlos, obgleich bereits voneinander getrennt. Unter dem Himmel: die Luft mit den Wolken; darunter: der Ozean, der seine grenzenlosen Wasserwogen rollt; noch tiefer: die Erde; und im Inneren der Erde: das Feuer. Luft, Wasser, Erde und Feuer: die vier Elemente, deren jedem ein Engel vorstand.

Über den himmlischen Heerscharen stand Luzifer, denn Gott hatte ihm die Verwaltung der Himmel anvertraut. Stolz durchflog er alle Gebiete der unendlichen himmlischen Welt, vom tiefsten Abgrund bis zum Thron des unsichtbar Ewigen. Doch seine bevorzugte Stellung erweckte in ihm rebellische Gedanken; er wollte seinem Schöpfer und Herrn gleich werden. Zuerst verführte er die vier Engel der Elemente und dann ein Drittel der himmlischen Heerscharen. Da wurde er von Gott aus dem Himmelreich verbannt. Es wurde ihm das Licht genommen, das bis dahin sanft und rein gewesen war, und durch einen rötlichen Schein ersetzt, dem des glühenden Eisens gleich. Die von Luzifer verführten Engel wurden ihrer Kronen und Kleider beraubt und aus ihren Himmeln verjagt. Luzifer flüchtete sich mit ihnen an das Ende des Firmamentes. Von Gewissensbissen gequält sagte er zu Gott: »Habe Geduld mit mir. Alles werde ich dir zurückgeben.«

Und Gott, der Mitleid mit seinem Lieblingssohn hatte, erlaubte ihm sieben Tage lang – und das ist sieben Jahrhunderte lang – alles zu tun, was er für gut halte. Da schlug Luzifer seinen Sitz im Firmamente auf und befahl den anderen Engeln, die ihm gefolgt waren, die Erde zu

formen. Darauf nahm er seine, bei der Vertreibung aus dem Himmelreich zerschellte Krone und formte aus der einen Hälfte die Sonne und aus der anderen den Mond. Die Edelsteine ließ er zu Sternen werden. Aus dem Urschlamm bildete er die irdischen Kreaturen: Tiere und Pflanzen.[75]

Den obersten Engel des dritten Himmels und den des zweiten gelüstete es, Luzifers Macht zu teilen, und sie baten deshalb Gott, auf die Erde hinuntersteigen zu dürfen, versprachen aber bald zurückzukommen. Gott las ihre Gedanken und widersetzte sich nicht ihrer Bitte. Er wollte sie für ihre Lüge bestrafen, gab ihnen aber den Rat, unterwegs nicht einzuschlafen, sonst vergäßen sie den Rückweg zum Himmel. Schliefen sie ein, so würde er sie erst nach siebentausend Jahren zurückrufen. Die beiden Engel flogen weg. Aber Luzifer versetzte sie in einen tiefen Schlaf und schloß sie in Körper ein, die er aus dem Urschlamm geformt hatte. Als die beiden Engel erwachten, waren sie Menschen: Adam und Eva.

Um sie den Himmel vergessen zu lassen, schuf Luzifer das irdische Paradies, beschloß aber sie mit neuer List zu übertölpeln, denn er wollte die beiden sündigen lassen, um sie auf ewig zu seinen Sklaven zu machen. Als er sie in das vorgetäuschte Paradies führte, verbot er ihnen – um sie neugieriger zu machen – vom Baum der Erkenntnis zu essen. Darauf verwandelte er sich in eine Schlange und begann Eva zu betören. Und dann verführte Eva den Adam zur Sünde.

Luzifer wußte wohl, daß auch Gott dem ersten Paar verboten hätte, von der verhängnisvollen Frucht zu essen, denn wie hätte Gott eine Vermehrung von Wesen Luzifers wünschen können. Er gab sich den Anschein, als verbiete er von sich aus das Essen der Frucht. Aber er tat dies nur, um sicherer triumphieren zu können.

Der Apfel vom Baum der Erkenntnis war für die Cathari das Symbol der Ursünde: Geschlechtsvereinigung von Mann und Weib. Adam und Eva begingen aber, neben der fleischlichen Sünde, die des Ungehorsams. Die Sünde des Fleisches jedoch war und blieb die größte, denn sie wurde durch freien Willen begangen und bedeutete so eine bewußte Auflehnung der Seele gegen Gott.

Für die Vermehrung des Menschengeschlechtes brauchte Luzifer neue

Seelen. In die von Adam und Eva gezeugten neuen Körper schloß Luzifer auf die gleiche Weise alle Engel ein, die mit ihm die himmlischen Regionen verlassen hatten.
Und dann kam mit Kains Brudermord der Tod in die Welt!
Nach einiger Zeit wurde Gott von Mitleid mit den gefallenen, aus dem Himmel verbannten und zu Menschen gewordenen Engeln erfaßt. Er beschloß sich ihnen zu offenbaren und ließ sein vollkommenstes Geschöpf, den obersten Engel Christus, auf die Erde niedersteigen und menschlichen Scheinkörper annehmen. Christus kam auf die Welt, um den gefallenen Engeln zu zeigen, wie sie wieder zum Himmel, dem ewigen Reich des Lichtes zurückkommen könnten.[76]

> *Ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf daß, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe. Glaubet an das Licht, dieweil ihr's habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid.*
>
> Joh. XII, 36, 46

Christus wurde nicht Mensch, wurde kein Geschöpf Luzifers, sondern nur einem Menschen ähnlich. Er schien nur zu essen, zu trinken, zu lehren, zu leiden und zu sterben. Er zeigte den Menschen nur eine Art Schatten seines wahren Körpers. Deshalb vermochte er auf dem Wasser zu gehen und sich auf dem Tabor zu verklären, wo er seinen Jüngern die wahre Substanz seines »Körpers« offenbarte. Nach dem Sturz Luzifers war Jesus Christus der oberste der Engel und nur deswegen heißt er Gottes Sohn. Wenn Jesus gesagt hat, er sei nicht von dieser Welt, sondern von oben, so bezogen die Cathari diese Stelle des Neuen Testamentes nicht nur auf die geistige Natur des Heilandes, sondern auch auf seinen Körper. Mit diesem ätherischen Körper ist der Äon Christus in den Körper der Maria eingegangen und zwar, als Gottes Wort, durch ihr Ohr. So rein wie er in sie eingegangen und ohne irgend etwas Stoffliches von ihr angenommen zu haben, hat er sie wieder verlassen. Aus diesem Grunde hat er sie nie Mutter genannt und deshalb hat er ihr gesagt: »Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?«
Die Cathari erkannten die Realität der Wunder Jesu nicht an. Wie hätte

er körperliche Leiden heilen können, da er doch den Körper als Hindernis für die Erlösung der Seele betrachtete? Wenn er Blinde heilte, so heilte er Menschen, die vor Sünde blind waren und ließ sie die Wahrheit sehen. Das Brot, das er an die Fünftausend verteilen ließ, ist sein wahres Leben gebendes Wort, das Brot der Seele. Der Sturm, den er stillte, ist der Sturm der Leidenschaften, die Luzifer aufjagt. Hier gilt das Wort Christi, daß der Buchstabe tötet, der Geist aber belebt.
Weil Christi Körper unirdisch war, war seine Kreuzigung nur Schein, und nur deshalb war seine Himmelfahrt möglich. Eine Himmelfahrt mit einem Körper aus Fleisch und Bein erschien den Cathari absurd. Ein menschlicher Körper kann nicht in den Himmel kommen, ein Äon kann nicht sterben.[77]

Ein Beispiel habe ich euch gegeben,
daß ihr tut, wie ich euch getan habe.
Joh. XIII, 15

Für die ketzerischen Romanen stellte die Leidensgeschichte Christi nur den grandiosen Mythus vom vergottenden »Liebesopfer« dar.

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.
Einst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen,
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.
Mag auch das Jesusbild, der Widerschein der Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;
Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellten,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.
Lenau: Die Albigenser

Der romanische Catharismus wollte eine Philosophie, eine Religion, eine Metaphysik und ein Kult zugleich sein. Als Philosophie ist er das Resultat einer Spekulation der Beziehungen zwischen Gott und der Welt, zwischen dem Guten und dem Bösen. Aber aus diesem philosophischen System machten die catharischen Troubadoure eine wahre Mythologie.

Nach dem dualistischen System der Albigenser ist der Gegensatz zwischen Gut und Böse nicht ewig. Es wird einen Jüngsten Tag geben, an dem der Sieg Gottes über Luzifer, des Geistes über den Stoff vollendet wird. Dann wird Luzibel, reumütig wie der verlorene Sohn, zu seinem Schöpfer und Herrn zurückkehren. Alle Menschenseelen werden wieder zu Engeln werden. Es wird also der Zustand vor dem Sturz der Engel wiederhergestellt. Da das Reich Gottes ewig ist, wird die Seligkeit ewig sein. Da alle Seelen wieder in Gott eingehen, gibt es keine ewige Verdammnis, die ja mit der absoluten Liebe Gottes unvereinbar wäre.[78] Wir sehen also, daß der catharische Dualismus sich an die metaphysischen und religiösen Mysterien des Pythagoräismus, Orphismus und Mazdaismus anlehnte. Und doch betonten die romanischen Ketzer immer wieder, Christen zu sein. Sie waren es auch, befolgten sie doch Christi oberstes Gebot:

> *Das gebiete ich euch, daß ihr euch untereinander liebet.*
> *Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger*
> *seid, so ihr Liebe untereinander habt.*
>
> Joh. XV, 17; XIII, 35

Die Kluft zwischen dem Catharismus und dem Christentum Roms, Wittenbergs und Genfs war allerdings sehr groß, denn ohne ausgesprochen ditheistisch zu sein, war er doch nicht monotheistisch. Von der Heiligen Schrift verwarf er, wie wir gesehen haben, das Alte Testament grundsätzlich, und Jesus Christus war nicht der jüdische Jesus aus Nazareth und Bethlehem, sondern der von göttlichem Glorienschein verklärte Heros einer Mythologie.

Die catharische Moral, wie rein und streng sie auch war, war ebenfalls nicht die des Christentums, denn dieses verlangt keineswegs die Abtötung alles Körperlichen, die Verachtung der irdischen Schöpfung und die Auflösung aller weltlichen Bande. Die Cathari wollten mit Hilfe von Einbildungskraft und Willensstärke auf Erden eine allgemeine Vollkommenheit erreichen und spiritualisierten deshalb aus Furcht, sich in dem Materialismus der römischen Kirche zu verlieren, alles: Religion, Kult und Leben.

Um so verwunderlicher ist es, daß diese Doktrin, wohl die toleranteste und intoleranteste christliche Lehrmeinung zugleich, sich mit einer fast beispiellosen Macht ausbreitete. Die Hauptursache dafür war wohl das vorbildlich reine und fromme Leben der Cathari, das in zu offensichtlichem Widerspruch mit der Lebensweise des orthodoxen Klerus stand. Daß der Catharismus vorzugsweise in dem französischen Süden Eingang fand, lag einmal daran, daß der romanische Catharismus autochthon war, und daß den Romanen die Mythen und Allegorien der Reinen näher lagen, als die Predigten oft unwissender und sehr oft unwürdiger orthodoxer Priester.[79] Vergessen wir aber nicht, daß der catharische Dualismus mit der Teufelsfurcht der römischen Kirche des Mittelalters wohltätig kontrastierte. Man kennt ja zur Genüge den bedrückenden Einfluß der Teufelsvorstellungen auf die Geisteshaltung des christlichen Mittelalters. Auch in der römischen Kirche war der Antichrist Gottes Widersacher, er hatte seine Hölle, Heerscharen und eine satanische Gewalt über die Geister. Im Vergleich zu der katholischen Teufelsfurcht, die einem Jahrtausend das trostlose Gepräge gab, hatte die Vorstellung der Cathari von Luzibel geradezu etwas Versöhnliches. Hier war ja Luzifer nur ein unbotmäßiger, ungeistiger und verlogener Engel, die Verkörperung der Welt, wie sie war und ist. Wenn die Menschheit von sich aus den Weg zur Vergeistigung findet, ist nach ketzerischer Meinung die Macht des Fürsten dieser Welt gebrochen. Es bleibt ihm dann nichts anderes übrig, als reuevoll und bußfertig sich dem Geist zu unterwerfen. Entkleiden wir einmal die catharische Lehre allen mythologischen Beiwerks. Was bleibt? Es bleibt die berühmte Kantsche Vierteilung:
Erstens: Koexistenz des guten und schlechten Prinzips im Menschen.
Zweitens: Kampf des guten und schlechten Prinzips um die Herrschaft im Menschen.
Drittens: Sieg des Guten über das Schlechte, Beginn des Reiches Gottes.
Viertens: Sonderung des Wahren und Falschen unter Leitung des guten Prinzips.
Wir sehen also, daß in Romanien Dichten und Philosophieren wirklich eins waren.
Die romanische Minnekirche bestand aus Vollkommenen *(perfecti)* und Gläubigen *(credentes* oder *imperfecti)* [80]. Die Gläubigen waren von den

strengen Regeln, nach denen die Vollkommenen als »Reine« lebten, nicht betroffen. Sie konnten schalten und walten, wie es ihnen beliebte, sich verheiraten, Geschäfte treiben, Minnelieder dichten, Krieg führen, kurz, leben, wie man damals in Romanien lebte. Der Name Catharus stand eigentlich nur denen zu, die nach einer genau festgelegten Vorbereitungszeit und durch eine Sakramentshandlung, das *consolamentum* (Tröstung), von der wir später sprechen werden, in die esoterischen Geheimnisse der Minnekirche eingeweiht worden waren.

Wie die Druiden lebten die Cathari in Wäldern und Höhlen[81] und dort übten sie fast durchweg ihre Kulthandlungen aus. Ein weißgedeckter Tisch diente als Altar. Darauf lag das Neue Testament in provençalischer Sprache beim ersten Kapitel des Johannesevangeliums aufgeschlagen: »Im Anfang war das Wort, das Wort war bei Gott und das Wort war Gott.«

Die Gottesdienste waren von der gleichen Schlichtheit. Sie wurden mit der Auslegung einer Stelle des Neuen Testamentes begonnen. Darauf folgte die *Segnung.* Die beim Gottesdienst anwesenden Gläubigen falteten die Hände, knieten nieder, verneigten sich dreimal und sagten dabei zu den Vollkommenen:

»Segnet uns.«

Beim dritten Male fügten sie hinzu:

»Betet zu Gott für uns Sünder, daß er aus uns gute Christen mache und uns zu einem guten Ende führe.«

Die Vollkommenen erhoben jedesmal segnend die Hände und antworteten:

»Diaus vos benesiga.« »Gott segne euch! Möge Gott aus euch gute Christen machen und euch zu einem guten Ende führen.«

In Deutschland, wo es ebenfalls Cathari gab, baten die Gläubigen in gereimter Prosa um die Segnung:

»Nimmer müsse ich ersterben, ich müsse umb euch erwerben, daß mein end gut werde.«

Die Vollkommenen antworteten ihnen:

»Und werdest ein gut mann.«

Nach der Segnung beteten alle Anwesenden das Vaterunser, das einzige von der Minnekirche anerkannte Gebet. Nur sagten sie, anstatt: und gib

uns unser täglich Brot, »und gib uns täglich unser überirdisch Brot«, da ihnen irdisches Brot nicht eines Gebetes würdig schien. Obwohl sie ihre Bitte um überirdisches Brot im Einklang mit der römischen Vulgata aussprachen, die bei Matthäus, Kap. VI Vers 11, sagt: *»Panem nostrum supersubstantialem da nobis hodie«,* wurde ihnen von Rom vorgeworfen, sie hätten diese Stelle gefälscht.

Vor jeder Mahlzeit, bei der ein *perfectus* anwesend war, fand die feierliche *Brotbrechung*[82] statt. Bevor man sich zu Tisch setzte, betete man das Vaterunser, erbat und erhielt von dem Catharus die Segnung. Dann nahm dieser, wenn es mehrere waren, der Älteste unter ihnen, das Brot, segnete und verteilte es mit den Worten:

»Die Gnade unseres Herrn sei mit euch allen.«

Mit einem solchen an das Frühchristentum erinnernden »Liebesmahl« sollte nicht der Genuß christlicher Gnadenmittel, sondern die geistige Gemeinschaft zwischen Vollkommenen und Gläubigen der Minnekirche versinnbildlicht werden. Wenn zu Zeiten der Verfolgung die Cathari gezwungen waren sich zu verbergen, und wenn sie nicht in der Lage waren, die Gläubigen regelmäßig zu besuchen, so ließen sie durch Boten gesegnetes Brot in die Städte und Dörfer bringen.

Der Catharismus verwarf die römisch-katholische Eucharistie (Wandlung). Er glaubte nicht, daß materielles Brot bei der Weihung eine übernatürliche Wandlung erlebe, daß es also zum Leibe Christi werden könne, der doch ätherisch und scheinbar war. Die Kirche verwarf und verfluchte diese ketzerische Auffassung, obgleich sie selbst die Lehre von der Transsubstantiation noch nicht zum Dogma erklärt hatte. Zu jener Zeit sahen die Kirchenlehrer diesen Begriff selbst noch nicht klar. Die Cathari erkannten wohl des Herren Wort an, daß »wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt, das ewige Leben haben wird«, fügten aber hinzu, daß »der Geist lebendig macht, daß das Fleisch nichts nütze ist, und daß seine Worte Geist und Leben sind«. Das himmlische, ewiges Leben bringende Brot ist nicht das Brot der Vollkommenen, sondern das Wort Gottes. Der Körper Christi ist weder auf dem Altar noch in den Händen der Priester. Er ist die Gemeinschaft derer, die höchster Minne pflegen: die Minnekirche.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der Neue Bund zerreißt;
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.
»D e r G e i s t i s t G o t t !« so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Lenau: Die Albigenser

Im vierzehnten und fünfzehnten Kapitel des Johannesevangeliums verspricht Jesus seinen Jüngern, er wolle den Vater bitten, ihnen einen anderen »Helfer«[83] zu schicken (griechisch: *parakletos;* provençalisch: *conort* = Tröster; auch von Luther mit Tröster verdeutscht): den *Geist* der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, da sie ihn nicht sieht noch erkennt.
Neben Nadal (Weihnachten), Pascos (Ostern) und Pentecosta (Pfingsten) war der Cathari oberstes Fest die *Manisola,* das Fest des Parakleten (die indische »Mani«, die platonische »Idee«, die lateinische *mens*).
Ein von den Cathari aus dem Buddhismus übernommenes Symbol des Geistes, der Gott ist, war die Mani, ein leuchtender Edelstein, der die Welt erhellt und der alle irdischen Wünsche vergessen läßt. Die Mani ist das Emblem des buddhistischen Gesetzes, das die Nacht des Irrtums vertreibt. In Nepal und Tibet gilt sie als das Symbol der *dhyanibodhisattva Avalokitecvara* oder *Padmapani,* der Nächstenliebe.

Im Anfang war Gott, der Ewige, Unergründliche, der tausend Namen hat und der doch ist, der er ist: Gott!
Im Anfang war bei Gott das Wort, der Logos. Sein Vater ist Gott, seine Mutter der Geist, der in Gott ist. Das Wort ist Gott.
Im Anfang war auch der Geist. Er ist die Liebe, mit der Gott das Wort sprach, das Leben und Licht wurde. Der Geist ist Liebe. Der Geist ist Gott. Liebe ist Gott. Liebe ist heller als die Sonne und lichter als der kostbarste Edelstein …
Das Mysterium der catharischen Manisola kennen wir nicht. Den Folterknechten der Inquisition ist es nicht gelungen, den Cathari das Wissen um die tröstende Liebe, die höchste Minne zu entreißen. Mit den letzten

Ketzern wurde das Geheimnis in den Höhlen von Ornolac begraben! Die Register der Inquisitoren berichten uns nur von dem *Consolamentum Spiritus Sancti* (Tröstung des heiligen Geistes), der feierlichsten Sakramentshandlung des exoterischen Catharismus. Die »Gläubigen« konnten dabei anwesend sein. Gläubige haben in der Folterkammer gesprochen.

Die Cathari verwarfen die Wassertaufe und ersetzten sie durch eine Geistestaufe, das *consolamentum* [84]. Nach ihrer Ansicht konnte Wasser keine sühnende oder vergottende Wirkung ausüben, da das Wasser Materie ist. Sie wollten nicht glauben, daß sich Gott einer Schöpfung seines Widersachers bediene, um mit dessen Hilfe die Seelen von Satans Joch zu befreien. Sie sagten: ein Mensch, der getauft werden soll, hat Buße getan oder nicht. Wozu dient also im ersteren Falle die Taufe, da dieser Mensch durch die Bezeugung seines Glaubens und seiner Buße schon gerechtfertigt ist. Im zweiten Fall kann die Taufe schon deswegen nichts nützen, da er sie nicht gewünscht und nicht verdient hat. Überdies hat Johannes der Täufer gesagt, er habe mit Wasser getauft, Christus aber werde mit dem heiligen Geiste taufen.

Das Consolamentum war das Ziel, das alle Gläubigen der Minnekirche ersehnten und erstrebten. Es sollte ihnen ein gutes Ende geben und ihre Seele retten. Wenn ein Gläubiger starb, ohne das Consolamentum erhalten zu haben, so glaubten sie, daß seine Seele in einen neuen Körper, bei großen Sündern sogar in den eines Tieres, wandere, bis er einmal in irgendeinem späteren Leben seine Sünden abgebüßt habe und des Consolamentums würdig geworden sei, um dann von Stern zu Stern sich Gottes Thron zu nähern.

Deshalb wurde das Consolamentum mit einer Feierlichkeit begangen, die mit der Schlichtheit des catharischen Kultes seltsam kontrastierte. Wenn der Neophyt die lange und schwere Vorbereitungszeit überstanden hatte, führte man ihn an den Ort, wo das Consolamentum erteilt werden sollte. Meistens war dies eine Höhle in den Pyrenäen oder dem Schwarzen Gebirge (Montagne Noir, zwischen Castres und Carcassonne). Zahlreiche Fackeln waren längs der Wände befestigt. In der Mitte des Saales stand der »Altar«, auf dem das neue Testament lag. Vor Beginn der Feierlichkeit wuschen sich alle Vollkommenen und Gläubigen die

Hände, daß keinerlei Entweihung die Reinheit des Ortes störe. Alle Versammelten stellten sich in einem Kreis unter strengstem Stillschweigen auf. Der Neophyt stand in des Kreises Mitte, in geringem Abstand von dem Altar. Der als Priester fungierende *perfectus* eröffnete die Sakramentshandlung damit, daß er nochmals den zu konsolierenden Gläubigen in die catharischen Doktrinen einführte und ihm warnend die Gelübde, in Zeiten der Verfolgung auch die zukünftigen Gefahren, die er auf sich zu nehmen habe, vorhielt.
War der Aufzunehmende verheiratet, so wurde seine Ehefrau gefragt, ob sie bereit sei, den Ehebund zu lösen und ihren Gatten Gott und dem Evangelium zu schenken. Erteilte man einer Frau das Consolamentum, so wurde diese Frage an den Ehemann gestellt.
Dann fragte der Priester den Gläubigen:
»Bruder, willst du unseren Glauben annehmen?«
»Ja, Herr.«
Dann kniete der Neophyt nieder, berührte mit seinen Händen den Boden und sagte: »Segnet mich.«
»Gott segne dich.«
Dies wurde dreimal wiederholt, und jedesmal näherte sich der Gläubige dem Priester etwas mehr und fügte beim drittenmal hinzu:
»Herr, bittet Gott, daß er mich Sünder zu einem guten Ende führe.«
»Gott segne dich, mache aus dir einen guten Christen und führe dich zu einem guten Ende.«
Dann folgte die feierliche Verpflichtung des neuen Bruders:
»Ich verspreche«, sagte er immer noch kniend, »mich Gott und seinem Evangelium zu weihen, nie zu lügen, nie zu schwören, nie eine Frau zu berühren, kein Tier zu töten, kein Fleisch zu essen und nur von Früchten zu leben. Ich verspreche weiterhin, nie ohne einen Mitbruder zu reisen, zu wohnen oder zu essen und, falls ich in die Hände unserer Feinde falle oder von meinem Bruder getrennt bin, mich drei Tage lang jeder Nahrung zu enthalten. Und dann verspreche ich noch, nie meinen Glauben zu verraten, welches auch der mir angedrohte Tod sei.«
Dann bat er noch dreimal um die Segnung, während der alle Anwesenden auf die Knie fielen. Dann ging der Priester auf ihn zu, reichte ihm die Bibel zum Kuß und legte sie auf sein Haupt. Daraufhin traten alle

Vollkommenen zu ihm. Die einen legten ihre rechte Hand auf sein Haupt, die anderen auf seine Schulter. Und alle Versammelten sprachen: »Beten wir an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist.«
Dann flehte der ministrierende Priester zu Gott, er möge über den neuen Bruder den heiligen und tröstenden Geist kommen lassen. Die Versammlung sprach das Vaterunser und der Priester las die siebzehn ersten Verse des Evangeliums Johannis. Dem konsolierten Bruder wurde ein geflochtener Strick umgelegt, den er fortan stets tragen mußte und den man sein symbolisches »Gewand« nannte.[85]
Zuletzt gaben die Vollkommenen dem neuen Reinen den Friedenskuß. Der gab ihn an den ihm Nächststehenden zurück, der ihn seinerseits weiter gab. War das Consolamentum einer Gläubigen erteilt worden, so berührte der Priester ihre Schulter mit der Bibel und reichte ihr den Arm. Die Cathara gab diese symbolische Form des Friedenskusses ihrem Nachbarn weiter.
Dann mußte sich der Neophyt in die Einöde zurückziehen und durfte vierzig Tage lang nur von Wasser und Brot leben, obwohl er gerade eine nicht minder lange und strenge Fastenzeit hinter sich hatte. *Endura*[86] nannte man dieses Fasten vor und nach dem Empfang des Consolamentums.
Wenn die Tröstung sterbenden Gläubigen erteilt wurde, so begaben sich zwei Cathari von einigen Gläubigen begleitet in das Sterbezimmer. Der ältere fragte den Kranken, ob er sich Gott und dem Evangelium weihen wolle. Darauf fand die übliche Zeremonie statt mit dem Unterschied, daß man auf die Brust des Neophyten ein weißes Tuch legte und daß sich der eine Catharus zu seinen Häupten und der andere zu seinen Füßen stellte.
Es ist oft vorgekommen, daß die Cathari nach Empfang des Consolamentums, während der Endura, Freitod begingen. Ihre Lehre gestattete wie die der Druiden den Selbstmord, verlangte aber, daß man nicht aus Lebensüberdruß, Angst oder Schmerz, sondern in vollkommenem Losgelöstsein von der Materie seinem Leben ein Ende mache.
Diese Art Endura war erlaubt, wenn sie in einem Augenblick mystischen Schauens der göttlichen Schönheit und Güte vorgenommen wurde. Der Selbstmörder, der aus Angst, Schmerz oder Lebensüberdruß sich ent-

leibte, mußte nach catharischer Lehre in derselben Angst, demselben Schmerz, demselben Überdruß seine Seele weiterschleppen. Da die Ketzer als wahres Leben nur das nach dem Tode anerkannten, lehrten sie, man dürfe sich nur töten, um »leben« zu wollen.

Von Fasten zu Freitod ist nur ein Schritt. Zum Fasten gehört Mut, aber zum letzten Akt endgültiger Fleischabtötung gehört Heroismus. Die Konsequenz ist gar nicht so grausam, wie sie zu sein scheint.
Sehen wir uns doch die Totenmaske der »Inconnue de la Seine« an. Wo sind da Todesangst, wo Schrecken vor Fegfeuer und Hölle, vor göttlichem Gericht und göttlicher Rache? Gute Christin war sie nicht, denn christliches Dogma verbietet den Freitod. Abgehärmt war sie auch nicht, denn so sehen abgehärmte Frauen nicht aus. Sie war ein junger Mensch, den das Jenseits mehr anzog als das Diesseits, der eben den Heroismus aufbrachte, den Körper zu töten, um nur noch Seele zu sein. Ihr Körper ist im schmutzigen Wasser der Seine gestorben, ihr seliges Lächeln lebt. Faustens Tod war im Grunde genommen Selbstmord. Hätte er, als er zum Augenblick sagte: »Verweile doch, du bist so schön!«, seinen Pakt mit Mephistopheles nicht gebrochen, so hätte seinem Weiterleben auf Erden nichts im Wege gestanden. Darin liegt eine tiefe Lehre: die Entleibung darf nur im Augenblick höchster Freude geschehen – je höher die Freude, um so unirdischer ist sie –, wenn man Gram und Lüge, die Regenten dieser Welt, in Seelenruhe abgetan hat, und wenn man sich sagen darf: »Ich habe nicht vergebens gelebt.«

Was heißt »nicht vergebens leben« nach ketzerischer Lehre? Einmal: seinen Nächsten lieben wie sich selbst, also seinen Bruder nicht leiden lassen, wenn man die Möglichkeit hat, ihm Trost und Hilfe zu geben. Zweitens: seinem Nächsten nicht weh tun und vor allen Dingen ihn nicht töten. Drittens: im Leben sich so vergeistigen, also vergotten, daß der Körper in der Todesstunde den Weggang von dieser Welt nicht bedauert. Sonst findet die Seele keine Ruhe. Hat man als Mensch nicht vergebens gelebt, hat man nur Gutes getan und ist man selbst gut geworden, so darf man als »Vollkommener« den entscheidenden Schritt tun, sagten die Cathari.

Sie begingen die Endura immer zu zweit. Mit dem Mitbruder, an dessen Seite der Catharus in sublimiertester Freundschaft Jahre strebenden Bemühens und intensivster Vergeistigung verbracht hatte, wollte er auch im nächsten wahren Leben vereint an den vorausgeschauten Schönheiten der jenseitigen Welt und an der Erkenntnis der Welten bewegenden göttlichen Gesetze teilnehmen.
Es gab noch einen Grund für der Cathari Freitod zu zweit. Seinen Mitbruder verlassen zu müssen, schmerzte. Wenn man stirbt, darf die Seele keinen Schmerz empfinden, sonst leidet sie im Jenseits an diesem Schmerz weiter. Wenn man seinen Nächsten liebt wie sich selbst, darf man aber auch seinem Nächsten keinen Trennungsschmerz zufügen. Für den Schmerz, den man anderen bereitet, muß man im Jenseits dadurch büßen, daß die Vergottung von Stern zu Stern (von Stufe zu Stufe des Läuterungsberges, wie Dante sagt)[87] verzögert wird, daß man also, die Gottheit erfassend, das Getrenntsein von ihr nur noch schmerzlicher empfinden wird.
Fünf Arten Freitod wurden von den Cathari bevorzugt: sie nahmen Gift, sie hungerten sich zu Tode, sie öffneten sich die Pulsadern, stürzten sich in eine Schlucht oder legten sich im Winter nach einem heißen Bad auf kalte Steinfliesen, um eine Lungenentzündung zu bekommen. Die war für sie stets eine Krankheit mit tödlichem Ausgang. Kranke, die sterben wollen, können vom besten Arzt nicht gerettet werden.
Ein Catharus sah immer den Tod auf dem Scheiterhaufen vor sich und erachtete in dieser Welt die Hölle. Da er nach dem Empfang des Consolamentums ohnehin für diese Welt gestorben war, konnte er sich sehr gut »sterben lassen«, wie man damals zu sagen pflegte, um dieser Hölle und den Scheiterhaufen zu entgehen, die in ihr für ihn brannten.
Wenn Gott gütiger und verständnisvoller ist als die Menschen, sollte da den Ketzern im Jenseits nicht das zuteil geworden sein, was sie ersehnten, was sie mit grausamster Selbstüberwindung, konsequentester Willensstärke und – wie wir noch sehen werden – mit unerhörtem Heroismus wollten? Sie wollen Vergottung im Geist. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, also: sein Leben nach dem Tode!

Die das Consolamentum erhalten hatten, waren fortan »Vollkommene«. Nur ihnen stand, wie wir bereits gesehen haben, der Name »Catharus« zu. Man nannte sie auch »Gutmänner«, »Weber« oder »Tröster«. Ihr Leben in der Einsamkeit war streng und eintönig und wurde nur unterbrochen, wenn sie durchs Land wanderten, um zu predigen, die Gläubigen zu betreuen und das Consolamentum denen zu erteilen, die seiner verlangten und würdig waren. Sie versagten sich jeglichen materiellen Besitz und gehörten sich nicht mehr selbst, sondern mit Leib und Gut der Minnekirche. Eingebrachtes Gut und Stiftungen verwaltete und verwendete diese im Dienste der Nächstenliebe. Der Cathari Leben war nur eine Folge von Entbehrungen und Verzichten. Sie entsagten nicht nur allen Familien- und Freundschaftsbanden, sie mußten auch dreimal jährlich vierzig Tage lang fasten und wöchentlich an drei Tagen nur von Wasser und Brot leben.
»Wir führen«, sagten sie einmal, »ein hartes und unstetes Leben. Wir fliehen von Stadt zu Stadt, gleich Schafen unter Wölfen, leiden Verfolgung wie die Apostel und Märtyrer und wollen doch nur fromm, streng und enthaltsam leben und nur beten und arbeiten. Aber das alles bekümmert uns nicht, denn wir sind nicht mehr von dieser Welt.«

Wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der
wird's erhalten zum ewigen Leben.

Joh. XII, 25

Es war ihnen verboten zu töten, selbst einen Wurm. Die catharische Lehre von der Seelenwanderung[88] untersagte ihnen das. Nie durften sie deswegen am Krieg teilnehmen. Erst als die Verfolgungszeit über Romanien hereingebrochen war, irrten sie nachts über die Schlachtfelder, pflegten Verwundete und gaben Sterbenden das Consolamentum. Sie waren auch kundige Ärzte und standen in dem Ruf, unfehlbare Astrologen zu sein. Die Inquisitoren gingen so weit, zu behaupten, es habe in ihrer Macht gestanden, Winde zu lenken, Wellen zu besänftigen und Gewitter zu verjagen. Die Cathari kleideten sich in lange schwarze Gewänder zum Zeichen der Trauer ihrer Seele über den Aufenthalt in der Erdenhölle, bedeckten ihr Haupt mit einer persischen Tiara, ähnlich

der breiten *barreta* der heutigen Basken und trugen auf ihrer Brust eine Lederrolle, die das Evangelium Johannis enthielt. Im Gegensatz zu den langbärtigen, tonsurierten Mönchen waren sie bartlos und ließen ihre Haare bis auf die Schultern fallen.

DIE TREVRIZENT-HÖHLEN BEI DER FONTANE LA SALVASCHE

Wir haben früher beschrieben, wie die Cathari in den Höhlen des Sabarthès ihre Eremitagen und Gotteshäuser hatten und haben die Fabel von Herakles, Pyrene und Bebryx gehört, die sich um vier Tropfsteine der Ketzerkathedrale von Lombrives spinnt. Wir werden noch sehen, daß nach spanischen Romanzen in der »verzauberten Höhle des Herakles« ein Schlüssel zum Gralsgeheimnis lag. Zuvor wollen wir andere Höhlen des Sabarthès betreten, nicht minder geheimnisvoll, um dann hinaufzusteigen nach Montségur. *Wolfram von Eschenbach kann uns den* Weg *weisen.*

Vor seiner Fahrt nach der Gralsburg Munsalväsche besucht Parzival in der Höhle bei der *Fontane la Salvasche* den frommen Einsiedler Trevrizent.

Trevrizent war Ketzer, denn nie aß er »von blutgen Speisen, Fleisch und Fisch«. Jeder Christ, der im zwölften und dreizehnten Jahrhundert des Fleischgenusses sich enthielt, war des catharischen Irrglaubens verdächtig.[89] Oft ist es vorgekommen, daß päpstliche Legaten, mit der Ausrottung von Ketzerei und Ketzern beauftragt, des Catharismus Verdächtge vor die Wahl stellten, Fleisch zu essen oder den Feuertod zu erleiden.

Des Teufels Macht er widerstritt,
Indem er fastend Kummer litt.
Gott hatt' ihm solchen Sinn gegeben,
Daß er nur vorbereitend lebte
Der Zeit, wo er im Himmel schwebte.[90]

Wolfram von Eschenbach

Ist nicht Trevrizent Catharus, wenn er fastend die dem Fleisch innewohnende Macht des Teufels überwinden will, und wenn er das Leben als Vorbereitungszeit auf die Rückkehr zum Himmel ansieht, in dem seine Seele bereits einmal war?
Wenn jemand »fastend Kummer leidet«, so ist anzunehmen, daß er aussieht wie eben ein solcher Asket: hager und bleich. Vom vierten Jahrhundert bis zum Ende des zwölften galt der römischen Kirche bleiche Farbe als ein Kennzeichen für Ketzerei. Selbst Orthodoxe, die bleich von Fasten und Kasteiung waren, wurden als Ketzer zur Verantwortung gezogen, und viele gute Katholiken wurden getötet in dem irrigen Glauben, bleichwangige Christen müßten Ketzer sein.

Der Einsiedler Trevrizent bewohnte eine Klause neben der Fontane la Salvasche und führte den jungen Parzival in eine zweite Höhle, in der enthüllt der »Altar« stand. Eine der Kathedrale von Lombrives gegenüberliegende Höhle heißt die *Höhle des Eremiten* und eine zweite, nicht weit davon, die *Höhle von Fontanet,* in deren entlegenstem Saal ein schneeweißer Tropfstein steht: der *Altar.*
Kaum dreißig Jahre sind es her, daß vier junge Menschen in diese Höhle eindrangen und nie wieder gesehen wurden. Ihre Gebeine mögen in einer der phönikischen oder phokäischen Grabkammern letzte Ruhe gefunden haben. Oder sollten diese vier den Weg gefunden haben, der hinaufführt auf die Höhen des Tabor und nach Montségur? Hat einer von ihnen in großen Lettern auf die Wand am Höhleneingang die Frage geschrieben »*Why did I not …?*«
In den Sabarthès-Höhlen drängt sich manche Frage auf, für die es keine Antwort gibt. Wenn meine Lampe den Altar aus dem Dunkel der Höhle von Fontanet heraufzauberte, habe ich mich oft gefragt, welcher Art wohl der »Schrein« auf dem Altar von Trevrizents Klause gewesen sein mag, vor dem Parzival geheime Kunde von dem Gral empfing.

Dort stand auch nach des Tages Sitte
Enthüllt der Altar; in der Mitte
Stand jener Schrein.[91]

Wolfram von Eschenbach

Gehörte er vielleicht zu dem »Salomonschatz«, den der Westgotenkönig Alarich im Jahre 410 von Rom nach Carcassonne verschleppte und der, nach Prokop, aus Geräten des Hebräerkönigs Salomon bestand, die die Römer einst aus Jerusalem mitgebracht hatten? Den größten Teil dieses Schatzes schaffte später Theodorich nach Ravenna, und von hier aus brachte ihn Belisar, der berühmte Feldherr des Griechenkaisers Justinian, nach Byzanz. Ein Teil aber war in Carcassonne zurückgeblieben und hierunter soll sich, nach zahlreichen arabischen Erzählungen, der »Tisch Salomons« befunden haben.
Ob wohl Salomon, der große Hebräerkönig, dessen legendäres Grab zwischen Altai und Hindukusch steht, um den Gral wußte?

Ein Heid' (er hieß Flegetanîs),
Den man um reiches Wissen pries,
Aus Salomons Geschlecht erkoren,
Vom Stamme Israel geboren,
Der beut vom Gral die erste Spur.

Wolfram von Eschenbach

In der siebentägigen Schlacht bei Jerez de la Frontera (711) wurden die Westgoten von den Arabern vernichtend geschlagen. Der Salomonschatz fiel zu Toledo in die Hände der Ungläubigen. Der Tisch Salomons soll nicht darunter gewesen sein.

Im Staube zu Toledo fand
Kyot, der Meister wohlbekannt,
Die Sag' in krauser Heidenschrift,
Die hier der Mären Urquell trifft.

Wolfram von Eschenbach

»Schrein« und »Märe vom Gral«, beide anscheinend untrennbar voneinander, bewahrte Trevrizent in seiner Höhle. Sollten Schrein und der »Märe Urquell« sich in jenem Schatz befunden haben und vor den Ungläubigen in Sicherheit gebracht worden sein?
Nach spanischen Romanzen wurde der »Tisch Salomons«, einen »Schrein«

nennen sie ihn auch, in der »verzauberten Grotte des Herkules« aufbewahrt. Der Gotenkönig Roderich soll in die Höhle eingedrungen sein, in einem verborgenen Winkel diesen Schrein und in diesem wieder drei Pokale gefunden haben …
Bevor Trevrizent den jungen Parzival in die Höhle vor den Schrein geleitete, um ihn in das Gralsgeheimnis einzuweihen, zog er ihm einen »Rock« an.

Zu einer Höhle der Wirt ihn führte,
Die kaum ein Windzug je berührte.
Da lag ein Rock, den zog ihm an
Sein Wirt und führt' ihn mit sich dann
In eine Klause nahebei.

Wolfram von Eschenbach

Rock oder Mantel, Fisch, Brücke und Kahn vermitteln nicht nur bei Wolfram von Eschenbach die Schau der heiligsten Reliquie. In allen der Gralsage verwandten Mythen und Epen finden wir die gleichen Vorstellungen wieder. Lassen wir zuerst den großen deutschen Minnedichter berichten, wie Parzival zur Burg Munsalväsche gekommen ist, in der der Gral aufbewahrt wurde.

Am Abend fand er einen See,
Wo Fischer, denen untertan
Das Wasser, hielten in einem Kahn.
Ein Mann stand in dem Kahne dort,
Umhüllt von köstlichem Gewande.

So hub sich Parzival hindann
Und ließ sein Rößlein munter traben
Den rechten Weg bis an den Graben.
Die Brück' er zugezogen fand.

»Der Fischer bat«, sprach Parzival,
»Daß nach der Burg den Weg ich nähme.«
»Willkommen, Herr, sollt ihr hier sein.
Weil es der Fischer Euch versprach.«

Der Kämmerer sprach mit Worten klug:
»Repans' de Schoye den Mantel trug,
Die Königin; von der Herrin mein
Soll er Euch dargeliehen sein.«

Wolfram von Eschenbach[92]

Irgendwo hinter einem großen Wasser liegt in allen solchen Mythen und Sagen ein Wunderberg. In dem »Gesicht Gregors des Großen« ist es ein herrliches Gefilde, zu dem eine Brücke führt, über die nur die Gerechten schreiten können, und das an den Garodemana und die Brücke Tchinvat der babylonischen Mythologie erinnert. Wer zum Wunderberge will, muß in einem Nachen, der oft – in der antiken Mythologie vor allem – ein Kelch ist, auf einem Fisch oder einer Brücke dieses Wasser überqueren. Dort findet er dann eine herrliche Aue:
Die Asphodelos-Wiese der Hellenen.
Das Tal Avalon der Kelten, in dem nach dem Gralsdichter Robert von Borron Joseph von Arimathia, der erste Gralshüter, begraben sein soll.
In einem heiligen Hain die Eiche, in deren Ästen das Goldene Vlies hängt.
Der Garten der Hesperiden, in dem die Schale der Wiedergeburt steht.
Oberons Zauberwald, der die Burg Monmur schützend umgibt.
Der Wald Briziljan, der den Gralstempel Munsalväsche von der Welt trennt.
Auf dem Schiff Argo fuhren die Argonauten in das Land des Goldenen Vlieses. In einem Kelch wird Apollo übers Meer zu den Hyperboräern und dem Garten der Seligen, Hesperien getragen. Das Schiff brachte für die Hellenen die Seelen der Abgeschiedenen zum Lichtlande. Deshalb finden sich auf griechischen Gräbern sehr häufig Schiffsabbildungen. In den christlichen Katakomben begegnen wir demselben Brauch. Oft trat der Fisch, namentlich der Delphin, an die Stelle des Schiffes. Schon bei Homer ist die Rede vom Fischer Orpheus, der den heiligen Fisch[93] erjagt. Mit einem Fisch versinnbildlichten auch die Urchristen ihren Heiland Jesus-Christus, der die Menschen zum Himmel geleitet. Die Cathari hatten die gleiche Vorstellung vom Kahn als Träger ins himmlische Leben: das Totenschiff, dessen Segel die Sonne ist, das Sym-

bol des lichten Retters. Auch der Fisch war für sie – wie für die Urchristen – das Emblem des »Jesus-Christus – Gottes Sohn – Retter« (Ιησους Χϱιστος Θεου Υιος Σωτηϱ; die Anfangsbuchstaben ergeben: ΙΧΘΥΣ = Fisch).
In den Gralsepen ist der Gralskönig Anfortas der »Fischerkönig«. Den *»rois Pescière«* nennt ihn Christian von Troyes. Diese Bezeichnung hat ihren Ursprung wohl in dem Christuswort: »Ich will euch zu Menschenfischern machen.«
In dem altfranzösischen Oberonlied »Huon von Bordeaux«, auf das wir noch zurückkommen müssen, tragen der »Mantel« eines »wunderbaren Mönchs« und – in einer anderen Version – Mallabron der Fischer als Delphin Huon und Esclarmonde in Oberons Zauberwelt.
Wir wollen uns bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß in der romanischen Minnekirche Rock und Mantel das neue »Gewand« symbolisierten, das man nach Empfang des Consolamentums anlegte an Stelle des alten Adam: Luzifers Machwerk und Gefängnis der Seele.

Trevrizents Klause war *salvasche* (= wild) und somit *salvat* (= gerettet, geborgen). Auch dieses Asketen Brüder, die Cathari, waren in ihren wilden Sabarthès-Höhlen wohl geborgen. Als die Inquisitoren bereits die Herren der Kathedrale von Lombrives und der Höhle des Eremiten waren, konnten die Ketzer doch bis ins vierzehnte Jahrhundert in ihren »Spulgas« den Angreifern widerstehen. Mit Spulga pflegt man eine befestigte Höhle zu bezeichnen (lateinisch: *spelunca,* Diminuivform von *spelum* = Höhle).
Die *Spulgas* des Sabarthès – es gibt ihrer zwei – waren mächtige Festungen unter der Erde. Von ihren verzweigten Gängen und Sälen kennen wir leider nur einen kleinen Teil. Allenthalben hüten Mauern, vom kalkhaltigen Wasser in jahrhundertelanger Arbeit zu wahren Felswänden versintert, das hinter ihnen schlummernde Geheimnis.
Die Wissenschaft ist bis heute an den Spulgas des Sabarthès vorbeigegangen[94]. Und doch muß jeder, der auf der Landstraße Toulouse-Barcelona sich dem Paß von Puymorens nähert, nach Verlassen des kleinen Badeortes Ornolac-Ussat-les-Bains rechter Hand auf halber Höhe der schroffen Felswand mächtige, von zinnengekrönten Mauern abgeschlos-

sene Höhleneingänge gewahren. Hier liegt die besterhaltene Spulga, die *Höhlenfestung von Bouan.* Alles was zu einer mittelalterlichen Burg gehörte, ist noch vorhanden: Donjon, Zisterne, Treppen, Kasematten, Späherwinkel. Die Spulga von Bouan unterscheidet sich von anderen Burgen nur dadurch, daß sie fast ausschließlich aus unterirdischen Gängen besteht.

Auf dem gegenüberliegenden Ariègeufer, unweit der halbverfallenen Badehäuser von Ussat, in deren Thermen sich ungezählte Ringelnattern tummeln, liegt zwischen der Höhle des Eremiten und der von Fontanet die *Spulga von Ornolac.* Nach beschwerlichem Aufstieg über Geröll gelangt man an ein fast undurchdringliches Gestrüpp von Feigenbäumen und Dornhecken, hinter dem ein zerfallenes Burgtor liegt. An brandgeschwärzten Felswänden entlang führt der Weg zu den Trümmern dieser Spulga, die der Fels wie eine Schneewächte überhängt. Wo einstmals der Zugang zu den Tiefen des Berges war, ist nicht mehr festzustellen. Er wurde verschüttet, als die Ketzerburg in Flammen aufging. Wie riesig ihre Ausmaße gewesen sein müssen, ist noch an den zu beiden Seiten in die Felswand eingehauenen Balkenlöchern zu erkennen: vier Stockwerke, wenn nicht mehr, haben sie getragen.

Die Spulgas von Bouan und Ornolac haben eine bewegte Zeit gesehen. Zuerst waren sie Schlupfwinkel der Keltiberer gewesen, die hier nach dem Fall ihres Hauptortes, des *vicus Sotiatum* von den Legionen Roms aufgerieben wurden. Dann wurden sie von den Römern zu uneinnehmbaren Kastellen ausgebaut. Als siebenhundert Jahre später die Mauren siegreich nach Norden vordrangen, hausten sie hier, bis sie im Jahre 719 von dem Heerbann Karls des Großen auf dem Lombardfeld zwischen Tarascon und Ornolac zurückgeschlagen wurden. Dreihundert Jahre später fanden die Cathari in ihnen ihre letzte Heimat.

In der Spulga von Ornolac wurde, wie ein carcassonner Inquisitionsregister berichtet, Wolf von Foix zum Ketzer *(Lupus haereticavit* in *spulga Ornolaco).* Wolf war ein Sohn Ramon Druts, des Grafen von Foix. Wie alle Herrensöhne der Languedoc wurde er durch den Patriarchen der Minnekirche *Guilhabert von Castres* in den ketzerischen Glauben eingeführt. Guilhabert, ein Belissensohn, stammte aus dem Hause Castres im Albigensischen, das den Trencavel von Carcassonne nahe stand und

lehenspflichtig war. Daß auch Ramon-Roger, der junge Trencavel, durch Guilhabert von Castres in der Spulga von Ornolac als Gläubiger in die Minnekirche aufgenommen wurde, ist anzunehmen, obgleich uns die zeitgenössischen Dokumente nichts darüber berichten. Als die Inquisitoren ihre berüchtigten Register zu schreiben begannen, war der Trencavel längst vergiftet.

Eine andere *haereticatio* des Patriarchen Guilhabert erregte in der christlichen Welt ungeheures Aufsehen. Im Jahre 1204 erteilte er Esclarmonde von Foix das Consolamentum.

Esclarmonde war des Grafen Ramon Drut Schwester und Tante des jungen Ramon-Roger von Carcassonne. Sie konnte vom Bergfried ihrer väterlichen Burg Foix die Schneegipfel des Tabor, die Schluchten des Sabarthès und die Matten des Olmès überschauen. Schon in frühester Jugend wurde sie von ihren ketzerischen Eltern dem Parakleten geweiht. Vielleicht trug sie deshalb ihren Namen, der mit dem Catharismus aufkam und mit ihm verschwand, und der mit »Leuchte der Welt« und mit »reines Licht« übersetzt werden kann. Esclarmondes Namen symbolisiert ihr Leben. Sie war die Leuchte der romanischen Welt, das reine Licht, das die Minnekirche in das finstere Mittelalter ausstrahlte.

Nach langem Aufenthalt am Hofe der Vicomtesse Adelaide, an deren Seite sie den Minnehof von Poivert präsidierte, wurde sie dem Vicomte Jordan von Lille und Gimoez angetraut. Jordan war der Abkömmling einer alten iberischen Herrenfamilie. Mütterlicherseits war er mit dem Hause Comminges verwandt, das mit Foix und Carcassonne die Pyrenäen beherrschte.

Wir wissen sehr wenig von Esclarmondes Leben nach ihrer *haereticatio*. Vielleicht wird eines Tages eine Pyrenäenhöhle geöffnet werden, die uns Aufschluß gibt über die Frau, die von einem schroffen Pyrenäenfelsen den höchsten Gewalten des mittelalterlichen Abendlandes trotzte: dem Vatikan und dem Louvre.

Die orthodoxe Welt des dreizehnten Jahrhunderts hielt sie für die »Ketzerpäpstin«. Das catharische Romanien nannte sie »Esclarmunda« …

N'Esclarmunda, vostre noms signifia
Que vos donatz clardat al mon per ver

Et etz monda, que no fes non dever:
Aitals etz plan com al ric nom tanhia.[95]
Wilhelm von Montanhagol

Esclarmondes Gestalt gehört gleichzeitig Geschichte, Dichtung und Sage an. Die Dichtung hat Esclarmonde zur Feenkönigin auf der Burg Monmur gemacht. Eine Sage, die mir ein alter Berghirte erzählte, als ich auf der Straße der Cathari von Monségur zum Tabor hinaufging, läßt sie die Gralshüterin sein. Esclarmonde wäre somit »Titania« und ›Repanse de Schoye« zugleich.
Die historische Esclarmonde von Foix war die Herrin vom Tabor und Montségur.
Montségur war Munsalväsche und Monmur!

MONMUR, OBERONS FEENSCHLOSS[96]

In der altfranzösischen Oberondichtung »Huon von Bordeaux«, die wie an Wolframs Epos auch starke Anklänge an die deutschen Heldensagen von Ortnit und Wolfdietrich aufweist, ist Esclarmonde die Gattin des Königs Huon von Bordeaux, der von Oberon, dem Feenkönig im Kampf gegen seinen aufrührerischen Bruder unterstützt, diesem hatte versprechen müssen, nach Ablauf von drei Jahren zu dessen Burg Monmur aufzubrechen. Als diese Zeit um war, bestiegen Huon und Esclarmonde eine Galeere und flehten den Heiland an, er möge sie wohlbehalten nach Monmur führen. Als sie nach langen Irrfahrten durch das *pays des commans* und die *terre de foy* gekommen waren, gelangten sie zu dem *bocaige Auberon,* Oberons Zauberhain.
Dort finden sie die »Burg der wunderbaren Mönche«, wo in einem Prunkzimmer ein reich gedeckter Tisch ihrer wartete. Aber kein Mensch ist zur Bedienung in der Nähe.
Am folgenden Morgen begeben sich Huon und Esclarmonde zur Frühmesse in die Kirche, in der sich aber weder Altar noch Kruzifix befinden. Plötzlich erscheinen wie aus dem Boden gezaubert hundert Mönche. Esclarmonde wird es unheimlich. Da erinnert sich Huon, daß Oberon

ihm geraten, eine Stola mit sich zu führen. Damit gelingt es ihm, einen großen schrecklichen Mönch einzufangen, der ihm erzählen muß, welche Bewandtnis es mit diesem Schloß habe. Er rät Huon unverzüglich weiterzuziehen, denn alle diese Mönche seien nur Geister. Als Gott gegen Luzibel erzürnt gewesen, seien sie an diesen Ort verstoßen worden, wo sie hofften, am Jüngsten Tag doch noch erlöst zu werden. »Hoffnung ist dieser Brüderschaft Brauch« …
Der Mönch trägt Huon und Esclarmonde auf einem Zaubermantel nach Monmur.
Nach einer anderen Fassung des Huonliedes wurden sie von dem Fischer Mallabron, der sich in einen Delphin verwandelt hatte, über ein breites Wasser zu Oberons Burg getragen.
Auf Monmur erwartete Oberon den Tod, er konnte aber nicht sterben, ehe Huon zum Elfenkönig gewählt war. Mit Freude begrüßt er Huon und Esclarmonde. Dann wird ein Freudenmahl gefeiert, bei dem ein Zauberhumpen Wein für alle Festgenossen spendet. Nach dem Gelage läßt Oberon »Krone und Speer« holen, die Insignien der Herrschaft über das Feenreich. Huon und Esclarmonde werden gekrönt.
Am nächsten Morgen erprobt Huon seine neue Macht und zaubert alle Feen und Barone des Feenreichs herbei. Vor versammelter *faierie* erklärt Oberon:

Ich mag nicht mehr in der Welt weilen,
Ins Paradies will ich eilen …

(Huonlied)

Dann nimmt Oberon Abschied von der Feenwelt und stirbt. Der balsamierte Leichnam wird in einem Schrein geborgen und durch Magneten in der Luft schwebend gehalten. Darunter führen Elfen Reigen auf. In einer großen Höhle wird zuletzt Oberons sterbliche Hülle beigesetzt.
Von den vielen Beziehungen zwischen dem »Esclarmondelied« des Huonzyklus und den Gralsdichtungen, insbesondere der Wolfram-Guiotschen Fassung, wollen wir nur die wichtigsten und augenfälligsten herausgreifen. Krone und Speer gleichen Gral und Lanze. Der Zauberhumpen spielt die Rolle des Speise spendenden Gral. Das *bocaige Auberon*

ähnelt dem Wald von Briziljan. Noch auffallender ist die Ähnlichkeit der auf Erlösung wartenden wunderbaren Mönche mit den Engeln im »Parzival«:

Die Engel, die damals im Streite
Mitfechten wollten auf keiner Seite,
Als Luzifer mit Gott, dem Herrn
Im Streit lag, und sich hielten fern –
Ja, diese werten Engelscharen
Ließ Gott zur Erd' herniederfahren …
Ich weiß nicht, ob Gott sie ganz verstieß
Oder ob er Gnade walten ließ.

Wolfram von Eschenbach

Besonders überraschend sind die Beziehungen zwischen dem Fischer Anfortas am See Brumbane und dem Fischer Mallabron an dem breiten Wasser, hinter dem Oberons Zauberreich liegt. Anfortas wie Oberon sind leidend. Beide erwarten sie in dem Erscheinen ihres Nachfolgers Erlösung.

Nach dem Esclarmondelied liegt die Feenburg Monmur in der Nähe des *pays de commans* und der *terre de foi.* Wurden nicht durch die Vermählung der historischen Esclarmonde mit Jordan das *Pays de Comminges* und die *Terre de Foix* vereint, in der der catharische »Glaube« (altfranzösisch: *foy)* beheimatet war?

MUNSALVÄSCHE UND MONTSEGUR

Nur eine Burg ragt ganz allein,
Des Erdenwunsches höchster Preis.
Wer sie mit Vorbedacht und Fleiß
Will suchen, findet sie leider nie,
Und dennoch werben viel um sie.
Die ist Euch, Herr, noch unbekannt,
Munsalväsch' ist sie genannt.

Wolfram von Eschenbach

Auf Munsalväsche bewachten Templeisen die kostbare Reliquie: den Gral. Das Symbol dieser »Tempelritter« war die Lanze, das Zeichen der Kampfbereitschaft.

Denn wohl bewährt und wohl bewahrt
Von Rittern diese Gegend ist,
So daß man nie durch Trug und List
Das Waldgebiet durchreisen kann.

Wolfram von Eschenbach

Im fünfzehnten Jahrhundert schrieb der holländische Chronist Veldenaer, der Schwanritter sei aus dem Grale *(dat greal)* gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe. Das sei aber nicht das heilige Paradies, sondern ein sündiger Ort. Um die gleiche Zeit sagte die Halberstädter Sachsenchronik von Lohengrin: »Die Chronisten meinen, dieser Jüngling, der Schwanritter sei aus dem Berge gekommen, wo *Venus* in dem Grale ist.«
Der Gralsberg war also ein Venusberg? Widerspricht das nicht dem Keuschheitsgebot der Gralsrunde?

Die Ritter auch, die dort hüten sein,
Müssen makellos an Keuschheit sein.
Wer zum Grale will gehören,
Muß Frauenliebe ganz verschwören.

Wolfram von Eschenbach

Wir müssen – um diesen Widerspruch verstehen zu können – auf das Gedicht Peire Vidals zurückgreifen, nach dem dieser Troubadour dem Gott Amor leibhaftig begegnet sein will. Neben Amor ritt eine Dame. Venus? Nein: die *Gnade!* Die *leys d'amors* verboten Liebe.
Die Troubadoure suchten Trost in der Gnade ihrer Dame, und die Cadiari sehnten sich nach der tröstenden Mani, dem von Christus versprodienen Parakleten.

Gott ist Mensch und des Vaters Wort,
Ist Vater und auch Sohn zugleich,
Sein Geist ist großer Hilfe reich.

Wolfram von Eschenbach

Christus bezeichnete seinen Jüngern den göttlichen Geist als den Parakleten, Helfer. Die Cathari sahen in ihm die Mani, *die* Hilfe. Ein weibliches Prinzip also …

Die Chronisten, die wir soeben angeführt haben, hatten nicht unrecht, wenn sie in dem Gralsberg einen sündigen und ketzerischen Venusberg sahen.
Montségur war in uralten Zeiten ein Heiligtum der Göttin Belissena, der keltiberischen Astarte-Artemis-Diana gewesen. Astarte war die Paredra Baals in der phönizischen Götterlehre und war als Artemis die Schwester Apollos in der hellenischen, als Belissena die Gattin Abellios in der keltiberischen Theogonie.
In Delphi und in Didyma, dem Heiligtum der Zwillinge Castor und Pollux, wie an allen wichtigen Stätten des Apollonkultes standen Heiligtümer der Artemis. Ihre Priester und Priesterinnen mußten das Keuschheitsgelübde ablegen. Eine Schar von Nymphen begleitete die unnahbare Göttin auf ihren Jagdzügen durch die Wälder. Ihr Symbol war die Mondsichel.
Die Druiden hatten ihre Belissena-Heiligtümer ebenfalls an den dem Abellio geweihten Orten. Unweit des heutigen Mirepoix, dessen Herren – Belissenasöhne – den Turm, den Fisch und die Mondsichel im Wappen führten, lag der heilige Wald Belena. Das heutige Belesta, wenige Wegstunden von Montségur entfernt, war eine der Belissena geheiligte Stätte gewesen. In Lavelanet, am Fuße des Pog von Montségur, wo der Belissensohn Ramon von Perelha herrschte, hatte sich ehedem ebenfalls ein Belissena-Heiligtum neben einem solchen des Abellio befunden.
Artemis wurde in der griechischen Mythologie oft mit Daphne (= Lorbeer), der ersten legendären delphischen Sibylle identifiziert. Auf Lorbeerblätter schrieben die Sibyllen ihre Orakel. Der Lorbeer war der heilige Baum der Dichter und Prophetinnen. Peire Vidal, der Reimer, wußte

wohl, weshalb er die Dame Gnade unter einem Lorbeerbaum zur Rast einlud.
Die Taube war ein der Artemis geheiligter Vogel. »Tauben« nannte man die Artemispriesterinnen zu Dodona, wo Griechenlands heiligste Eiche stand, aus deren Holz die Argonauten den Schiffskiel der Argo geschnitzt hatten, bevor sie zu der Prophetin und Seherin Medea fuhren, die ihnen zu dem Goldenen Vlies verhalf.
Das catharische Emblem Gott-Geist war – wie in den Evangelien – die Taube. Ein Catharus meißelte in einer Sabarthès-Höhle eine Taube in die Felswand. In den Trümmern Montségurs wurden Tontauben gefunden. Das Wappen der Gralsritter war die Taube. Eine Taube legte am Karfreitag, dem Tag der höchsten Minne, eine Oblate auf den Gral. Eine Legende, die ich einem Pyrenäenhirten nacherzählt habe, läßt eine Taube den Berg Tabor spalten, und Esclarmonde sich in das Emblem Gott-Geist verwandeln. Diese Beziehungen sind eindeutig.

Luzifers Schöpfung birgt den Tod in sich. Den Tod kann man nur dadurch bekämpfen, daß man die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verneint. Wenn keine Menschen mehr sind, gibt es keinen Tod mehr. Darum lehnten die Cathari die fleischliche Liebe ab und ersetzten sie durch himmlische Minne, anerkannten mit anderen Worten nur die göttliche Urliebe. »Geliebte der Urliebe« nannte Dante seine Minnekönigin Beatrice. Urliebe hat mit irdischer Liebe, die Menschen zeugt, nichts zu tun.

Ja, wem sich so das Leben endet,
Daß seine Seele durch die Schuld
Des Leibes Gott nicht wird entwendet,
Der lebt ein Leben reich gepriesen.

Wolfram von Eschenbach

Auf Munsalväsche, Monmur und Montségur war Keuschheit Gesetz. Im Esclarmondelied sagt Oberon: »Hüte dich, Huon, mit einer Jungfrau Gemeinschaft zu pflegen. Bleibe treu der schönen Esclarmonde, die auf dich wartet und jeden Bewerber abweist.« Im Parzival Wolframs müssen

die Ritter makellos an Keuschheit sein, und der Gralkönig Anfortas kann nicht leben und nicht sterben:

Denn weil mit ungezähmtem Sinne
Er warb um unerlaubte Minne,
Ward er in solches Leid gebracht.[97]

Wolfram von Eschenbach

Da »auf der Welt nichts so rein, als ohne Falsch ein Jungfräulein«, hüten Jungfrauen auf Munsalväsche den heiligen Gral. Der Jungfrauen Königin war *Repanse de Schoye.*

Es war schwer, nach Munsalväsche, Monmur und Montségur zu gelangen. Oberons Wald, der Wald von Briziljan und der von Serralunga, der Montségur schützend umgibt, und in dem die Priscillianer Zuflucht vor den Schergen Roms gefunden hatten, waren dicht und dunkel.

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt…

Richard Wagner

REPANSE DE SCHOYE[98]

Repanse de Schoye die Jungfrau hieß,
Von der der Gral sich tragen ließ.

Wolfram von Eschenbach

Ich will die Legende, die mir ein greiser Berghirte berichtet hat, noch einmal erzählen:
»Als Montségurs Mauern noch standen, hüteten in ihnen die Cathari den heiligen Gral. Montségur war in Gefahr. Luzifers Heerscharen lagen vor seinen Mauern. Den Gral wollten sie haben, um ihn wieder in das Diadem ihres Fürsten einzusetzen, aus dem er bei dem Sturz der Engel auf die Erde gefallen war. Da kam in höchster Not vom Himmel eine weiße Taube und spaltete mit ihrem Schnabel den Tabor. Esclarmonde,

die Gralshüterin, warf das kostbare Heiligtum in den Berg. Der schloß sich wieder, und so wurde der Gral gerettet. Als die Teufel in die Burg eindrangen, kamen sie zu spät. Erbost verbrannten sie alle Reinen unweit des Burgfelsens, auf dem Camp des Crémats, dem Scheiterhaufenacker …«

Ich hatte die Legende nicht bis zum Ende nacherzählt:

»Alle Reinen wurden verbrannt, nur Esclarmonde nicht. Als sie den Gral geborgen wußte, stieg sie auf den Gipfel des Tabor hinauf, verwandelte sich in eine weiße Taube und flog nach Asiens Bergen. Esclarmonde ist nicht gestorben. Noch heute lebt sie dort im irdischen Paradies.«

… dem Land Ethnîse,
Wo aus der Welten Paradiese
Hervor des Tigris Welle bricht.

Wolfram von Eschenbach

Mein Berghirte vom Tabor hat uralte Weisheiten ausgesprochen. Tummeln sich doch in seiner Pyrenäenheimat noch Elfen in mondhellen Nächten um kristallene Bergquellen. Erzählen doch die Eichen auf dem Berg Tabor weltfernen Hirten noch von dem Gott, der sich im Rauschen der Blätter offenbart. Wie sehr diese Enkel von Druiden und Barden, von Catharern und Troubadouren noch Mystiker und Dichter sind, mag folgende Geschichte erhellen, die ein neunzigjähriger Bauer aus Ornolac erzählt und eifrig als wahr beteuert hat. Er will auf dem Tabor eine Schlange gesehen haben, die sich in den Schwanz biß und als Kreis hinüberschwang über das abgründige Sabarthès zu dem Schneegipfel des Pic du Montcalm.

Die Pyrenäenbauern verzaubern und vergeistigen heute noch ihre Umwelt. Die Cathari und die Troubadoure sind tot. Kann man aber die menschliche Sehnsucht nach Paradies und Gott austilgen? Dreimal wurde der Tabor verflucht, dreimal stand er in Flammen. Sechshundert Jahre später will ein Bauer aus dem Dörfchen Ornolac das Symbol der Ewigkeit gesehen haben: die sich in den Schwanz beißende Schlange.

Esclarmonde ist nicht gestorben, sagte mir ein Hirte auf der Straße der Cathari. Sie lebt immer noch …

Bei Wolfram von Eschenbach ist die Gralskönigin Repanse de Schoye eine Tante Parzivals. Esclarmonde von Foix war die Base des jungen Trencavel von Carcassonne. Repanse de Schoye verheiratete sich mit Feirefiz, einem Halbbruder Parzivals. Esclarmonde vermählte sich mit dem Vizegrafen Jordan von Lille und Gimoez, den man insofern einen Halbbruder des Trencavel nennen könnte, als die Häuser Carcassonne und Comminges im zehnten Jahrhundert unter dem Zepter Asnars, eines kantabrischen Fürsten vereint gewesen waren. Aus diesem Grunde waren die Wappen von Carcassonne und Comminges die gleichen.
Nach dem Tode Jordans (um das Jahr 1204) verzichtete Esclarmonde auf ihr Erbe, verteilte es unter ihre sechs im Mannesalter stehenden Söhne und kehrte in ihre Bergheimat zurück. Nach Empfang des Consolamentums aus den Händen des Belissensohnes Guilhabert von Castres nahm sie ihren Wohnsitz auf dem Castellar von Pamiers, das ihr von ihrem Bruder Ramon-Roger, dem Ramon-Drut der Troubadoure, als Witwensitz angewiesen worden war und regierte von hier aus ihre Tabordomänen. Mit dem Belissensohn Ramon von Perelha als Vasall war sie die Lehensherrin der Burg *Montségur.*

El Pog de Mont Segur fo per aital bastitz
Qu'el les pogues defendre …

Wilhelm von Tudela

Castrum montis securi nannten die Römer Montségur, ihr unzugänglichstes und sicherstes Pyrenäenkastell.
Montségur war auch Romaniens stärkste Burg, uneinnehmbar und stolz die provençalische Ebene überragend: die erste Treppe zu den Sternen, nach denen die Reinen sich sehnten. Auf seinem dreitausend Fuß hohen Pog (= Berg) wurde es nur von den Schneezinnen des Tabor und dem gestirnten Himmel überragt.
Von Lavelanet, einem etwa zwei Wegstunden von Montségur der Ebene zu gelegenen Städtchen, windet sich die Straße der Reinen durch die Schlucht des Lectouire hinauf in die Berge. Rauschende Kaskaden, schroffe Felswände, zerrissene Wettertannen, an den Bergwänden kle-

bende Weiler, deren Namen an die Sarazenenbesetzungen erinnern: das Tor zum Tabor.
Als ich zum erstenmal hinaufstieg zu dem Felsen Montségur, brodelten Wolken in den Schluchten, heulte der Sturm in den Ulmen und Tannen. Ich kam hinauf zum *abbès* (Abgrund), von wo allein man auf Schwindel erregendem Pfad zu den Trümmern der Ketzerfestung gelangen kann, da teilte sich mit einemmal das Gewölk und von der Sonne vergoldet ragte vor mir eine ungeheuere, graue und kahle Felspyramide in die Höhe, wie ich sie wilder und unnahbarer nie gesehen hatte. Und um sie wallte das Wolkenmeer wie eine Weihrauchfahne.
Mit Lavelanet *(inuxta castrum montis securi)* hütete Montségur den Zugang zum Tabor und den Höhlen von Ornolac, die auf der anderen Seite des Tabor von der Burg Foix, der festen Stadt Tarascon und den Belissenburgen Miramont, Calames und Arnave geschützt waren. In Mirepoix, Montréal, Carcassonne, in Rocafissada, Belesta und Quéribus und wie die Städte und Burgen alle hießen, bewachten die Belissensöhne die Zugangsstraßen zum Tabor.
Auf Montségur beschützten die würdigsten Ritter Romaniens Minnekirche. Die Berge, um die sich im Laufe der Jahrtausende Mythus und Fabel gesponnen hatten, die Höhlen, in deren feenhaftem Labyrinth sie die Erinnerung an Ahnen und Urkulturen noch lebendig fanden, die Haine und Quellen, denen sie Lieder und Gebete abzulauschen wußten, waren den Romanen heilig! Der Tabor war ihr großes Nationalheiligtum.
Auf Schritt und Tritt begegnet man heute noch eindeutigen Spuren dieser grandiosen Kultur. Der Boden der Sabarthès-Höhlen birgt fossile Gebeine, Mammutknochen, Geräte der Steinzeit als Spuren des Urmenschen, neben griechischen Vasen, phönizischen Glasarbeiten und keltiberischem Bronzeschmuck. Auf den weißen Felswänden leuchten vorgeschichtliche Zeichnungen auf, warten geheimnisvolle Runen auf den, der sie zu entwirren weiß. Auf den Berghöhen verdecken Gestrüpp und Domen gewaltige Reste von Städten und Tempeln.
Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hüteten statt der Druiden und Barden die Cathari und Troubadoure den »Parnaß« Romaniens, den im vierten Jahrhundert die Priscillianer zum »Tabor« umgetauft und dem

heiligen Bartholomäus geweiht hatten, dem Apostel Indiens und Persiens. Aus dem heiligen Berg Abellios war der Tabor der göttlichen Dreifaltigkeit geworden. Der Pic du Saint-Barthelemy, der Pic du Soularac und der Pog von Montségur symbolisierten den Agnostos, den Demiurgos und den Parakleten, die göttliche Trinität.
Um den Druidensee wandelten die Cathari und erzählten den Neophyten von dem Goldschatz, den ihre Ahnen versenkt hatten, Spiritualisten und Verächter des Goldes wie sie. Im Schatten eines Menhirs oder auf einem Cromlech als Sitz sprachen sie zu ihnen von dem Gral.

Der Wünsche Füll' und Paradies:
Das war der Gral (vor dem ein Nichts
Der Erdenglanz), der Stein des Lichts.
Wolfram von Eschenbach

Vielleicht erzählten die Reinen ihren andächtigen Schülern die heute noch in der Provence und Languedoc allgemein bekannte Legende, daß Lazarus, Martha, Maria Magdalena und Dionysios Areopagita den Gral nach Marseille gebracht, und daß Maria Magdalena ihn bis zu ihrem Tode in einer bei Tarascon gelegenen Höhle gehütet habe.
Höchste Minne macht die Menschen zu Dichtern und die Dichter wieder zu Gottes Kindern – zu Söhnen der Musen, deren Anführer Apollo, Artemis' Bruder war. Beten ist Dichten. Sind nicht Himmel und Götter Erfindungen der in den Menschen schlummernden Sehnsucht nach einem Paradies?

Troubadoure, Ritter und Damen, die nach Montségur hinaufgingen, um dort den »Kuß Gottes« zu erwarten, wie der Talmud den Schnitter Tod nennt, lebten fortan in einem riesigen Kloster, dessen Tore von trutzigen Burgen geschützt wurden, dessen Mauern die Felswände des Tabor, dessen Dach der Azur, dessen Kreuzgänge Höhlen und dessen »Münster« die Kathedrale von Lombrives war.

Die Minnekirche war das religiöse Ebenbild des romanischen Minnereiches, deren *leys d'amors* durch einen Falken vom Himmel auf die Erde

gebracht worden sein sollen, und der Gral fiel vom Himmel auf die irdische Welt, als Luzifer von Gottes Thron verstoßen wurde: zwei vom Himmel der Erde geschenkte Symbole der weltlichen und der religiösen Minne.

Die Minnegesetze stellten als obersten Satz auf, daß Minne körperliche Liebe und Ehe ausschließe. Minne ist ein Bund der Seelen und Herzen. Liebe ist eine Leidenschaft, die im sinnlichen Genusse schnell vergeht. Der Catharismus verlangte als Hauptbedingung für »vollkommenes« Leben Keuschheit. Höchste Minne ist ein Bund der Menschenseele mit Gott-Geist. Mit fleischlicher Liebe sterben Gottverbundenheit und Gottschauen.

Man könnte das Gedicht des Troubadours Wilhelm von Montanhagol, das wir zur Erläuterung des romanischen Minnebegriffs diesen Blättern vorausgesetzt haben, folgendermaßen auf die Minnekirche übertragen: Menschen sollten reinen Herzens sein und nur an höchste Minne denken, denn die höchste Minne ist keine Ketzerei, sondern oberste Tugend, die Menschen zu Gottes Kindern macht.

Troubadoure waren die Gesetzgeber der *leys d'amors.* Das Minnegesetz der romanischen Minnekirche war das Evangelium des Jüngers, den der Herr lieb hatte:

> *Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander*
> *liebet, wie ich euch geliebt habe.*
> *Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen*
> *anderen Tröster geben, daß er bei euch*
> *bleibe ewiglich.*

Joh. XIII, 15. XIV, 16

Zwei Männer an der Heeresspitze reiten:
Abt Arnald, den der Papst zum Haupt gesandt,
Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt.
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
Ein schrecklich Paar! der eine kalt und klug,
Der andre rasch wie sturmgejagte Flammen.
So reiten Arnald und Simon zusammen.
Gesellig wie Gedanke und Vollzug.

Wohin die Rosse jener beiden traten,
Gefolgt vom ungestümen Reiterschock,
Vergeht nicht nur das Gras der Languedoc,
Vergehen auch der Zukunft Freudensaaten.

Lenau: Die Albigenser

DRITTER TEIL

DER KREUZZUG[99]

Der Catharismus wurde seiner dualistischen Spekulationen wegen von den römischen Kirchenlehrern und Inquisitoren als ein Neo-Manichäismus angesehen. In Wirklichkeit aber war er – wie die von Manes (216–276/77) gestiftete Irrlehre – ein abendländischer Geisteshaltung angepaßter Maneismus. Die Mani, das Symbol des buddhistischen Glaubens, fand ihr catharisches Ebenbild im Parakleten. Die »Reine Lehre«, wie die Verdeutschung des Begriffes Catharismus ja lautet, wurde nach dem Beispiel der indischen Mani mit einem vom Himmel gefallenen Stein symbolisiert, einem *»Lapis ex coelis«* (bei Wolfram von Eschenbach irrtümlich, da in dieser Fassung sinnlos: *»Lapsit exillis«*), der die Welt tröstend erleuchtet.

Die Esclarmonde, die »Leuchte der Welt«, hütete auf Montségur dieses Emblem des catharischen Glaubens, das als »Ketzerschatz« in höchster Not von vier waghalsigen Cathari in abenteuerlicher Kletterei nach den Höhlen von Omolac geschafft wurde. Wenn wir in diesem Ketzerschatz, wie die Inquisitoren die catharische Reliquie nannten, den Gral sehen, so werden wir in der Folge noch manche Stütze für unsere Annahme finden. Daß der Gral bei Christian von Troyes und bei Guiot-Wolfram in keinem Zusammenhang mit dem Abendmahl steht und keineswegs eine »christliche« Reliquie ist, fällt selbst bei oberflächlicher Lektüre dieser Dichtungen ins Auge. Von priesterlicher Mitwirkung ist nirgends die Rede.

Der Gral war ein ketzerisches Symbol. Er wurde von den Anbetern des christlichen Kreuzes verflucht und von einem Kreuzzug angegriffen. Das »Kreuz« führte einen heiligen Krieg gegen den »Gral«.

Die Cathari sahen die Verehrung des Kreuzes als eine Verschmähung der göttlichen Natur Christi an. Ihre Ablehnung[100] dieses Symbols ging soweit, daß – um ein Beispiel aus vielen herauszugreifen – ein Belissensohn ausrief:

»Möchte ich nie in diesem Zeichen gerettet werden!«

*

Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco sich hat gesellt dem Priesterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund ist geworden,
Nachwitternd ohne Rast der Ketzerspur?

Lenau: Die Albigenser

Foulques, der Sohn eines reichen genuesischen Kaufmanns aus Marseille war ein schlechter Troubadour gewesen. An Fanatismus und Habsucht jedoch konnten sich selbst die eingefleischtesten Ketzerfeinde seiner Zeit nicht mit ihm messen.

Foulques hatte lange die Gattin des Vizegrafen Barral von Marseille in seinen Liedern gepriesen, die sich seine Huldigungen gefallen ließ, ohne seine Neigung zu erwidern. Schließlich verabschiedete sie ihn, da er

stürmisch das *plaisir d'amour* verlangte. Sein ganzes Leben war eine Jagd nach Geld und Ruhm. Als er seiner unsittlichen Lebensweise wegen sich von allen Gönnern verlassen sah, nahm er das Priestergewand, in dem man damals am schnellsten in der Welt vorwärtskommen konnte.
Foulques sollte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht haben. Bald nach seinem Eintritt in den Zisterzienserorden wurde er zum Prior des Klosters Floreja ernannt. Fünf Jahre später war er Bischof von Toulouse. Als ein päpstlicher Legat, der mit dem Auftrag, der Ketzerei Einhalt zu gebieten, in die Provence gekommen war, von der Wahl des Troubadours zum toulouser Bischof erfuhr, rief er aus:
»Alles ist gerettet, da Gott der Kirche einen solchen Mann geschenkt hat!«
Die Einkünfte aus seinem Bistum genügten dem anspruchsvollen Troubadour im Priestergewand nicht. Nach kurzer Zeit stak er in Schulden. Die Verachtung der Bürgerschaft gegen diesen unwürdigen Priester war so groß, daß er sich nicht mehr auf der Straße zeigen konnte, ohne verhöhnt und geschmäht zu werden. Von ihm wird berichtet, daß er einmal in einer Predigt die Ketzer mit Wölfen und die Rechtgläubigen mit Schafen verglichen habe. Da stand ein Ketzer auf, dem *Simon von Montfort*, der Verwüster Romaniens, die Augen hatte ausstechen und Nase und Lippe abschneiden lassen, deutete auf sich und sprach:
»Hat ein Schaf je einen Wolf so gebissen?«
Da erwiderte Foulques, Montfort sei ein guter Hund gewesen …
Der Graf von Foix, Esclarmondes Bruder, konnte diesen Bischof vor Papst Innocenz dem Dritten anklagen: seinetwegen hätten mehr als fünfhunderttausend Menschen sterben müssen.[101]
Nach einem unabwendbaren Gesetz wurde Romanien und sein Tabor von Haß und Fluch überflutet. Nach einem unabwendbaren Gesetz wurde die höchste Minne der Cathari von den Machthabern der Welt mit stärkstem Haß vergolten!

Es waren, die den Vater auch gekannt;
Wo sind denn die? – Eh, man hat sie verbrannt.

Goethe: Der ewige Jude

Die »reine« Lehre machte in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einen wahren Siegeszug durch die romanischen Provinzen Südfrankreichs. Ritterschaft, Bürgertum und selbst der Klerus sahen nur noch in den Gutmännern die Verkünder des wahren Evangeliums, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Roms Machtstellung in der Provence, der Languedoc und der Gaskogne endgültig untergraben worden.
Nie und nimmer konnte ein Land mit mehr Recht sich geistiger Freiheit und religiöser Duldsamkeit rühmen als Romanien. Alle Meinungen durften sich unbeengt zu Wort melden, alle Glaubensbekenntnisse waren gleichberechtigt und Klassengegensätze gab es so gut wie nicht. Wir kennen bereits die Voraussetzungen, unter denen man *chevalier* werden konnte …
Das ritterliche Leben blühte hier wie nirgendwo, und Romaniens Ritter waren im heiligen Land und Tripolis, das ja nur eine romanische Provinz war, genau so zu Hause wie im Roussillon oder in Toulouse. Aber mehr aus Abenteuerdrang als religiösem Enthusiasmus zogen sie ins Morgenland und brachten fast alle von dort statt frommer Erbauung zumeist eine unauslöschliche Erinnerung an den Glanz, die Mystik und das Sinnenleben des Orients mit. Hinzu kam, daß die Kirche eine geistige und weltliche Hörigkeit verlangte, die den Romanen mit ihrer Ehre und ihrem Freiheitsstolz unvereinbar schien. Fast alle Barone und Ritter des Landes waren catharische »Gläubige«, die die »Vollkommenen« in ihren Burgen ehrfurchtsvoll empfingen, sie bei Tisch selbst bedienten und ihnen die Erziehung ihrer Kinder anvertrauten.[102]
Was die Lage in den romanischen Städten betrifft, so hatten die Bürger nach langem und lebhaftem Kampf gegen das Feudalrittertum schließlich ihre Selbständigkeit und Freiheit errungen. Mit wachsendem Erfolg verteidigten sie, durch regen Handel mit den orientalischen Häfen reich und stolz geworden, ihre munizipalen Freiheiten. Sie ahmten die Sitten der Adligen nach, wetteiferten mit ihnen in Höfischkeit und Bravour, waren Dichter wie sie, und konnten »Ritter« werden, wenn sie nur wollten. Auf ihre Unabhängigkeit bedacht, lehnten sie den Einfluß der Kleriker wie den der weltlichen Herren ab, teilten aber mit den letzteren die Abneigung gegen die Kirche und ihre Priester.
Eines Tages wurde der Bischof von Albi an das Sterbebett eines Ver-

wandten gerufen. Er fragte den Sterbenden, in welchem Kloster er beigesetzt werden wolle. »Macht Euch deswegen keine Sorge. Ich möchte bei den Gutmännern sterben und von ihnen bestattet werden.« Der Bischof erklärte, dazu werde er seine Genehmigung nicht geben. »Hielte man mich zurück, sagte der Todkranke, »so schleppte ich mich doch auf Händen und Füßen zu ihnen.« So geschah es auch. Die Gutmänner pflegten, »trösteten« und bestatteten den Verwandten des Bischofs von Albi …

Die Entsittlichung der Kirche trug zweifellos die Hauptschuld an der »Los-von-Rom«-Bewegung Romaniens. Viele Bischöfe besuchten ihre Diözesen nur noch, um willkürlich auferlegte Kirchensteuern einzuziehen und hielten sich zu diesem Zweck eine Armee von Wegelagerern. Die Unordnung unter der Priesterschaft war unbeschreiblich. Man bekämpfte und exkommunizierte sich gegenseitig. Um nicht erkannt zu werden, verbargen die Priester ihre Tonsur und trugen weltliche Kleidung. Konnten sie auch den Blicken und den Spottreden der Leute von der Straße entgehen, so vermochten sie doch nicht die Rügelieder der Troubadoure zum Schweigen zu bringen:

Nahe sind die Zeiten schon,
wo die Welt sich ganz verkehrt,
zum Tournier der Pfaffe geht
und das Weib die Predigt hält.

Peire Cardinal[103]

Predigte ein Ketzer, so strömte das Volk herbei und hörte ihm begeistert zu. Ergriff aber ein römischer Priester das Wort, so wurde er spöttisch gefragt, wie er dazu käme, das Wort Gottes zu verkünden …
Die Kirche gab übrigens zu, daß die Fortschritte der Ketzerei durch Pflichtvergessenheit und Entsittlichung des Klerus gefördert wurden. Papst Innocenz III. erklärte, »an der Verderbnis des Volkes trage die Geistlichkeit die Hauptschuld und hieraus entsprängen die Übel des Christentums …« Um die Sekten mit Erfolg zu bekämpfen, hätte der

Klerus Achtung und Vertrauen besitzen müssen, deren er längst nicht mehr würdig war.
Bernhard von Clairvaux sagte einmal von den Cathari: »Es gibt bestimmt keine christlicheren Predigten als die ihren, und ihre Sitten waren rein.« Kann es also verwundern, daß sich der Catharismus, seit Jahrhunderten mit der romanischen Kultur eins, machtvoll ausbreitete und schließlich als die *santa Glieiza* Romaniens angesehen wurde?
Es kam vor, daß ganze Klöster geschlossen zum Catharismus übergingen, und daß kranke Bischöfe sich von den Gutmännern pflegen und »trösten« ließen.

Um das Jahr 1170 hatte ein reicher Lyoner Kaufmann, Peter Waldo[104], das Neue Testament in seine Muttersprache übertragen lassen, um es selbst lesen zu können. Er fand bald, daß das apostolische Leben, wie es Christus und seine Jünger gelehrt hatten, nirgends mehr beobachtet werde und predigte fortan seine Auffassung vom Evangelium. Er hatte bald zahlreiche Schüler, die er als Missionare in die Welt hinaussandte, die aber fast ausschließlich unter niederen Klassen Gläubige fanden. Nur selten traten Adlige der waldensischen Sekte bei. Ihre Prediger verkündeten die neue Lehre, *»la nobla leyczon«* nannte sie ein Troubadour, mit Vorliebe auf Straßen und Plätzen. Oft fanden Disputationen zwischen Waldensern und Catharern statt. Aber stets herrschte bestes Einvernehmen zwischen diesen beiden »Irrlehren«. Rom, das oft die Waldenser Südfrankreichs mit den Cathari verwechselte, hat ihnen beiden die Bezeichnung »Albigenser« beigelegt. Es handelte sich aber um zwei völlig verschiedene und voneinander unabhängige Häresien, denen nur gemeinsam war, daß der Vatikan ihnen Vernichtung geschworen hatte.
Der Inquisitor *Bernhard Guy*[105] gibt uns in seinem »Inquisitorenhandbuch« einen Abriß der waldensischen Lehre:
»Die Mißachtung der kirchlichen Gewalt war die wesentliche Irrlehre der Waldenser, deretwegen sie auch exkommuniziert und Satan ausgeliefert werden …«
»Sie lehren, daß Eid und Rechtsprechung von Gott verboten sind und glauben, zu ihrer Beweisführung Worte des heiligen Evangeliums anführen zu können.«

»Item verachten die Anhänger dieser Sekte das Bußsakrament und die Schlüsselgewalt der Kirche. Sie behaupten von Gott das Recht zu haben, Beichte anzuhören, Sünden zu vergeben und Buße aufzuerlegen, geben aber offen zu, diese Schlüsselgewalt nicht von der Kirche erhalten zu haben, sintemalen sie aus der Kirche ausgestoßen sind, ohne die es keine wahre Buße und keine Rettung gibt.«
»Item irren sie bezüglich des Sakraments der Eucharistie, denn sie behaupten, Brot und Wein könnten nicht zu Körper und Blut Christi werden, sobald sie von einem sündigen Priester geweiht werden.«
»Item halten die Waldenser an der irrigen Ansicht fest, es gäbe nach diesem Leben kein Fegfeuer, und Almosen wie Messen der Rechtgläubigen könnten den Toten nichts nützen.«
»Item verachten sie die Prälaten, Priester, Mönche und Nonnen der römischen Kirche. Das sind, sagen sie, selbst blinde Führer von Blinden, die keineswegs das reine Evangelium verkünden und die wahre apostolische Armut nicht kennen.«
»Item rühmen sie sich, die Nachfolger der Apostel zu sein und der wahren apostolischen und evangelischen Armut zu pflegen.«
»Item trinken und essen die Waldenser wie jedermann. Wer fasten kann und will, tut es Montags und Mittwochs. Doch essen sie alle Fleisch, denn sie sagen, Christus habe nicht verboten, Fleisch zu essen.«
»Item empfehlen sie ihren Gläubigen Enthaltsamkeit, gestatten aber, daß man die Glut der Leidenschaft stille, wie schändlich auch fleischlicher Verkehr sei. Sie sagen mit der Heiligen Schrift: »Es ist besser zu freien, denn Brunst zu leiden.«
»Item arbeiten ihre »Vollkommenen« nicht und nehmen für nichts Geld, es sei denn aus Furcht, erkannt und ergriffen zu werden. Item reden sie sich mit »Bruder« an und nennen sich die »Armen Christi« oder die »Armen aus Lyon«.
»Item lehren und beten sie kein anderes Gebet als das Vaterunser. Sie erkennen die Begrüßung der Jungfrau Maria: »Gegrüßet seist Du Maria« nicht an, ebensowenig das Glaubensbekenntnis: »Ich glaube an Gott«, denn sie sagen, diese Gebete seien von der römischen Kirche eingeführt worden und nicht von Christus.«
»Wenn man jemanden als Waldenser überführen will, so braucht man

von ihm nur zu verlangen das Glaubensbekenntnis herzusagen, wie es die katholische Kirche lehrt. Er wird antworten: ›Ich weiß es nicht, denn niemand hat es mich so gelehrt.«

Während der Klerus Romaniens aus Nachlässigkeit oder aus Furcht vor den mächtigen Beschützern der Sekten mehr oder weniger untätig blieb, flößten die Fortschritte der »Ketzer von Toulouse und Albi« den Prälaten Nordfrankreichs lebhafte Besorgnis ein. Auf ihr Drängen berief im Jahre 1163 Papst Alexander III. das Konzil von Tours ein. Der Papst, siebzehn Kardinale, einhundertvierundachtzig Bischöfe und mehr als vierhundert Äbte faßten folgenden Beschluß:[106]
»Eine verdammenswerte Häresie hat sich im Lande eingenistet und hat von dort aus die Gaskogne und alle anderen Südprovinzen vergiftet. Wir befehlen deshalb unter Androhung der Exkommunikation allen Bischöfen und Geistlichen, zu verhindern, daß man die Häretiker aufnimmt, ihnen verkauft oder von ihnen kauft.«

Zwei Jahre später unternahm auch die romanische Geistlichkeit den Versuch, dem Anwachsen der Häresie Einhalt zu gebieten, fühlte sich aber zu schwach, um an eine Verfolgung denken zu können. Sie sahen keinen anderen Ausweg, als die catharischen Führer zu einer öffentlichen Diskussion zu bitten. Der Bischof von Albi berief deswegen die berühmtesten Ketzer nach Lombers. Seiner Einladung folgten auch Konstanze, Schwester von Frankreichs König Ludwig VII. und Gattin des Grafen Raimon V. von Toulouse, Raimon-Trencavel, der Vicomte von Albi, Béziers und Carcassonne und fast alle Vasallen der Grafen von Toulouse. Die zur Konferenz gebetenen Cathari weigerten sich hartnäkkig, sich von den Prälaten verhören zu lassen und verlangten eine Diskussion. Die mußte ihnen wohl oder übel gewährt werden. Man disputierte hin und her, bis die Cathari ausriefen, man könne doch in dem Neuen Testament keine einzige Stelle finden, die von den Priestern verlange, üppiger als Fürsten zu leben, kostbare Kleidung, Schmuck und Harnisch zu tragen …
Als der Abt von Albi die Gutmänner mit dem Kirchenbann belegte,

riefen ihm diese zu: »Ihr seid die Häretiker, und wir können das mit dem Neuen Testament und den Episteln beweisen!«[107]
Den Cathari war freies Geleit zugesichert worden. Unbehelligt konnten sie nach ihren Wäldern und Höhlen zurückkehren. Der Klerus aber hatte erneut erfahren, wie schwach er in diesen Provinzen geworden und wie verachtet er war.

*

Toulouse war die Hochburg der Ketzerei. Dort versuchten Zisterziensermönche die Sektierer zu bekehren. Aber statt Bekehrungen ernteten sie nur Spott- und Hohnreden. Da glaubte die »Bekehrungskommission«, nur mit Gewalt den »Augiasstall« reinigen zu können und ließ, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, Peter Morand *(Peyré Maouran)*, den vornehmsten Bürger der Stadt, einen Greis von mehr denn siebzig Jahren, vor sich zitieren. »Priester Johannes« pflegten die Toulousaner diesen Catharus zu nennen …
»Peter Morand, Ihr steht im Verdacht, arianischer Irrlehrer zu sein«, begann der Legat, Kardinal Peter von Saint-Chrysogone.
»Nein.« (Peter Morand log nicht, war er doch kein »Arianer«.)
»Könnt Ihr das beschwören?«
»Mein Wort genügt. Ich bin Ritter und Christ …«
Peter Morand bleibt lange fest. Als man aber droht, seine Güter zu konfiszieren, seinen »Palazzo« und seine Burgen zu zerstören, läßt seine Widerstandskraft nach. Er schwört ab …[108]
Man führt den alten Mann nackt durch die Straßen von Toulouse bis zur Stephanskirche. Dort läßt ihn der Kardinal vor dem Altar mit Ruten auspeitschen und verspricht ihm Sündenvergebung, wenn er in spätestens vierzig Tagen seine Heimat verlasse und ins heilige Land pilgere, Wo er drei Jahre bei den »Armen von Jerusalem« zu dienen habe. Bis zu seiner Abreise solle er täglich durch die Straßen von Toulouse gepeitscht werden.
Man konfiszierte seine Güter, versprach ihm aber nach seiner Rückkehr aus Palästina alles zurückzugeben.
Die Härte der Missionare hatte die gewünschte Wirkung. Scharen von toulousischen Bürgern beeilten sich, mit der Kirche Frieden zu schließen.

Wie wenig aufrichtig aber diese Bekehrungen waren, mag die Tatsache beweisen, daß Peter Morand nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Land von seinen Mitbürgern dreimal zum Ratsherrn *(capitul)* gewählt wurde.
»Die Züchtigung« Peter Morands war nur der Auftakt für weitere Verfolgungen gewesen. Der Kardinal von Saint-Chrysogone belegte alle Cathari der Stadt Toulouse mit dem Kirchenbann. Die ziehen sich zu Roger-Taillefer und Adelaide nach Carcassonne zurück. Carcassonnes Vicomte war in religiösen Dingen sehr tolerant. Katholizismus, Catharismus und Judentum lebten in seinen Gebieten einträchtig nebeneinander und genossen die gleichen Rechte. Der Jude Caravita war sein Schatzmeister, der Ketzer Bertran von Saissac sein Minister.
Als die Missionare von Roger-Taillefer die Herausgabe der Flüchtigen verlangten, zog sich Adelaide mit den Geächteten nach Castres zurück. Die Herren von Castres waren den Vicomten von Carcassonne lehenspflichtig. Sie gehörten zur Familie der »Mondsöhne«. Ermengarde, Isarn und Orbria waren die Damen von Castres. Ihr Bruder Guillabert war Romaniens Patriarch. In einer Höhle von Ornolac befand sich seine unterirdische Kirche…
Vergebens versuchten die Zisterzienser, Adelaide und ihre Barone zur Herausgabe der Ketzer zu bewegen. Sie mußten unverrichteter Dinge Castres wieder verlassen.

Auf dem inzwischen von Papst Alexander III. einberufenen dritten lateranischen Konzil (1179), das nochmals strenge Verordnungen gegen die Ketzer in der Gaskogne, in Albi und Toulouse erließ, wurden der Graf von Toulouse, der Vizegraf von Béziers, der Graf von Foix und die meisten romanischen Barone exkommuniziert.
Papst Alexander, dem die toulouser Missionare und die romanischen Prälaten in entsetzten Tönen von der Kühnheit und der immer wachsenden Macht der Sekte gesprochen hatten, hielt es für angebracht, von neuem einen Sonderlegaten in die ketzerischen Provinzen zu schicken, um dem Beschluß des lateranischen Konzils Wirksamkeit zu verschaffen. Von neuem betraute er die Zisterzienser unter Führung ihres Abtes Heinrich von Clairvaux mit dieser Mission. Um seiner Sendung mehr

Nachdruck zu verleihen, ließ Heinrich, der auf dem lateranischen Konzil zum Kardinalbischof von Albano ernannt worden war, einen »Kreuzzug gegen die Albigenser« predigen. Es ist das erstemal, daß dieses Machtmittel der Kirche gegen Christen eingesetzt wird …

Der Kardinalbischof von Albano[109] wandte sich mit seinen soldatesken Pilgern gegen Lavaur, eine der stärksten Burgen des Vicomtes von Carcassonne. Da zu dieser Zeit Roger-Taillefer mit dem Grafen von Toulouse in Fehde lag, konnte er seiner bedrängten Stadt keinen Entsatz schicken. Adelaide übernahm die Verteidigung. Lavaur vermochte indes nicht der katholischen Armee standzuhalten. Die Vicomtesse sah sich bald gezwungen, Lavaurs Tore dem Kreuzfahrerheer zu öffnen.
Lavaurs Fall zwang Roger-Taillefer, um Frieden zu bitten. Er schwur der Häresie ab. Man darf aber diesem Schritt keine Bedeutung beimessen. Er wollte seinem von dem Kreuzzug in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelten Land weiteres Unheil ersparen. Er irrte nicht, wenn er annahm, daß Diplomatie ihm und den Ketzern nur von Vorteil sein könne. Durch diesen Akt der Unterwerfung hatte sein Land eine Zeitlang Ruhe vor Roms Missionaren.

*

Lothar Contis Wappen: ein Blitze schleudernder Adler sollte das Symbol seiner Herrschaft über »Orbis und Urbis« werden. Unter dem Namen Innocenz III.[110] wurde er der Stellvertreter Gottes, für die Cathari nicht des Gottes, dessen frohe Botschaft Engelchöre am ersten Weihnachtsabend sangen, sondern des Gewittergottes, der auf dem Sinai und dem Olymp den Blitz für die bereit hält, die seine Majestät mißachten. Als Lothar Conti am Tage seiner Papstkrönung (22. Februar 1198) die vorgeschriebene Rede hielt, definierte er eindeutig die Gewalt, die er von dem Himmel erhalten zu haben glaubte: »Gott hat mich über die Völker und Königreiche gesetzt, um auszureißen und zu vernichten, aber auch um aufzubauen und zu pflanzen. Zu mir ist gesagt worden: Ich will Dir die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was Du auf Erden bindest,

soll im Himmel gebunden werden. So stehe ich zwischen Gott und den Menschen, kleiner als Gott, aber größer als der Mensch …«
Mit Zorn sah er das Umsichgreifen der catharischen Irrlehre, sah er, daß die alleinseligmachende Kirche in Gefahr war. Er hielt den Catharismus für gefährlich genug, um ihn wie ein Unkraut auszureißen und ins Feuer zu werfen.
Kaum zwei Monate nach seiner Weihung schickte er Briefe an alle Prälaten, Fürsten, Adlige und das gesamte französische Volk, worin er befahl, alle Ketzer, die nicht zum wahren Glauben zurückkehren wollten, zu verbrennen und ihrer Güter zu berauben. Außerdem bevollmächtigte er sechs Monate später seinen Legaten Rainier zu einer durchgreifenden Kirchenreform und Wiederherstellung der Kirchenzucht in Romanien, auf daß diese »Quelle des Übels« beseitigt werde. Die romanische Geistlichkeit war über die Reformbemühungen Rainiers durchaus nicht erfreut. Sie versuchte auf alle nur denkbare Weise dessen Mission zu erschweren, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie mit den Ketzern gegen den heiligen Stuhl gemeinsame Sache gemacht.
Als der Legat Rainier im Sommer 1202 erkrankte, wurde er durch Peter und Raoul, zwei Mönche aus der unweit Narbonne gelegenen Zisterzienserabtei Fontfroide, ersetzt.
Peter und Raoul begannen ihre Mission in Toulouse. Dort war gerade Raimon VI. seinem großen Vater, dem Mäzen der Troubadoure, gefolgt. Bereits zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt war er von Papst Cölestin III. »wegen seiner Gewalttaten gegen Kirchen und Klöster« exkommuniziert worden. Innocenz III. sprach ihn im Jahre 1198 vom Kirchenbann los …
Raimon VI. stand in engster Beziehung mit der catharischen Sekte. Bei seinen Reisen und Fehden hatte er stets einige »Vollkommene« in seinem Gefolge und trug – das warf ihm die Kirche am meisten vor – ein Neues Testament mit sich, um im Krankheitsfalle oder bei einer tödlichen Verletzung das consolamentum erhalten zu können. Er nahm regelmäßig an den ketzerischen Versammlungen teil, für die er die Prunksäle seines eigenen Schlosses zur Verfügung gestellt hatte. »Wie alle Gläubigen kniete er nieder, wenn die Vollkommenen ihre Gebete sprachen, ließ sich von ihnen segnen und den Friedenskuß geben. Er er-

mahnte seine Vasallen und Troubadoure, seinem Beispiel zu folgen und scheute sich nicht, öffentlich seine Abneigung gegen Rom und seine freundliche Gesinnung für den Catharismus zu bekennen.«[111]
Die päpstlichen Legaten vermochten nichts auszurichten. Innocenz III. erklärte, »es bedürfe einer neuen Sintflut, um das Land von Sünde zu reinigen und für ein neues Geschlecht vorzubereiten.« Er entschloß sich jetzt, die ganze Strenge der Kirche aufzubieten …
Den beiden Mönchen von Fontfroide, die ihn entmutigt um Abberufung gebeten hatten, gab er als Führer den »Abt der Äbte« *Arnold von Citeaux*[112], das Haupt des großen Zisterzienserordens, einen finsteren unversöhnlichen Mann voller Eifer für die Sache der Kirche. Ende Mai des Jahres 1204 bildete Innocenz die neue aus Arnold und seinen Mönchen von Citeaux und aus Peter von Castelnau und seinen Mönchen von Fontfroide bestehende Kommission und stattete sie mit außerordentlichen Vollmachten aus. Aber das Auftreten der Legaten und ihrer Begleiter war nicht geeignet, ihnen den angestrebten Erfolg zu sichern. Sie durchzogen das Land auf prachtvollen Zeltern mit einem Heer von Dienern. Man kann sich den Erfolg vorstellen, da die romanischen Häresien dem römischen Klerus in erster Linie Üppigkeit und Luxus vorwarfen. »Seht«, rief das Volk aus, »diese Leute wollen uns von unserem Herrn Jesus Christus predigen, der arm war und barfuß ging!« Jedesmal, wenn die Zisterziensermönche ihre Bekehrungsversuche beginnen wollten, wendeten sich ihre Zuhörer achselzuckend und spöttisch lächelnd von ihnen ab. Die Legaten begannen schließlich zu verstehen, daß ihre Bemühungen aussichtslos waren. Vollkommen entmutigt, waren sie mehr als je zuvor entschlossen, den Papst um ihre Abberufung zu bitten.
Da trafen sie zufällig in Montpellier *Diego von Azevedo,* Bischof von Osma und seinen Subprior *Domingo von Guzman,* die gerade von Rom kamen, wo ihnen Papst Innocenz die erbetene Erlaubnis versagt hatte, das Bistum Osma aufzugeben und sich fortan nur noch der Bekehrung der Ketzer widmen zu dürfen. Als Diego erfuhr, daß die Legaten die begonnene Arbeit abbrechen wollten, riet er ihnen, ihr glänzendes Gefolge und ihren weltlichen Pomp aufzugeben und barfüßig und arm wie die Apostel unter das Volk zu gehen. Vielleicht hätten sie so mehr Er-

folg. Der Gedanke war so neu, daß die Gesandten zunächst Bedenken trugen. Als aber Diego von Azevedo sich bereit erklärte, mit gutem Beispiel voranzugehen und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen, befolgten sie seinen Rat. Und Peter von Castelnau, Arnold von Citeaux, Diego von Azevedo, Domingo von Guzman, die Mönche von Fontfroide und von Citeaux verließen Montpellier und wanderten nunmehr in härenen Kutten und barfuß durch das verketzerte Romanien, das wahre Evangelium der römischen Kirche predigend.
Roms Legaten, sowie die Cathari und die Waldenser beriefen sich nun zu gleicher Zeit darauf, die wahren Nachfolger Christi zu sein. Arm, wie er, predigten sie das alleinseligmachende Evangelium.

»*Wahrlich ich sage euch:*
Selig sind die Verfolgung leiden
Um der Gerechtigkeit willen.
Denn ihrer ist das Himmelreich …«

Zu zweit oder zu dritt wanderten Roms Legaten predigend durch die Südprovinzen. Der Erfolg ließ zu wünschen übrig. Sie sahen sich gezwungen, die Herausforderung der Cathari anzunehmen, die in öffentlichen Konferenzen feststellen lassen wollten, wer den Lehren des Evangeliums näher stehe. Es fanden mehrere Konferenzen statt, von denen die in Pamiers (1207) die wichtigste war.[113]

Pamiers, ein Städtchen im nördlichen Teil der Grafschaft Foix, an den Ufern der Ariège, war seit dem Jahre 1204 der Witwensitz *Esclarmondes,* der Infantin von Foix und Vicomtesse von L'Ille-Jourdain und Gimoez …
Wir wissen, daß Esclarmonde mit dem Vicomte Jordan aus dem berühmten Hause von Comminges und Selio vermählt gewesen war. Nach dem Tode ihres Gatten hatte sie auf die ihr günstigen Klauseln seines Testamentes verzichtet und die Gaskogne verlassen, um in das ihr von ihrem Bruder Ramon-Roger als Witwensitz angewiesene Castellar von Pamiers überzusiedeln. Pamiers war unter Esclarmonde die »Metropole« des mystischen Romaniens, das catharische Ebenbild des chevaleresken

Toulouse geworden. Auf ihr Castellar kamen aus den Höhlen des Sabarthès und des »Schwarzen Gebirges« die Ketzerphilosophen, um mit Esclarmonde die Weisheiten Platos und des Evangelisten Johannes zu enträtseln.
Dorthin hatte Esclarmonde mit Erlaubnis ihres Bruders die päpstlichen Legaten und die berühmtesten Cathari eingeladen. Die Einzelheiten dieser Konferenz sind uns nur ungenügend bekannt. Ein Umstand jedoch erhellt, wie sehr Roms Legaten dabei in die Enge getrieben wurden. Als Esclarmonde Rom den blutigen Albano-Kreuzzug zum Vorwurf machte, rief ihr ein erboster Mönch zu:
»Madame, Sie sollten bei Ihrer Spindel bleiben! Sie haben in einer solchen Versammlung nichts zu suchen!«
An der Konferenz von Pamiers nahmen von Roms Seite der Bischof von Osma und Domingo, sein Subprior teil. Kein Dokument berichtet uns, ob Domingo in die Diskussion eingegriffen hat. Vielleicht war für den »Heiligen Dominik« die Zeit seiner Wunder noch nicht gekommen.

Die Konferenz von Pamiers war den Cathari nur ein Beweis mehr für die unerhört ernste Lage. Schon ein Jahr vorher hatte Gauceli, der Patriarch des ketzerischen Aquitaniens, einige hundert »Vollkommene« und unzählige »Gläubige« in der »Tour« Pierre-Rogers von Mirepoix versammelt. Man ahnte, daß die Kirche die Unmöglichkeit, mit Missionaren und Konferenzen die Ketzerei zu unterdrücken, bald genug einsehen und zur Gewalt greifen werde. Man faßte deshalb den Entschluß, von Esclarmonde und ihrem Vasallen Ramon von Perelha dessen Schloß Montségur als letzte Zuflucht in den Tagen der Not zu erbitten. Der Patriarch begab sich mit einer Eskorte von Ketzerbischöfen, Diakonen und Rittern zuerst zu Ramon von Perelha und dann auf das Castellar von Pamiers zu Esclarmonde, deren Witwendomänen die Taborberge waren. Ramon, einer der dem Catharismus ergebensten »Mondsöhne«, war sofort bereit, die Burg Montségur auszubauen und durch Vorwerke zu verstärken. Esclarmonde erfüllte, als sie ihre Zustimmung gab, nur ihren eigenen Wunsch, die Parakletenburg und den Tabor gesichert zu wissen.
So wurde Montségur, der »Abelliotempel«, das *castellum montis securi,*

die den heiligen Berg Tabor, Romaniens Parnaß, schützende Burg verstärkt und ausgebaut.[114] Wie eine Arche konnte sie noch ein halbes Jahrhundert hindurch der Flut von Blut und Verbrechen trotzen, die nun bald über Romanien hereinbrechen und seine Zivilisation und Kultur ertränken sollte.

Domingo von Guzman ließ sich in Fanjeaux nieder, von wo aus er Montségur überwachen konnte. In Fanjeaux gelang es Domingo »durch die Erfindung des Rosenkranzes, die Jungfrau Maria endlich zur Ausrottung der Ketzerei zu bewegen.« Von Fanjeaux sollte auch die Inquisition in die Welt hinausgehen, die sie Jahrhunderte hindurch wie ein furchtbarer Alpdruck quälte.

Peter von Castelnau hatte inzwischen den Grafen von Toulouse kurzerhand exkommuniziert und seine Länder mit dem Interdikt belegt. Am 29. Mai 1207 bestätigte der Papst das Urteil seines Legaten. Innocenz III. kündigte dem Grafen von Toulouse die Rache Gottes für das Diesseits und das Jenseits an. Er selbst werde im Namen Gottes die christlichen Fürsten auffordern, ihn aus Toulouse zu vertreiben und sie bevollmächtigen, seine Grafschaft unter sich zu teilen, damit sie für immer von der Ketzerei frei bliebe. Der Brief lautete:

»An den edlen Grafen von Toulouse.
»Welcher Stolz hat sich Deines Herzens bemächtigt, Du Aussätziger. Mit Deinen Nachbarn liegst du unausgesetzt in Fehde, mißachtest die Gesetze Gottes und hältst es mit den Feinden des wahren Glaubens. Zittere, Gottloser, denn Du wirst gezüchtigt werden. Wie kannst Du die Ketzer beschützen, grausamer und barbarischer Tyrann. Wie kannst Du behaupten, der Glaube der Ketzer sei besser als der der Katholischen.
»Noch andere Vergehen hast Du gegen Gott begangen: Du willst keinen Frieden, hältst Fehde an Sonntagen und beraubst die Klöster. Der Christenheit zur Schmach verleihst Du öffentliche Ämter an Juden.
»Unsere Legaten haben Dich exkommuniziert. Wir bestätigen ihren Beschluß. Da wir aber die Sünder zu bekehren haben, befehlen wir Dir, Buße zu tun, um unsere gnädige Absolution zu verdienen. Da wir

Deine Beleidigungen gegen Kirche und Gott nicht ungestraft lassen können, so wisse denn, daß wir Deine Besitzungen Dir wegnehmen lassen und die Fürsten gegen Dich als einen Feind Jesu-Christi aufwiegeln werden. Aber der Zorn des Herrn wird es nicht darauf beruhen lassen. Der Herr wird Dich zermalmen!«

Die Ereignisse trieben einer Katastrophe zu. Vergeblich versuchte Raimon die Legaten dadurch zur Milde zu bewegen, daß er sich bereit erklärte, alle Bedingungen der Kirche anzunehmen. Die Legaten schenkten seiner Bitte kein Gehör, nannten ihn vielmehr öffentlich einen »Feigling und Meineidigen«.

Da wurde Peter von Castelnau von einem unbekannten Ritter ermordet.[115]
Der Gesandte von Gottes Statthalter in Rom, Peter von Castelnau, ist von Mörderhand gefallen, Rom wird seinen Tod zu rächen wissen …

Papst Innocenz der Dritte exkommuniziert Raimon, die Mörder und ihre Mitschuldigen. An jedem Sonntag werden sie in allen Kirchen des Abendlandes »mit Glocke, Buch und Kerze« aufs neue exkommuniziert und jeder durch ihre Gegenwart beschimpfte Platz wird mit dem Interdikt belegt. Raimons Vasallen werden von ihrem Lehenseide losgesprochen. Was Raimon betrifft, so darf er erst dann wieder um Verzeihung einkommen, wenn er seine Reue durch Verjagen der Ketzer aus seinem Lande bewiesen hat.
Dann ruft der Papst die ganze Christenheit zu den Waffen. Er befiehlt allen Bischöfen, gegen diesen unversöhnlichen Feind der Kirche und gegen seine ketzerischen Untertanen, die »schlimmer als die Sarazenen« sind, das Kreuz zu predigen. An den König und die Barone Frankreichs richtet er Briefe, in denen er sie beschwört, nicht länger zu zaudern, so schnell wie möglich in die Grafschaft Toulouse einzufallen, den Grafen zu verjagen, seine Untertanen zu vertilgen und durch Katholiken zu ersetzen. Dann ersucht er den König von England, mit Frankreich Frieden zu schließen und sich mit Philipp dem Zweiten gegen Toulouse zu verbünden.

Der Erzabt Arnold von Citeaux beruft in Eile ein Generalkapitel des Zisterzienserordens, das den einstimmigen Beschluß faßt, mit aller Energie den neuen Kreuzzug zu predigen. Dann durchziehen Arnold und seine Ordensbrüder Frankreich und predigen das Kreuz gegen die ketzerischen Südprovinzen. Bischöfe und Priester vereinen ihre Stimme, mit der der fanatischen Zisterziensermönche. Die Kirchen hallen wieder von den Predigten, die das katholische Volk auffordern, für die Sache Gottes zu den Waffen zu greifen.
»Jedermann, und sei er ein noch so großer Sünder, kann den Höllenqualen dadurch entgehen, daß er gegen die Ketzer kämpft!«
Um die Soldatenanwerbung für diesen heiligen Krieg zu erleichtern, verspricht der Papst den Ablaß der Palästinakreuzzüge: auch den Teilnehmern am Kampf gegen die Albigenser wird die ewige Seligkeit zugesichert …

Der Vatikan erläßt einen Aufruf an alle Christgläubigen: »Vorwärts, ihr tapferen Soldaten Jesu Christi! Bekämpft die Vorboten der Antichristen. Bislang habt ihr für weltlichen Ruhm gekämpft, kämpft nunmehr für himmlischen Ruhm. Ich rufe euch herbei zu einem Dienst an Gott, nicht für irdische Belohnung, nein: damit ihr das himmlische Reich erwerben könnt. Diesen Lohn für eure Waffentaten verspreche ich euch mit gutem Gewissen und aus voller Überzeugung!«
Das aufziehende Gewitter macht den Grafen von Toulouse zittern. Flehentlich bittet er den Erzabt von Citeaux um Absolution. Arnold behauptet, es stehe nicht in seiner Macht, den Grafen vom Banne loszusprechen, und verweist ihn an den Papst. Ramons Neffe, der junge Ramon-Roger aus dem Hause der Trencavel, rät ihm, sich zu äußerstem Widerstand zu rüsten. Aber Raimon hat den Mut verloren. Er schickt Eilboten an den Vatikan mit der Kunde, er wolle sich dem Machtspruch der Kirche unterwerfen. Innocenz verlangt, er solle ihm zuvor seinen guten Willen durch die Übergabe seiner wichtigsten Festungen beweisen, dann wolle er ihn anhören und vom Banne lossprechen, falls er seine Unschuld beweisen könne. Raimon nimmt diese Bedingung an. Er ahnt nicht, daß der Papst ihn solange mit gespielter Milde behandeln will, bis der Augenblick zu seiner Vernichtung gekommen ist.

Raimon übergibt sieben seiner stärksten Schlösser dem päpstlichen Legaten Milo, der sie seinerseits der Obhut von Äbten und Bischöfen anvertraut, und schwört dem Papst und dessen Legaten unbedingte Unterwerfung.
Nackt bis zum Gürtel schwört er im Vorhof der Kirche von Saint-Gilles nochmals, fortan der Kirche zu dienen, die Ketzerei auszurotten, alle Juden aus ihren Ämtern zu entlassen und selbst am Kreuzzug teilzunehmen. Dann peitscht der Legat des Grafen Rücken mit Ruten und führt den Büßer zum Altar, wo er ihn im Namen des Papstes vom Banne losspricht. Und dann nimmt der Graf von Toulouse das Kreuz gegen seine eigenen Vasallen …
Im Juli 1209 schreibt Innocenz der Dritte einen Brief an Raimon, in dem er ihn zu seiner Unterwerfung und Buße beglückwünscht und ihm das zeitliche und ewige Heil in Aussicht stellt. Derselbe Kurier bringt aber auch einen Brief an den Legaten Milo mit dem Befehl, den Grafen weiter zu peinigen.
»Weil es ihm inzwischen nicht gelungen sei, die Ketzer auszurotten«, wird der Graf von Toulouse sechzig Tage später von neuem exkommuniziert und werden seine Besitzungen von neuem mit dem Interdikt belegt.

Nun schart sich in Lyon ein Kreuzzug zusammen, wie ihn die Welt bis jetzt noch nicht gesehen hat. Die Zusicherung der Kirche, daß alle Kreuzfahrer sich das ewige Leben erkämpfen und mit reicher Beute beladen vierzig Tage später wieder nach Hause zurückkehren können, hat ihre Wirkung nicht verfehlt.
In Lille nimmt ein Dieb das Kreuz, um der drohenden Verhaftung zu entgehen, wird aber im letzten Augenblick festgenommen. Wegen dieses Angriffs auf die Immunität der Kreuzfahrer exkommuniziert der Erzbischof von Reims die Gräfin Mathilde von Flandern und belegt ihr Land mit dem Interdikt, um die Freigabe des Albigenserpilgers zu erzwingen.
Aus allen Teilen des Abendlandes ziehen immer neue Rekruten nach Lyon: aus der Ile de France, Burgund, Lothringen, dem Rheinland, aus Osterreich, Friesland, Ungarn und Slavonien. Das ganze Abendland, die

ganze Christenheit will gegen die Provence und gegen die Languedoc ziehen, um ein Ärgernis, dessen Lösung schon drei Generationen hindurch allen Anstrengungen ihrer Kirche getrotzt hatte, endgültig und für immer zu beseitigen.
Am 24. Juni des Jahres 1209 verläßt der Kreuzzug Lyon und zieht rhoneabwärts gegen Romanien: zwanzigtausend Ritter, mehr als zweihunderttausend Städter und Bauern, den Klerus und das Bürgertum nicht eingerechnet.
Aber welcher Wirrwarr in dieser Armee Jesu-Christi …
Ihr voran reitet der finstere unversöhnliche Erzabt von Citeaux, der »Führer der christlichen Streitmacht gegen die albigensischen Ketzer«. Einem apokalyptischen Reiter gleich jagt er in flatternder Mönchskutte in das Land, das seinen Gott nicht anbetet. Ihm folgt das »dies irae« singende Heer von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Priestern und Mönchen. Neben den Kirchenfürsten reiten die weltlichen Fürsten in ihren gleißenden Rüstungen aus Stahl, Silber und Gold. Dann kommen die Raubritter mit ihren verwahrlosten Reisigen: Robert Ohnehabe, Guy Trinkkeinwasser und wie ihre Namen alle hießen. Und dann die Städter und Bauern, und dann zu tausenden und abertausenden Europas lichtscheues Gesindel: die *ribautz* (Hurenknechte), die *truands* (Leichenfledderer) und, in den Venustempeln auf vier Rädern, die Dirnen aus aller Herren Länder …
Ich will weitere Einzelheiten verschweigen …
In einer Kundgebung vom 1. September 1883 erklärte Papst Leo XIII.[116] die Albigenser hätten die Kirche mit Waffengewalt umstürzen wollen, die Kirche sei aber nicht durch Waffen, sondern durch die Fürbitte der durch die dominikanische Erfindung des Rosenkranzes gewonnenen Heiligen Jungfrau gerettet worden.
Dem war nicht so. Begleiten wir mit den Chronisten Wilhelm von Tudela und Peter von Vaux-Cernay, begeisterten Anhängern des Albigenserkreuzzuges, Christi Soldaten nach Romanien bis in die wildesten Täler der Pyrenäen, bis in die dunkelsten Höhlen, in denen nur Tod herrscht.
Aber werden wir uns zuvor über eines klar: der Albigenserkreuzzug trägt, trotz seiner religiösen Beweggründe, trotzdem er von dem Vati-

kan vom Zaune gebrochen wurde, in erster Linie den Charakter eines Krieges zwischen Nord- und Südfrankreich. Die Nordfranzosen brennen darauf, die siebenhundert Jahre vorher von Chlodwig begonnene Eroberung zu vollenden, und die Südfranzosen, Katholiken wie Ketzer, sind einmütig entschlossen, dem Einfall Widerstand zu leisten, trotz der vielen Unterpfänder, die Adel und Städte gegeben haben. Zwischen den südfranzösischen Katholiken und Ketzern war durchaus kein Religionshaß. Ketzer und Katholische (ich spreche natürlich nicht von dem Klerus) lebten bis dahin friedlich nebeneinander. Wir hören höchst selten von einer Hilfe, die den Kreuzfahrern seitens der orthodoxen Bewohner Romaniens (es ist wieder nur von den Laien die Rede) zuteil wurde. Und doch hätte man annehmen sollen, daß diese die Kreuzfahrer als Befreier von der Herrschaft oder der Gewalt eines verhaßten, feindlichen Glaubens hätten willkommen heißen müssen. Den Romanen war die jahrhundertelange Toleranz zur Gewohnheit geworden und die Heimatliebe war stärker als Glaubensgegensätze …

Ramon-Roger aus dem Hause Trencavel, der junge Vicomte von Béziers und Carcassonne, reitet dem Kreuzzug entgegen. Er will das Unheil von seinen beiden Städten abwenden. Unverrichteter Dinge muß er wieder heimreiten. In Béziers umringen ihn seine Untertanen:
»Besteht Hoffnung?«
»Kämpft auf Leben und Tod! Gott sei mit euch!«
Und er jagt weiter nach Carcassonne …

Béziers erwartet den Kreuzzug[117]. Ein Feuer und Verderben speiender Lindwurm wälzt sich heran …
Ein greiser Priester begehrt Einlaß in die Stadt. Es ist Reginald von Montpeyroux, ihr Bischof, der zum Kreuzzug übergegangen war. Die Glocken rufen die rechtgläubigen Einwohner in die Kathedrale, von Meister Gervasi im romanischen Stil erbaut.
»Der Kreuzzug rückt heran«, sagt der greise Priester, »übergebt uns die Ketzer, denn sonst werdet ihr alle umkommen.«
»Unsere Brüder verraten? Lieber wollen wir im Meer ertränkt werden!«
Der Bischof reitet auf seinem Maulesel aus der Stadt. Die unerwartete

Antwort versetzt den Erzabt von Citeaux in einen solchen Zorn, daß er schwört, Ketzer und Katholiken mit Feuer und Schwert auszutilgen und keinen Stein der Stadt auf dem anderen zu lassen.

Am Abend des einundzwanzigsten Juli kommt der Kreuzzug in Sicht. Die Ribautz und Truands können die Beute nicht erwarten und berennen auf eigene Faust die Stadt. Es bleibt den anderen Pilgern nur übrig ihnen zu folgen. Die Tore geben nach. Entsetzt fliehen die überrumpelten Bürger von Béziers, Rechtgläubige und Ketzer, in die beiden Kirchen. Einer der Barone fragt den Erzabt von Citeaux, wie man denn die Ketzer herausfinden könne. Da soll ihm, wenn wir Cäsar von Heisterbach glauben dürfen, zur Antwort geworden sein:
»Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon herausfinden!«

In den Gotteshäusern, wo Priester im Meßgewand Totenmessen lesen, werden alle Bürger hingemordet, Männer, Frauen, Kinder (»zwanzigtausend« schreibt Arnold von Citeaux an den Papst). Keiner kommt mit dem Leben davon. Selbst die Priester vor den Altären werden hingestreckt. Und Kruzifix und Monstranz, die sie den Eindringlingen entgegenhalten, poltern auf die Steinfließen …

Que nols pot gandir crotz, autar ni cruzifis;
E los clercs aucizian li fols ribautz mendics
E femnas e efans, c'anc no cug us n'ichis.
Dieus recepja las armas, sil platz, en paradis!

Wilhelm von Tudela

Dann wird die Stadt geplündert. Während die Kreuzfahrer mit ihrer Henkerarbeit in den Kirchen vollauf beschäftigt waren, haben sich die Ribautz ans Beutesuchen gemacht. Mit Schwert und Stock und Prügel muß den plündernden Vagabunden ihr Raub entrissen werden, denn keiner will auf die versprochene Beute verzichten …
Die Stadt beginnt zu brennen. Ihr Rauch verfinstert die Sonne dieses schrecklichen Julitages, die sich über dem Tabor zum Abschied rüstet …
»Gott ist mit uns«! rufen die Kreuzfahrer, »seht, welch Wunder! Kein Geier, keine Krähe bekümmert sich um dieses Gomorra!«

Die Glocken schmelzen in ihren Türmen, die Leichen brennen lichterloh und die Kathedrale berstet wie ein Vulkan. Rinnendes Blut, brennende Tote, lodernde Stadt, stürzende Mauern, singende Mönche, mordende Kreuzfahrer, plündernde Zigeuner … So starb Béziers, so begann der Kreuzzug gegen den Gral…

In Ermangelung von Geiern und Krähen überläßt man Béziers den Hunden und Wölfen. Sein grauenvoller Untergang verursacht eine Panik in den Städten der Languedoc. Das hatte man nicht erwartet. Daß der »Kreuzzug« ein »Krieg« war, darüber war man sich längst klar geworden. Daß aber Louvre und Vatikan sich gegenseitig überbieten könnten in der Vernichtung Romaniens, das hatte man nicht erwartet. Die Erkenntnis kam jedoch zu spät: der Kreuzzug mit seinen dreihunderttausend Pilgern war mitten im Land und … der Graf von Toulouse, selbst Teilnehmer am Kampf, hatte seine Trümpfe verspielt. Das war das Schlimmste!

In *Carcassonnes*[118] Mauern, von Gotenkönigen und den kühnen »Trencavel« erbaut, wimmelt es von Flüchtlingen. Weinbauern aus dem Lauragais, Hirten aus dem »Schwarzen Gebirge« und den Vorbergen der Pyrenäen haben sich mit ihren Viehherden und ihrem wenigen Hab und Gut vor dem heranjagenden Orkan in Sicherheit bringen wollen.
Am Abend des ersten August, einem Dienstag, meldet die Wache vom höchsten Turm des Schlosses den nahenden Kreuzzug. Erst am Donnerstag früh wird es im Kreuzfahrerlager auf der anderen Seite des Audeflusses lebendig.
Veni creator spiritus … tönt die Kreuzzugshymne durch den Morgen. Das ist das Zeichen zum Sturm. Die Pilger setzen über den Fluß und beginnen die Vorstadt Graveillaude zu bestürmen. Nach zweistündigem Kampf müssen die Truppen der Vicomte der Übermacht weichen und die Vorstadt dem Feinde überlassen. Graveillaude wird dem Erdboden gleichgemacht.

Am Freitag hoffen die Kreuzfahrer, auf die gleiche Weise die Vorstadt Saint-Vincent nehmen zu können. Sie rücken durch die rauchenden

Trümmer von Graveillaude vor und stürmen gegen die Mauern von Saint-Vincent. Aber die sind fester und besser verteidigt. Der Angriff mißlingt.

Der König von Aragon, Ramon-Rogers Schwager, ist auf die Kunde von dem Blutbade in Béziers über die Pyrenäen gekommen. Er hofft, durch seine Fürsprache das gleiche Los von Carcassonne abwenden zu können. Mit einer Eskorte von hundert aragonischen und katalonischen Rittern zieht er in das Kreuzfahrerlager ein. Nach kurzer Ruhepause im Zelte des Grafen von Toulouse reitet er unbewaffnet, nur von drei Reitern begleitet, zur bedrängten Cité hinauf. In Carcassonne herrscht große Freude: »Der König kommt uns zu Hilfe, wir sind ja seine Vasallen und Freunde …!«
»Vicomte«, sagt der König von Aragon zu seinem Schwager, »bei Jesus unserem Herrn, habe ich Ihnen nicht oft geraten, die Ketzer mit ihrer verrückten Lehre aus der Stadt zu weisen? Und nun bin ich voller Sorge, Sie und Ihre Stadt in solcher Gefahr zu sehen. Ich weiß keinen anderen Ausweg als einen Vergleich mit Frankreichs Baronen. Das Kreuzheer ist so gewaltig, daß ich einen guten Ausgang Ihrer Sache bezweifeln muß. Ihre Stadt ist stark, ich weiß das wohl; sie enthält jedoch zu viel Frauen und Kinder. Erlauben Sie mir, mit den Baronen Verhandlungen anzuknüpfen?«
»Sire«, antwortet der Vicomte im Einverständnis mit seinen Baronen, »tun Sie, wie Sie für gut halten. Wir vertrauen Ihnen.«
Der Monarch reitet ins Lager zurück. Die französischen Prinzen und Barone sind einverstanden, wollen aber ohne die Zustimmung des päpstlichen Legaten nichts zusagen. Aragons König sucht deshalb den Abt von Citeaux auf und trägt ihm den Fall vor. Schweigend hört ihm der zu und sagt dann:
»In Anbetracht unserer Hochachtung für den König von Aragon erlauben wir seinem Schwager, dem Vicomte von Carcassonne, mit zwölf Begleitern nach seiner Wahl abzuziehen. Die Stadt und alle Menschen in ihr gehören den Kreuzfahrern.«
Betrübt steigt der König wieder zur Cité hinauf …
»Sire«, ruft Ramon-Roger, »glauben Sie, ich verriete auch nur den ge-

ringsten meiner Untertanen? Lieber tötete ich mich selbst. Reitet nach Hause, ich bitte Euch darum. Ich werde mich und meine Stadt selbst zu verteidigen wissen.«
Bekümmert küßt der König seinen Schwager und reitet durch die Grafschaft Foix nach Hause zurück, an Montségur und an den Höhlen des Sabarthès vorbei, deren Mauern man gerade ausbessert und verstärkt …

Die Kreuzfahrer wiederholen den Ansturm. Aber dieses Mal werden sie von einer Flut von Pfeilen, Steinen, siedendem Wasser und griechischem Feuer empfangen. Sie müssen zurückweichen …
»Der Herr ist mit uns, Soldaten Christi!« ruft der Abt von Citeaux. »Seht nun das neue Wunder: Gott, der Herr der Elemente, hat ihnen befohlen uns beizustehen. Wir haben Wasser, denn die Aude ist unser, aber dort oben in dem Ketzernest versiegen die Brunnen, denn der Herr hat den Wolken verboten, die Sünder zu tränken!«
In der belagerten Stadt spielen sich entsetzliche Szenen ab. Anhäufung von Menschen und Tieren, Gestank verendeten Viehs, Wolken von Stechmücken und der grauenhafte Durst verursachen eine Epidemie. Heulend und wimmernd rennen die Frauen und die Kinder durch die Straßen…

Eines Tages reitet ein Kreuzritter als Parlamentär vor das Osttor der Stadt. Er wolle den Vicomte sprechen. Er käme im Auftrag des Königs von Frankreich und bitte den Vicomte zu einer Verhandlung ins Kreuzfahrerlager. Freies Geleit sei ihm zugesichert.
»Schwören Sie!« sagt Ramon-Roger.
»Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen …«
Nach kurzer Besprechung mit seinen Baronen und Konsuln entschließt sich Ramon Roger, ins Kreuzlager hinunterzugehen. In Begleitung von hundert Rittern reitet er vor das Zelt des Abtes von Citeaux. Die französischen Barone betrachten mit bewundernder Neugier den berühmtesten und mutigsten Ritter Romaniens. Der Vicomte tritt vor den Zisterzienserabt:
»Eure Eminenz wünschen …?«
»Verhaftet ihn und alle seine Ritter!« ruft Erzabt Arnold.

So werden der Vicomte von Carcassonne und seine hundert Begleiter durch Verrat unschädlich gemacht. Man läßt mit Absicht einige Ritter entschlüpfen, damit sie ihrer Stadt des Vicomtes Gefangennahme meldeten. Als Carcassonne den Verlust seines Führers erfährt, weiß es, daß sein Schicksal besiegelt ist, daß es Béziers' entsetzlichen Tod erleiden wird. Die Konsuln und Barone halten Rat. Die Nacht kommt …
Am andern Morgen erwartet der Kreuzzug Carcassonnes Übergabe. Allein die Zugbrücken werden nicht heruntergelassen, die Tore bleiben verschlossen. Keine Wachen auf dem See, keine Vedette auf der maurischen Atalaya. Die Stadt ist still wie eine Nekropole. Die Kreuzfahrer argwöhnen eine Kriegslist. Mißtrauisch nähern sie sich den Mauern. Sie lauschen: kein Geräusch. Das Osttor wird eingerannt …
Die Stadt ist leer. Sogar die Burg ist verlassen …
Auf die Nachricht von Carcassonnes Fall eilen Legat, Barone, Priester und Mönche herbei. Ihre erste Sorge ist, den Vicomte in das tiefste Verlies seiner eigenen Burg zu werfen; ihre zweite, sich im Schlosse häuslich einzurichten; ihre dritte, die Stadt den plündernden Soldaten zu entreißen.
Man steht vor einem Rätsel. Keine Menschenseele in der Stadt! Gespenstisch hallen die Tritte der Eindringlinge in den leeren Gassen …
Von einem Balkon des gräflichen Schlosses hält der »Führer der christlichen Streitmacht«, Erzabt Arnold zu Citeaux folgende Ansprache:
»Barone, Soldaten, hört mich an! Ihr seht: nichts widersteht uns. Der Gott des Donners tut Wunder. In seinem Namen verbiete ich euch allen zu plündern, sonst exkommuniziere und verfluche ich euch. Wir wollen alle Beute einem würdigen Baron übergeben, der das eroberte Land in der Gnade Gottes erhalten wird …«
Die Armee ruft Beifall.

Die Führer fragen sich verdutzt, wie Carcassonnes Bürger, tausende von Menschen, verschwinden konnten als habe sie der Erdboden verschluckt. Und das hatte er. In der letzten Nacht sind die Belagerten durch einen unterirdischen Gang in das »Schwarze Gebirge«, die Wälder der Corbièren und die Schluchten des Tabor entflohen. In Kellern findet man noch ein halbes Tausend Greise, Frauen und Kinder, denen die Flucht zu

beschwerlich gewesen ist. Hundert schwören die Ketzerei ab. Sie werden bis auf die Haut ausgezogen und »nur in ihre Sünden gekleidet« laufen gelassen. Aber vierhundert halten an ihrem Glauben fest. Man hängt sie oder verbrennt sie lebendigen Leibes.

In Saint-Nazaire, dem Dom, danken die Kreuzfahrer dem Himmel für seine gnädige Hilfe. Ihr Tedeum wird von dem Wimmern der Opfer begleitet, ihr Weihrauch vermischt sich mit dem Qualm der Scheiterhaufen. Arnold von Citeaux liest die »Messe vom Heiligen Geist« und predigt über die Geburt Christi.

Messa lor a cantada de Sante Esperit,
E si lor preziquet cum Jhesu Crist nasquit…

Wilhelm von Tudela

So geschehen am fünfzehnten August im Jahre des Heils eintausendzweihundertneun, am Tage der Himmelfahrt Maria, Schutzherrin des Kreuzzuges …

Carcassonne ist gefallen. Sieben Jahre lang war sie von Karl dem Großen vergeblich belagert worden. Dann hatte sie sich dem genialen Kaiser freiwillig ergeben. So hatte eine ritterliche Stadt dem ersten »Ritter ohne Furcht und Tadel« ritterlichen Tribut gezollt. Und nun fiel Carcassonne durch Verrat. Die schönste und ritterlichste Stadt Romaniens, die Stadt mit den fünfzig Türmen, in der Gotenkönige und Sultane Hof hielten, in der Adelaide Könige und Troubadoure bewirtete, in der die Trencavel wachsam nach der *Terre de la Salväsche* hinüberschauten, ist nun durch Verrat gefallen.
Auf Carcassonnes höchstem Turm richten die siegreichen Pilger des Albigenserkreuzzuges das Symbol ihres Triumphes auf: das Kreuz.
Der »Gral« ist in Gefahr …!
Nach dem Dankgottesdienst in der Kirche Saint-Nazaire beruft der Abt von Citeaux alle Prälaten und Barone zu einer Versammlung. Es schien ihm die Zeit gekommen, dem eroberten Land einen neuen Herrn zu geben. Der Herzog von Burgund, die Grafen von Nevers und von Saint-

Paul, denen Arnold die Vizegrafschaft Béziers und Carcassonne zuerst anträgt, lehnen unwillig den Vorschlag ab. Sie seien ausgezogen, die Ketzer zu züchtigen und nicht um Gebiete zu rauben, auf die ihnen kein Recht zustehe.
Es wird ein Gremium gebildet, das den neuen weltlichen Herrn ernennen soll. Arnold von Citeaux, zwei Bischöfe und vier Ritter wählen »unter dem offensichtlichen Einfluß des heiligen Geistes«, wie der Chronist sagt, *Simon von Montfort* und Graf von Leicester.

Simon von Montfort hatte sich im Jahre 1201 dem Kreuzzug des Balduin von Flandern angeschlossen. Als die französischen Kreuzfahrer, in Ermangelung der zu einem Palästinakreuzzug notwendigen Geldmittel, den Venezianern ihre Dienste zur Wiedereroberung der seit 1118 ungarischen Stadt Zara in Dalmatien verkauften, erklärte Simon von Montfort als einziger französischer Baron, er sei gekommen, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, nicht aber um für Venedig gegen Ungarn Krieg zu führen. Er verließ deshalb den »Kreuzzug«.
Als der Heilige Krieg gegen die Albigenser gepredigt wurde, suchte ihn ein Zisterzienserabt in seinem Schlosse Rochefort auf, um ihn zur Teilnahme an dem Kreuzzug zu bewegen. Montfort lehnte zuerst ab. Dann aber nahm er seinen Psalter, öffnete ihn aufs Geratewohl und bat den Abt um Übersetzung des Psalms, den er aufgeschlagen hatte:
»Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen. Er begehrt mein, so will ich ihm aushelfen; er kennt meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen.« So lautete der Psalm, den Simons Finger gefunden hatte, der einundneunzigste Psalm des Alten Testamentes.
Also nahm Simon von Montfort das Kreuz gegen die Albigenser »für den Ruhm Gottes, die Ehre der Kirche und den Untergang der Ketzerei«. Dieser rauhe Krieger, der nicht lesen noch schreiben konnte, wurde der wahre unerbittliche Zerstörer Romaniens. Diesen Fanatiker, der zehn Jahre lang ungerecht und grausam in einer der friedlichsten und schön-

sten Gegenden des Abendlandes wütete, betrachtet die Kirche bis zum heutigen Tage als den »Streiter Jesu-Christi«, den »Retter Roms«.

Am zehnten November des Jahres zwölfhundertundneun stirbt plötzlich Ramon-Roger[119], der edle Trencavel.
»Er ist vergiftet worden!« klagen die Romanen.
»Verflucht sollen die sein, die das behaupten!« rufen die Pilger des Albigenserkreuzzugs. Und doch hat Papst Innocenz der Dritte den Mut, in einem Brief zu schreiben: der junge Vicomte von Carcassonne und Béziers sei *miserabiliter infectus,* elendiglich vergiftet worden.

Da der Ritter Simon von Montfort kam, mußte Trencavel der »Parzival« im tiefsten Verließ seiner eigenen Burg enden. Wie Sokrates, Griechenlands edelster Denker, mußte Romaniens edelster Ritter den Giftbecher leeren.

Laß dich begraben, Ritterschaft,
und daß kein Wort dich künde mehr!
Verhöhnt bist du und ohne Ehr',
kein Toter hat so wenig Kraft,
du wirst geknetet und verpfafft,
der König hebt dein Erbe auf,
und all dein Reich ist Trug und Kauf,
und also wirst du abgeschafft!

Peire Cardinal

Zuerst verlassen der Graf von Nevers und seine Vasallen den Kreuzzug. Ihrem Beispiel folgen der Herzog von Burgund und ein französischer Baron nach dem anderen. Sie haben die zur Sicherstellung ihres Seelenheils nötigen vierzig Tage »abgedient«. Vergeblich versuchen die Kirchenfürsten die Ritter zu überzeugen, daß die Gottessache noch ihre Anwesenheit verlange. Auch die Ribautz und Truands ziehen ab. Die eroberte Beute genügt ihnen, und sie wollen wieder nach Hause.
So bleibt Montfort zwar mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, Priestern und Mönchen, jedoch mit nur dreißig Rittern und etwa viertausendfünfhundert Pilgern zurück, meist Burgundern und Deutschen,

denen er für ihre Dienste doppelten Sold zahlen muß. Montforts Lage ist äußerst gefährlich. Wohl haben die Legaten, als er auf der Höhe des Erfolges stand, zu Avignon ein Konzil abgehalten, auf dem sie alle Ritter, Adligen und Stadtbeamten der eroberten Gebiete schwören ließen, zur Ausrottung der Ketzerei ihr möglichstes zu tun. Aber das hatte nur wenig zu bedeuten, denn diese Eide blieben nur eine leere Form, und die mit Gewalt erzwungene Huldigung von Simons neuen Vasallen war alles andere als aufrichtig.
Langsam erholt sich das Land von den Schrecken. Ein lästiger Kleinkrieg entsteht, der Montforts Lage immer gefährdeter erscheinen läßt. Mitunter reicht seine Herrschaft nicht weiter als die Spitze seiner Lanze. Einmal sogar kann er nur mit Mühe in Carcassonne seine Besatzung von der Flucht abhalten. Als er zur Belagerung von Termes schreiten will, ist es ihm fast unmöglich, einen Ritter zu finden, der bereit ist, das Kommando in Carcassonne zu übernehmen.
Trotz dieser Schwierigkeiten gelingt es ihm doch, einige Festungen zu erobern und auch in der Grafschaft Foix vorübergehend Fuß zu fassen. Im Frühjahr 1210 verbessert sich seine Lage dadurch, daß neue Pilgerscharen zu seinem Kreuzzug stoßen.

Gegen Ende des Jahres 1209 besucht Raimon VI. den Papst und beklagt sich über Simon von Montforts[120] unchristliches Vorgehen. Er hofft jetzt auf größere Nachsicht des Papstes zählen zu dürfen, seit der König von Frankreich und dessen mächtigste Vasallen aus ihrer Empörung über die Grausamkeit Simons und das schändliche, jeder Loyalität spottende Verhalten der Legaten keinen Hehl gemacht hatten. Raimon versucht dem Papst zu beweisen, mit welcher Ungerechtigkeit die Legaten ihn und seine Untertanen bis dahin verfolgt haben. Er versichert, alle ihm vom Legaten Milo in Saint-Gilles auferlegten Bedingungen erfüllt zu haben und bittet Innocenz, ihn von der immer noch gegen ihn schwebenden Anklage des Mordes an Peter von Castelnau nun endlich loszusprechen. Der heilige Vater empfängt ihn überaus herzlich, macht ihm kostbare Geschenke, zeigt ihm berühmte Reliquien und erlaubt ihm, diese anzufassen. Er nennt ihn seinen »lieben Sohn« und erteilt seinen Legaten den strikten Auftrag, in spätestens drei Monaten ein Konzil zusammen-

zuberufen, um dem Grafen von Toulouse die Möglichkeit zur Rechtfertigung zu geben.
Hätte Innocenz nicht besser daran getan, Raimons Rechtfertigung sofort auf der Stelle anzuhören? Aber daran lag dem Papst nichts, hatte er doch keineswegs die Absicht, von der Linie abzugehen, die er seinen Legaten und sich selbst vorgezeichnet hatte und die auf Raimons völlige Vernichtung hinzielte. Voller Argwohn beeilt sich der Graf, die »ewige Stadt« zu verlassen, »aus Furcht dort krank zu werden«.

Anstatt das von dem Papst geforderte Konzil vorzubereiten, halten die päpstlichen Legaten große Ansprachen an die Toulouser Bevölkerung in der Hoffnung, sie gegen ihren Herrn aufwiegeln zu können. Eine »zur Bekehrung der Ketzer« eingesetzte geistliche Brüderschaft schlägt sich tagtäglich in den Straßen von Toulouse mit den grafentreuen Bürgern herum.
Dann »öffnet ihnen Gott einen Weg, und zeigt ihnen ein Mittel, des Grafen Rechtfertigung zu vereiteln«, sagt Peter von Vaux-Cernay, der geschichtsschreibende Mönch, Simon von Montforts Hofbiograph. Dieses den Legaten von Gott eingegebene »Mittel« besteht darin, daß sie von Raimon nochmals verlangen, endlich *alle* Ketzer aus seinem Land zu vertreiben. Des guten Mönches bewundernder Ausruf über den frommen, so verschmitzt angelegten und so geschickt ausgeführten Betrug: »O frommer Betrug des Legaten! O betrügerische Frömmigkeit!« liefert uns den Schlüssel zu den Geheimnissen der römischen Diplomatie in ihrem Verfahren gegen die Albigenser.
Auch Simon von Montfort trägt nun seinen Teil zur Demütigung Raimons VI. bei. Mordend und brennend zieht er mit seinen Pilgern durch die Grafschaft Toulouse. Als er Minerve[121] belagert, stößt der Abt von Citeaux mit neuen Truppen zu ihm. Wilhelm, der Herr von Minerve, will die Stadt den Kreuzfahrern ausliefern, wenn man seinen Untertanen das Leben schenkt. Arnold wünscht sehnlichst den Tod aller Ketzer; er glaubt aber, den Befehl, alle Belagerten umzubringen, mit seiner Priesterwürde nicht vereinigen zu können. Er bestimmt deshalb, daß man allen Katholiken und den Ketzern, die bereit seien, ihren Glauben abzuschwören, das Leben lassen solle. Montforts Ritter protestieren: »Wir

sind gekommen, die Ketzer auszutilgen und nicht sie zu begnadigen. Aus Furcht, sterben zu müssen, werden sie eine Bekehrung vorspiegeln!« Abt Arnold beruhigt sie: »Ich kenne sie zur Genüge, kein einziger von ihnen wird sich bekehren.«
Er kannte die Ketzer wirklich gut. Mit Ausnahme von drei Frauen weigern sie sich alle, ihr Leben durch Abschwören ihres Glaubens zu erkaufen und ersparen ihren Schergen die Mühe, sie in die lodernden Scheiterhaufen zu treiben. Frohlockend stürzen sie sich selber in die Flammen.

Dann soll *Termès* dem Erdboden gleichgemacht werden …
Eine uneinnehmbare Burg, eine vorzüglich befestigte Stadt, eine ebenfalls mit starken Mauern umgebene Vorstadt, das ganze umschlossen von einem reißenden Fluß in seinem tief in den Granit eingefressenen Bett: das ist Termès.
Ramon, der greise Schloßherr, ein Belissensohn, ist zur Verteidigung bereit. Das »Gottesheer« läßt nicht auf sich warten. Aber erst als ein Nachschub kommt, von Bretonen, Franzosen und Deutschen, wird es ernst.
Ein erfahrener Fachmann leitet die Belagerung: Guilhem, Erzabt von Paris und Spezialist für Belagerungsmaschinen. Er predigt, schilt, gibt den Zimmerleuten und Schmieden Anweisungen, feuert die Soldaten an, kurz: er versteht seine Sache. Rings um die Stadt läßt er modernste Mauerbrecher und Katapulte aufstellen.
Monate vergehen. Die Belagerten machen sich über die nutzlosen Bemühungen der Angreifer lustig:
›Unsere Stadt ist stark, rennt euch den Kopf nur ein, und … wir haben mehr zu essen als ihr …!«
Die Belagerten wissen wohl, daß im Kreuzzugslager der Hunger wütet. Blätter und Gras müssen das fehlende Brot ersetzen. Aber Gott sorgt für seine Pilger im Harnisch. Wieder verbietet er den Wolken, die Ketzer zu tränken. Die Brunnen der belagerten Stadt versiegen. Die Belagerten stillen ihren Durst mit Wein. Der aber droht zu Ende zu gehen. Hunger ist furchtbar, aber noch furchtbarer ist der Durst.
»Morgen ergeben wir uns«, läßt Ramon, der Herr der Stadt, den Kreuzfahrern melden.

Aber Ramon läßt sich am anderen Morgen Zeit. Vom Bergfried seiner Burg schaut er zu den Corbièren hinüber: über dem Bugaratsch steht eine Wolke, klein und bleich. Er. weiß, was sie bedeutet …
Die Wolke wird immer größer und schweflichter. Überzieht den Himmel. Eine Sintflut bricht los. Die Halbverdursteten schlürfen aus Bottichen das göttliche Naß. Das sollte ihnen Verderben bringen. Die Ruhr bricht in der Stadt aus und mäht die Einwohner dahin. Von Panik ergriffen, versuchen die Bürger von Termès dem überall drohenden Tod zu entrinnen. Ein Pilger bemerkt ihren nächtlichen Fluchtversuch und weckt das schlafende Kreuzlager.
Und wieder brennen die Scheiterhaufen …
Triumphierend kehrt Montfort nach Carcassonne zurück. Ramon von Termès wird dort in den Verliesen eingemauert. Als sein Sohn viel später den begnadigten Vater aus seinem Grab befreien will, findet er hinter den Mauern nur noch Gebeine.
Unterdessen haben die Legaten auf Verlangen. des Papstes doch ein Konzil (zu Saint-Gilles, im September 1210) einberufen müssen.
Mit kalter Gelassenheit erklären sie dem Grafen von Toulouse, er habe sich als meineidig erwiesen, denn er habe nicht *alle* Ketzer vertrieben, und es sei ihnen unmöglich, einen Meineidigen von einem Mordverdacht freizusprechen. Ohne seine Verteidigung anzuhören, exkommunizieren sie ihn aufs neue.
Ein Mann von großer Charakterstärke hätte sich wahrscheinlich bei der Enthüllung eines so nichtswürdigen Betruges flammenden Zornes entrüstet. Raimon hingegen bricht, von der plötzlichen Vernichtung seiner Hoffnungen erschüttert, in Tränen aus. Seine Richter deuten das als neuen Beweis für seine »angeborene Schlechtigkeit«.

Auf Drängen des Papstes müssen die Legaten in Arles (Januar 1211) erneut eine Konferenz abhalten.[122] Während sie Raimon »bei großer Kälte und Wind« vor den Türen warten lassen, ertüfteln die Legaten neue Bedingungen, die ihnen im voraus des Grafen Ablehnung gewährleisten:
»Der Graf von Toulouse hat alle Truppen zu entlassen. Er hat der Geist-

lichkeit alle Personen auszuliefern, die ihm als Ketzer angegeben werden. Nur noch zwei Arten Fleisch sind in der ganzen Grafschaft Toulouse erlaubt. Alle Einwohner, Adlige und Bürger, dürfen fortan keine modischen Kleider mehr tragen, sondern nur noch grobgewebte dunkelbraune Kutten. Alle Befestigungen von Städten und Schlössern sind zu schleifen. Die bisher in der Stadt ansässigen Adligen dürfen nur noch wie die Bauern auf dem flachen Land wohnen. Jedes Familienoberhaupt hat jährlich vier Silberlinge an die Legaten zu entrichten. Simon von Montfort darf ungestört durch Raimons Länder ziehen, und sollte er ihm irgend etwas wegnehmen, so hat sich der Graf von Toulouse dem nicht zu widersetzen, er hat vielmehr bei den Johannitern oder den Templern in Palästina zu dienen und darf erst zurückkehren, wenn die Legaten es ihm gestatten. Seine Besitzungen gehören dem Abt von Citeaux und Simon von Montfort, solange es diesen Herren beliebt.«
Diese schmachvolle Demütigung läßt Raimons Energie erwachen. Er sieht die Unmöglichkeit ein, mit solchen aller Redlichkeit baren Gegnern zu verhandeln. Er läßt die von Hochmut und Haß diktierten Bedingungen der Legaten in allen seinen Staaten veröffentlichen. Sie wirken stärker als ein Aufruf zu den Waffen.
»Lieber wollen wir mit dem Grafen unsere Heimat verlassen, als Pfaffen oder Franzosen untertänig sein müssen!« rufen Raimons Vasallen aus. Die Bürger von Toulouse, die Grafen von Foix und Comminges und alle Belissensöhne versprechen Raimon Beistand. Selbst katholische Prälaten, die diesen »unheiligen« Kreuzzug mißbilligen, stellen sich offen auf die Seite des unglücklichen Grafen.
Mit doppeltem Eifer predigen die Legaten im ganzen Abendland den Kreuzzug. Es gelingt ihnen, in Deutschland und der Lombardei neue Truppen auszuheben. Simon braucht Nachschub, er will Lavaur einnehmen.

Die Kreuzfahrer hatten sich vorgenommen, an Lavaur, im Namen des am Kreuz gestorbenen Gottessohnes, blutige Rache zu nehmen. Der Burgherr von Lavaur, ein »Belissen«, soll einmal beim Anblick des Kreuzes gesagt haben: »Möchte ich nie in diesem Zeichen gerettet werden!« *Lavaur*[123] ist eine der stärksten Städte Romaniens. Aber wer soll die

Verteidigung leiten? Der Schloßherr ist vor Carcassonne gefallen. Donna Geralda, die Schloßherrin, ist eine schwache Frau.
Die Stadt ist von flüchtigen Troubadouren, geächteten Rittern und knapp dem Feuertod entronnenen Cathari angefüllt.
Donna Geraldas Bruder Améric erfährt, daß Simon von Montfort seine Vaterstadt bedroht. Er jagt herbei, um seine Schwester, sein Volk und seine Heimat zu verteidigen. Nur mit Mühe kann er in die Stadt hineinkommen. Der Kreuzzug hat die Belagerung bereits begonnen. Montfort schont vorerst noch seine Kräfte. Er erwartet die Ankunft deutscher Pilger, die bereits von Carcassonne her im Anmarsch sind.

Diese Deutschen sollten nie eintreffen. In einem Wald werden sie von dem Grafen von Foix aufgerieben. Zwei Drittel der Pilger bedecken tot oder verletzt den Boden. Die anderen werden von den Truppen des Grafen von Foix durch den Wald verfolgt. Ein Pilger flüchtet sich in eine Kapelle. Der Infant von Foix ist ihm auf den Fersen.
»Wer bist du?« fragt der junge Graf.
»Ich bin Pilger und Priester.«
»Beweise das!«
Der Deutsche zieht die Kapuze ab und zeigt seine Tonsur. Und der blutjunge Infant von Foix spaltet ihm den Schädel.
Montfort läßt zwei fahrbare Belagerungstürme bauen und auf die Spitze des einen als Talisman ein Kruzifix nageln. Ein Stein, von einem Katapult der Belagerten geschleudert, reißt einen Arm des Kruzifixes weg. »Und diese Hunde«, schreibt der Chronist, »begannen zu lachen und zu gröhlen, als hätten sie einen großen Sieg davongetragen. Aber der Gekreuzigte wird sich wunderbar rächen, denn am ›Tag der Kreuzauffindung‹ wird er sie dafür bestrafen.«

Die fahrbaren Türme können des tiefen Stadtgrabens wegen den Mauern nicht nahekommen, deshalb werfen die Kreuzfahrer alle erreichbaren Pflöcke, Stämme und Äste in den Graben. Nun können die Türme vorwärts rollen. Da aber angeln die Belagerten mit eisernen Haken die Angreifer von den Türmen herunter und schleudern sie in die Tiefe. Als die Lage der Stadt immer gefährlicher wird, graben die Belagerten, unter

den Mauern her, Sappen und ziehen die Holzstämme in die Stadt hinein. Jetzt stürzen die Türme um. Und während der Nacht versuchen Tolldreiste die Belagerungsmaschinen in Brand zu stecken. Aber zwei deutsche Grafen können mit ihren Soldaten das Vorhaben vereiteln.
Montfort und die Legaten beginnen mutlos zu werden. Was sie auch immer in den Graben werfen, wird nachts wieder weggeschafft. Endlich macht ein schlauer Kreuzfahrer den Vorschlag, man solle doch den unterirdischen Gang mit Holz und feuchtem Laub verstopfen, Feuer daranlegen und so ihn ausräuchern. Der Rat wird befolgt. Die Türme können wieder vorwärts rollen. Aber Steine hageln auf die Angreifer, und Töpfe mit brennendem Teer, kochendem Öl und geschmolzenem Blei werden von den Zinnen der Stadtmauer herunter auf sie gegossen.
Da geschieht ein neues Wunder: die Legaten, die Bischöfe von Carcassonne, Toulouse und Paris stimmen die Kreuzzugshymne an: *Veni creator spiritus.* Alsbald stürzt eine Mauer unter der Wucht eines Ballisten ein. Die vom Gesang der Pilger gelähmten Verteidiger von Lavaur lassen den Feind ohne weitere Gegenwehr eindringen und sich freiwillig fesseln.
Lavaur wird der Prophezeiung des Chronisten gemäß am Tag der Kreuzauffindung, also am 3. Mai des Jahres 1211 eingenommen. Zwei Monate lang hat die Stadt fünfzehntausend Kreuzfahrern widerstanden. Simon von Montfort, französische und deutsche Adlige, Bischöfe, Äbte, Mönche, Bürger, Bauern, Landsknechte, Zigeuner: Christi Armee zieht in die eroberte Stadt ein. Man läßt die Einwohner, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, Alters und Geschlechts über die Klinge springen.
Ein Kreuzritter hat erfahren, daß eine Menge Frauen und Kinder sich in einem Keller verborgen halten und bittet Simon von Montfort um Gnade für die Ärmsten. Die wird ihm gewährt. Dieser Ritter, dessen Namen keiner der beiden Chronisten, weder der geschichtsschreibende Mönch Vaux-Cernay, noch der geschichtsschreibende Troubadour Wilhelm von Tudela zu übermitteln für wichtig hielt, tut das einzige Wunder im Verlauf des an »Wundern« überreichen Albigenserkreuzzuges. Dieser unbekannte Ritter ist der einzige »brave Mann« des Kreuzzuges gegen den Gral.
Améric von Montréal, der Schloßherrin Bruder, wird mit achtzig Rittern,

Edelleuten und Troubadouren zum Richtplatz geführt. Die Galgen sind bereits aufgerichtet. Améric wird als erster gehängt. Und der Riesengalgen, der die Last von achtzig Rittern aushalten sollte, bricht unter diesem einzigen Gehenkten zusammen. Die Zimmerleute haben schlecht gearbeitet. Montfort hat keine Zeit zu warten, er läßt die Ritter abstechen.

Neben den Führern des Kreuzzuges steht eine gefesselte Frau: Donna Geralda, die Kastellanin von Lavaur.

Estiers dama Girauda qu'an en .I. potz gitat.
De peiras la cubriron, don fo dols e pecatz,
Que ja nulhs hom del segle, so sapchatz de vertatz,
No partira de leis entro agues manjat.

Wilhelm von Tudela

Donna Geralda von Lavaur wird in einen Brunnen geworfen und solange mit Steinen bedeckt, bis man ihr Wimmern nicht mehr hört. Sie stirbt zweimal, denn sie trägt ein Kind unter dem Herzen.
Dann wird ein Freudenfeuer angezündet. Man hat vierhundert Cathari ergreifen können. Alle, die nicht das Ave Maria hersagen können, verbrennt man »mit größter Freude«.
Aber die Freude der Märtyrer, endlich dieser Hölle zu entkommen, war größer als die ihrer Schergen. Sie gaben sich gegenseitig den Friedenskuß und stürzten sich mit dem Ruf: »Gott ist Liebe!« in die Flammen. Die Mütter verhüllten ihren Kindern die Augen, bis das Feuer sie ihnen auf ewig schloß, ihnen auf ewig das Paradies enthüllend.
Wie ein klagender Finger reckt sich im Westen noch unbesudelt Montségurs herrlicher kühner Fels über den Dunst von Blut und Scheiterhaufen und schwelenden Städten empor gen Himmel. Ein anklagender Finger und zugleich ein Wegweiser dahin, wo nur Licht und Liebe und Gerechtigkeit sein soll.
»Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Ich aber sage euch: Man wird euch töten und glauben ein gottgefälliges Werk zu tun. Seid getreu bis in den Tod, so will ich euch die Krone des ewigen Lebens

geben. *Diaus vos benesiga …*« tröstet Guillabert von Castres die geängstigten Cathari in der »heiligen Burg« über den Schluchten des Tabor.

Nach Lavaurs Fall hetzt der Kreuzzug neuen Greueln entgegen. Als er an dem Wald vorbeijagt, in dem kurz zuvor sechstausend deutsche Pilger aufgerieben wurden, glaubt Foulques, der Bischof von Toulouse, der frühere Troubadour, den Dante in das Paradies versetzte, einen Glorienschein zu sehen und vermeldet dieses neue Wunder Papst Innocenz dem Dritten.[124] Aber der Papst hat längst gemerkt, daß seine »Vertreter«, von Fanatismus und Ehrgeiz verblendet, zu weit gegangen sind. Papst Innocenz hat verstanden. Gott hatte er sein wollen und mußte einsehen, daß er nur ein Mensch sei, ein Zauberer zwar, der aber die Geister, die er rief, nicht mehr los wurde …

Am Christusbild in stiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt so still gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
Indem er seiner Tat gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er starrt dem Bild ins Angesicht,
Da löscht ein Falter ihm das Licht,
Und finster ist es um ihn her
Und still; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald sieht er andre Lichter steigen
Und andre Kreuze sich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Brust der Schergen.

Die Trümmer stürzen, Waffen rasseln,
Und aus dem wilden Feuerprasseln
Hört er verfluchen seinen Namen –
Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
Nimmt er's Gewissen in die Faust
Und spricht gelassen: »Amen! Amen!«

Lenau: Die Albigenser

Gibt es eine Seelenwanderung, so hat sich Diokletians Seele in Papst Innocenz dem Dritten reïnkarniert. Und der Gott, dessen Streiter die Pilger des Albigenserkreuzzuges zu sein glaubten, war nicht Jahwe, nicht Baal, nicht Thor, nicht einmal Luzifer. Der Gott Moloch des Tales Hinnom war er.

Bis zum Albigenserkreuzzug glichen die Provence und Languedoc einem »mitten im stürmischen Meer ruhig und heiter blühenden Eilande«. Die blutigen Greuel des heiligen Ketzerkrieges bildeten eine der größten und furchtbarsten Tragödien, die die Welt je gesehen. Ein reiches und schönes Land, ein tolerantes, freies und nicht in mittelalterlicher Nacht und Weltuntergangsangst steckendes Volk, die einzige der Nachfolge antiker »Einfalt und Größe« würdige und vielleicht christlichste Kultur wurden von einem genialen Theokraten und von neidischen und bigotten Nachbarn vernichtet.

Christus hatte Liebe gesät, die Welt erntete Haß. Christus hatte das Alte Gesetz durch das Neue auflösen wollen, aber die Welt ließ den Neuen Bund noch grausamer als den Alten werden.

Die Scheiterhaufen der Albigenserkreuzfahrer vernichteten mit der Blüte des Landes auch die zarte Pflanze seiner Poesie, die von da an zu welken begann. Mit dem Albigenserkreuzzug schwand jenes Gefühl der ungestörten Ruhe, jenes geistige Schwelgen in Wonne und Liebe; Romanien verlor den Reiz der dämmernden Ruhe, des Wohlgefühls, als Bigotterie und Blutdurst dort heimisch wurden. Der Krieg gegen die Albigenser gab der romanischen Poesie den Todesstoß, so daß sie nicht wieder aufblühte.

Wir ziehn zu Fuß in freudeloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergold'ten Zäume.

Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis sie vermorschen einsam und verwittern:
Im Windeshauch die Saiten zittern,
Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Lenau: Die Albigenser

Der Kreuzzug gegen die Albigenser wütete noch lange. Nur bis hierher wollte ich ihn nacherzählen. Ich habe ihn so getreulich, wie es der beschränkte Rahmen nur gestattete, nachgezeichnet. Ramon-Roger von Carcassonne, Americ von Montreal, Donna Geraida von Lavaur sind nur drei von den hunderttausend Märtyrern der Languedoc …[125]
Noch leben Raimon von Toulouse, Peter von Aragon und Simon von Montfort![126]
Noch stehen die Mauern Montségurs, noch hütet Esclarmonde den heiligen Gral!

Peter von Aragon, der beim Vatikan in großer Gunst stand, hatte sich offen zu Toulouse bekannt. Als romanischer Monarch konnte er nicht untätig zusehen, wie Raimon seiner Länder beraubt wurde. Überdies waren seine eigenen Interessen durch die immer mehr anwachsende Macht Simon von Montforts gefährdet. Simon verlieh die eroberten Lehen ausschließlich an Franzosen und ließ die unterworfenen Provinzen auf französische Verhältnisse umorganisieren. Maßgebend für Peters romfeindliche Stellungnahme war vielleicht auch die Erbitterung über Ramon-Rogers gräßliches Ende. Wir wissen ja, daß König Peter von

Aragon der Lehensherr von Béziers und mit dem jungen Vicomte durch Familien- und innige Freundschaftsbande verknüpft war.
Peter galt als ein romanischer Ritter ohne Furcht und Tadel. In der Schlacht bei Las Navas de Tolosa im Jahr 1212, die die Herrschaft der Mauren in Spanien brach, gewann er unter allen anwesenden Königen und Adligen den höchsten Ruhm und den Beinamen *el Catolico.*
Seinen glühenden religiösen Eifer hatte er bereits im Jahre 1204 dadurch bekundet, daß er mit glänzendem Gefolge nach Rom segelte, wo er Innocenz den Lehenseid leistete. Er wurde mit einer Krone von ungesäuertem Brot gekrönt und empfing vom Papste das Zepter, den Mantel und die anderen königlichen Insignien. Diese legte er voll Verehrung auf den Altar des heiligen Petrus nieder, übergab demselben sein Königreich, wofür er vom Papst ein Schwert und den Titel eines ersten Alferez oder Bannerträgers der Kirche erhielt.
Im Vertrauen auf sein Lehensverhältnis zum Vatikan sandte Peter zunächst eine Botschaft an Innocenz, in der er sich über das Vorgehen der Legaten beklagte, das er als willkürlich, ungerecht und den wahren Interessen der Religion widersprechend bezeichnete. Alsdann ging er nach Toulouse in der Absicht, für seinen zugrunde gerichteten Schwager Raimon einzutreten. Die Gesandten veranlaßten Innocenz, Montfort zu befehlen, alle Ländereien, die Nicht-Ketzern abgenommen waren, herauszugeben, und an Arnold die Aufforderung zu richten, den von der römischen Kurie beabsichtigten Kreuzzug gegen die Sarazenen (der in der genannten Schlacht bei Las Navas de Tolosa siegreich beendet wurde) nicht dadurch zu verhindern, daß er den Krieg in der Grafschaft Toulouse verlängerte.
Dieses Vorgehen des Papstes zusammen mit der energischen Vermittlung Peters machte einen tiefen Eindruck auf die Legaten, und die ganze Hierarchie der Languedoc wurde aufgebotenem der Krisis zu begegnen.
Im Januar 1213 überreichte Aragons König den päpstlichen Legaten eine Petition, in der er mehr um Gnade als um Gerechtigkeit für die ihrer Güter beraubten Adligen bat. Er legte eine von der Stadt Toulouse bestätigte Verzichturkunde Raimons zusammen mit ähnlichen »Abdankungen« der Grafen von Foix und Comminges vor, in denen sie ihre Länder und Rechte an Peter abtraten. Sie erkannten ihm das Recht zu,

damit nach Gutdünken zu verfahren, falls sie gegen die Gebote des Papstes sich widerspenstig zeigen sollten. Erst wenn sie der Kirche gebührende Genugtuung geleistet hätten, solle man sie wieder in ihre Rechte einsetzen. Keine Unterwerfung konnte vollständiger, keine Garantien konnten ausreichender sein. Aber die Prälaten waren zu sehr von Fanatismus, Ehrgeiz und Haß besessen. Der Untergang des Hauses Toulouse war ihnen zu erwünscht, als daß sie sich in der Verfolgung ihres Zieles irre machen ließen.
Die in Peters Petition angebotenen Garantien wurden von den Legaten überhaupt keiner Beachtung gewürdigt. Arnold von Citeaux schrieb dem König von Aragon sogar einen sehr heftigen Brief, worin er ihn mit dem Kirchenbann bedrohte, falls er seinen Verkehr mit angeklagten und exkommunizierten Ketzern nicht aufgebe.
Mittlerweile waren beide Parteien vorgegangen, ohne die Entscheidung Roms abzuwarten. In Frankreich war der Kreuzzug erneut gepredigt worden. Ludwig der Dauphin, Philipp Augusts Sohn, hatte mit vielen Baronen selbst das Kreuz genommen. Auf der anderen Seite schloß König Peter ein noch engeres Bündnis mit Raimon und den exkommunizierten Adligen.
Bei Muret unweit Toulouse kam es im September des Jahres 1213 zu einer entscheidenden Schlacht zwischen dem Kreuzzug und der romanischen Koalition. Der Kreuzzug siegte. Er hatte ja die Wunder auf seiner Seite, und Weihrauch und Gebete wogen mehr als Heimatliebe und Mystik der Romanen. Auch bei Muret siegte Simon von Montfort durch ein Wunder, wenn wir den Chronisten glauben dürfen: die albigensischen Adligen sollen Peter ihre Frauen und Töchter überlassen haben, um seiner Gunst sicherer zu sein. Deswegen soll er am Morgen des Schlachttages so erschöpft gewesen sein, daß er bei der Zelebration der Messe nicht mehr auf den Beinen stehen, geschweige denn an der Schlacht teilnehmen konnte, wie es eines Königs würdig gewesen wäre.
Peter von Aragon wurde während der Schlacht von zwei berühmten französischen Rittern, Allain de Roucy und Florent de Ville, erschlagen.

Im Jahre 1216 starb Simon von Montfort. Er hatte sich mit Abt Arnold von Citeaux, der inzwischen Erzbischof von Narbonne geworden war,

entzweit und dessen Bannfluch zugezogen. Damit war es scheinbar zu Ende mit seinem Glück. Toulouse, das er nach der Schlacht bei Muret in seinen Besitz hatte bringen können, fiel wieder von ihm ab. Als er es am Johannistag des Jahres 1216 zurückerobern wollte, wurde er von einem Stein getötet, den angeblich eine Frauenhand gegen ihn geschleudert hatte. Groß war der Schmerz der Gläubigen im ganzen Abendland, als die Nachricht sich verbreitete, daß der »ruhmreiche Vorkämpfer Christi«, der »neue Makkabäus«, das »Bollwerk des Glaubens« als Märtyrer für die Religion gefallen war.

Sechs Jahre später starb Raimon der Sechste, Graf von Toulouse, Herzog von Narbonne, Marquis der Provence, nunmehr der unglücklichste, ärmste Monarch des Abendlandes.
Er konnte nicht mehr sprechen, als der Abt von Saint-Sernin ihm die letzte Ölung geben wollte. Ein im Sterbezimmer befindlicher Hospitaliter warf seinen Mantel mit dem Kreuz über den Grafen. Er wollte seinem Orden, den der Graf in seinem Testament bedacht hatte, die Bestattung sichern. Aber der Abt von Saint-Sernin riß den Mantel wieder weg und nahm mit lautem Geschrei das Begräbnis für sich in Anspruch, weil der Tod den Grafen in seiner Pfarrei ereilt habe.
Eine von Papst Innocenz dem Vierten im Jahre 1247 angeordnete Untersuchung stellte auf Grund der Aussagen von hundertundzwanzig Zeugen fest, Raimon sei »der frömmste und barmherzigste der Männer und der gehorsamste Diener der Kirche« gewesen. Aber das änderte nichts an der furchtbaren Tatsache, daß die sterblichen Überreste des Grafen unbestattet blieben und im Hause der Hospitaliter nach und nach von Ratten aufgefressen wurden. Ende des siebzehnten Jahrhunderts konnte nur noch der Schädel als »Sehenswürdigkeit« gezeigt werden.

Bis zum Jahre 1229 ließen Paris und Rom Kreuzzüge gegen die Albigenser predigen. Dann aber wurden in Meaux an der Marne ernsthafte Friedensverhandlungen zwischen Raimon dem Siebenten von Toulouse und Ludwig dem Heiligen von Frankreich eingeleitet und die Verträge bald darauf am zwölften April 1229 zu Paris feierlich ratifiziert.
Raimon mußte in Büßerkleidung auf dem Platz von Notre-Dame vor

dem päpstlichen Legaten niederknien und ihn bitten, in die Kathedrale eingelassen zu werden. Am Portal wurde er seiner Kleider und seines Schuhwerks entledigt und nur mit einem Hemde bekleidet zum Hochaltar geführt, wo er vom Kirchenbanne losgesprochen wurde. Darauf mußte er die Friedensbedingungen beschwören. Dann wurde er im Louvre so lange gefangen gehalten, bis der Tag der im Friedenspakt festgelegten Hochzeit zwischen seiner Tochter Johanna und dem kaum neunjährigen Bruder Ludwigs des Heiligen gekommen war.
Die Friedensbedingungen waren folgende: Raimon mußte dem König und der Kirche Treueid schwören und geloben, das Ketzernest Montségur auszuheben und jedem eine Prämie von zwei Silbermark zu zahlen, der einen Ketzer lebend oder tot abliefern würde. Weiterhin hatte er den Kirchen und Klöstern Romaniens einen Schadenersatz von zehntausend Mark zu leisten und viertausend Mark für die Errichtung einer katholischen Akademie in Toulouse zu stiften. Es wurde ihm anbefohlen, die als Freunde zu behandeln, die während der Kreuzzüge gegen ihn gekämpft hatten. Die Mauern von Toulouse und dreißig anderen Städten und Burgen waren zu schleifen, und Frankreichs König waren auf zehn Jahre hinaus fünf Schlösser als Bürgschaft zu überlassen. Es war stillschweigend angenommen worden, daß der Graf von Toulouse alle seine Besitzungen verwirkt habe. Aus Gnade ließ ihm Ludwig der Heilige die in dem ehemaligen Bistum Toulouse liegenden Domänen, mit der Bestimmung jedoch, daß dieselben nach seinem Tode an Raimons Tochter und deren Gatten, den Bruder Ludwigs fallen, und daß sie dann unwiderruflich dem französischen Königshaus gehören sollten. Gebiete wie das Herzogtum Narbonne und die Grafschaften Velay, Gévaudan, Viviers und Lodève behielt der König von vornherein für sich, während die Markgrafschaft Provence westlich der Rhone der Kirche als Reichslehen gelassen wurde. So verlor Raimon zwei Drittel seines Landes.[127]
In den anderen großen romanischen Städten, die früher dem Grafen von Toulouse lehenspflichtig, aber im Grunde genommen fast unabhängig gewesen waren, wurden königliche Seneschalle eingesetzt.
Endlich sollte Raimon energische Maßnahmen ergreifen, um alle noch unbotmäßigen Vasallen, besonders den Grafen von Foix, zur Anerkennung der französischen Herrschaft zu zwingen. Der mußte auch im fol-

genden Jahre wohl oder übel einen demütigenden Frieden schließen. Somit war die Oberherrschaft der französischen Krone in ganz Südfrankreich sichergestellt. Der Louvre hatte gesiegt!
Rom jedoch glaubte die Zeit noch nicht gekommen, die Waffen niederlegen zu sollen.

Ai! Tolosa e Provensa!
E la terra d'Agensa!
Bezers e Carcassey!
Quo vos vi! Quo vos vey!

Bernard Sicard de Marjevols[128]

Im Wald ist eine Höhle, tief und still,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch streicht,
Wohin das matte greise Wild sich schleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich sterben will.
Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen
Vom Tier in seiner Todesangst zu lernen.

Lenau: Die Albigenser

VIERTER TEIL

DIE APOTHEOSE DES GRALS[129]

Rom hatte Rechtgläubigkeit und Wunder für sich in Anspruch genommen. Deshalb siegte auch der Kreuzzug gegen die Albigenser – wie alle Chronisten einstimmig bekunden – dank der Wunder, die der »Gott des Donners« für seine Streiter wirkte.

In einer Nacht des Jahres 1170 hatte Johanna von Aza, spanische Adlige, einen wunderlichen Traum: ihr war, als trage sie unter ihrem Herzen einen Hund, der, als sie ihn zur Welt brachte, in seinem Maul eine lodernde Fackel hielt, mit der er die Welt in Brand setzte. Als Johanna eines gesunden Knaben genesen war, und als dieser von dem Priester auf den Namen Domingo getauft wurde, hatte seine Patin eine wunderbare Vision: sie sah auf der Stirn des Täuflings Domingo einen »reisenden Stern, der mit seinem Glanz die ganze Erde erhellte.

Wir haben den *heiligen Dominik* im Jahre 1206 zu Montpellier gesehen, wo er die entmutigten päpstlichen Legaten aufgemuntert und sie verhindert hatte, von der begonnenen Ketzerbekehrung Abstand zu nehmen. Dann bemerkten wir ihn auf dem Konzil von Pamiers neben dem erbosten Mönch, der der Erzketzerin Esclarmonde zurief, sie möge bei ihrer Spindel bleiben und sich nicht in theologische Disputationen mischen. Zuletzt sahen wir ihn, wie er unweit von Montségur das Kloster Notre-Dame de Prouille gründete und unter den Albigensern Neophyten suchte. Wir hatten unterlassen, zu berichten, daß ihn und Simon von Montfort eine »fromme Freundschaft« verband, und daß er einmal in Lagrasse bei Carcassonne den Kreuzfahrern von einer künstlich aufgeworfenen Plattform aus die Messe las, während an den vier Ecken dieser Empore Scheiterhaufen aufgerichtet waren, auf denen unglückliche Ketzer brennen mußten.
Wir wollen nicht untersuchen, mit welchen »Wundern« es Dominik gelang, dem Kloster Prouille Mönche zu werben, die päpstliche Genehmigung für den Dominikanerorden zu erlangen und von der Muttergottes die Anbetung des Rosenkranzes als unerläßlich für die Ketzervertilgung zu erfahren. Wir wollen nur nacherzählen, daß er fast jeden Tag die eingemauerten Ketzer besuchte, um ihnen das Heilsevangelium zu verkünden, daß das Volk ihn wie einen Heiligen verehrte und seinen Mantel in Stücke riß, um die Fetzen als Reliquie mit nach Hause zu nehmen, und wollen mit dem Dominikaner-Geschichtsschreiber Malvenda feststellen, daß dem Gründer des Dominikanerordens der Ruhm zukommt, die Inquisition eingeführt zu haben.
Offiziell scheint die *Inquisition* am zwanzigsten April des Jahres 1233 gegründet worden zu sein, und zwar, als Papst Gregor der Neunte zwei Bullen veröffentlichte, in denen er die Ketzerverfolgung den Dominikanermönchen anvertraute. Aus diesen beiden päpstlichen Erlassen geht hervor, daß der Pontifex Maximus noch keine Ahnung hatte von dem Ziele, zu dem die Neuerung führen werde.
In der ersten Bulle betont der Papst die Notwendigkeit, daß die Ketzerei mit allen Mitteln zu vernichten und die Einrichtung des Dominikanerordens zu unterstützen sei. Dann wendet er sich an die Bischöfe: »Wir sehen euch verstrickt in einen Wirrwarr von Sorgen und kaum imstande,

unter dem Drucke der überwältigenden Beunruhigungen zu atmen. Wir halten es deshalb für gut, eure Last tragen zu helfen und haben beschlossen, Predigermönche gegen die Ketzer Frankreichs und der benachbarten Provinzen auszusenden. Wir bitten, warnen, ermahnen und befehlen euch aus diesem Grunde, sie freundlich aufzunehmen, gut zu behandeln und ihnen eure Gunst, euren Rat und eure Hilfe zuteil werden zu lassen, auf daß sie ihr Amt verrichten können.«

Die zweite Bulle Papst Gregors des Neunten war an die Prioren und Mönche des Predigerordens gerichtet. Er weist darin auf die verlorenen Söhne hin, die die Ketzer immer noch verteidigen. Dann fährt er fort: »Daher also seid ihr ermächtigt, wo immer ihr predigen möget, den Geistlichen, die trotz eurer Verwarnung von solcher Verteidigung der Ketzerei nicht ablassen, ihre Pfründen wegzunehmen, unverzüglich gegen sie vorzugehen, sowie nötigenfalls die Hilfe des weltlichen Arms anzurufen.«

Als der Dominikanerorden vom päpstlichen Stuhl den Auftrag erhielt, sich der Ketzerbekämpfung in Südfrankreich anzunehmen, sah er sich vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Die Ketzerei hatte sich seit Generationen ungestört einnisten können und hatte alle Stände in einem solchen Umfange durchsetzt, daß Romanien systematisch zum rechten Glauben erzogen werden mußte.

Ein Inquisitor legte keinen Wert darauf, durch prunkvolles Auftreten die Menschen zu beeindrucken, sondern ihm lag daran, sie durch Schrecken zu lähmen. Die prächtigen Gewänder, die pompösen Prozessionen und das Dienergefolge überließ man den Prälaten. Ein Inquisitor trug stets das schlichte Habit seines Ordens und ließ sich, wenn er über Land zog, lediglich von einigen Reisigen zu seinem Schutz und zur Ausführung seiner Befehle begleiten. Einige Tage vor seinem Besuche in einer Stadt oder einem Dorf pflegte er die Kirchenbehörden von seinem Kommen zu benachrichtigen und ließ durch sie das Volk auffordern, sich zu einer bestimmten Zeit auf dem Marktplatz einzufinden. Wer dem Befehl Folge leistete, dem wurde ein Ablaß versprochen. Wer sich nicht einfand, wurde exkommuniziert.

Der versammelten Bevölkerung hielt der Inquisitor zunächst eine Predigt über den wahren Glauben, dessen Ausbreitung sie mit allen Kräften

zu unterstützen habe. Dann forderte er alle Bewohner auf, innerhalb zwölf Tagen vor ihm zu erscheinen und ihm alles zu enthüllen, was sie über jemanden erfahren oder gehört hätten, wer der Ketzerei verdächtig sein könne und aus welchem Grunde. Versäumte es jemand, dieser Aufforderung nachzukommen, so war er *ipso facto* exkommuniziert. Gehorsame hingegen wurden mit einem dreijährigen Ablaß belohnt. Man kann sich den Schrecken vorstellen, in den eine Gemeinde versetzt wurde, wenn ein Inquisitor plötzlich eintraf und seine Proklamation verkündete. Niemand konnte wissen, welche Redereien über ihn im Umlauf waren. »Schließlich wurden Eltern veranlaßt, ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Männer ihre Frauen und Frauen ihre Männer zu verraten«, wie Papst Gregor der Neunte einmal sagte.

Bei dem *Verhör* waren außer dem Inquisitor und dem Vorgeladenen ein Schreiber anwesend, der die Prozeßverhandlung mitschrieb, die ihm vom Inquisitor diktiert wurde, »wie er am besten die Wahrheit ausdrückte«. Wir wollen uns ein solches *interrogatorium* anhören, wie es uns von dem toulouser Inquisitor Bernard Gui als Musterverhör mit dem dazu nötigen Kommentar vermittelt worden ist:
»Wenn ein Ketzer zum ersten Mal vorgeführt wird, so nimmt er zumeist eine zuversichtliche Miene an, als sei er seiner Unschuld sicher. Ich pflege ihn zu fragen, weshalb er seiner Ansicht nach vorgeladen sei.
Angeklagter: Herr, es würde mich freuen, von Euch den Grund zu erfahren.
Ich: Ihr seid angeklagt, Ketzer zu sein und anders zu glauben und zu lehren, als die heilige Kirche es gestattet.
Angeklagter (der bei einer solchen Frage stets seine Augen gen Himmel wendet und eine fromme Miene annimmt): Herr und Gott, du allein weißt, daß ich unschuldig bin, und daß ich mich nie zu einem anderen Glauben bekannt habe, als zu dem des wahren Christentums.
Ich: Ihr nennt Euren Glauben christlich, weil Ihr unseren für falsch und ketzerisch haltet. Darum frage ich Euch, ob Ihr jemals einen anderen Glauben für wahrer gehalten habt als den, den die römische Kirche für wahr hält.

Angeklagter: Ich glaube an den wahren Glauben, wie ihn die römische Kirche lehrt.
Ich: Vielleicht leben einige Mitglieder Eurer Sekte in Rom. Das nennt Ihr die römische Kirche. Wenn ich predige, so kann es wohl vorkommen, daß ich von Dingen rede, die Eurem und meinem Glauben gemeinsam sind, beispielsweise, daß es einen Gott gebe. Somit glaubt Ihr etwas von dem, was ich predige. Und doch könnt Ihr ein Ketzer sein, weil Ihr andere Dinge glaubt als die, die geglaubt werden müssen.
Angeklagter: Ich glaube alles, was ein Christ glauben muß.
Ich: Ich kenne Eure Schliche. Was Eure Sekte glaubt, das muß Eurer Ansicht nach ein Christ glauben. Doch wir verlieren Zeit bei diesem Wortstreit. Sagt einfach: glaubt Ihr an den Einen Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist?
Angeklagter: Ja!
Ich: Glaubt Ihr an Jesum-Christum, geboren aus der Jungfrau Maria, der gelitten hat, auferstanden und aufgefahren ist gen Himmel?
Angeklagter (freudig und schnell): Ja!
Ich: Glaubt Ihr, daß bei einer von einem Priester zelebrierten Messe Brot und Wein durch göttliche Kraft in Leib und Blut Jesu-Christi verwandelt werden?
Angeklagter: Sollte ich das nicht glauben?
Ich: Ich frage nicht, ob Ihr das nicht glauben sollt, sondern ob Ihr es glaubt.
Angeklagter: Ich glaube alles, was Ihr und andere gute Doktoren mich zu glauben heißt.
Ich: Diese guten Doktoren sind die Lehrer Eurer Sekte. Wenn mein Glaube mit dem ihren übereinstimmt, so glaubt Ihr auch mir.
Angeklagter: So Ihr mich lehrt, was gut für mich ist, so glaube ich wie Ihr.
Ich: Ihr haltet etwas für gut, wenn ich es so lehre, wie es Eure Lehrer auch lehren. Sagt also: glaubt Ihr, daß der Leib unseres Herrn Jesu Christi auf dem Altar ist?
Angeklagter (schnell): Ja.
Ich: Ihr wisset, daß alle Leiber von unserem Herrn sind. Ich frage Euch deshalb, ob der Leib, der auf dem Altare ist, der Leib ist des Herrn, der

geboren ward von der Jungfrau Maria, der am Kreuze gestorben, von den Toten auferstanden und gen Himmel aufgefahren ist?
Angeklagter: Und Ihr, Herr, glaubt Ihr das nicht?
Ich: Ich glaube es durchaus.
Angeklagter: Das glaube ich auch.
Ich: Ihr glaubt, daß ich es glaube. Aber danach frage ich Euch nicht. Ich frage Euch vielmehr, ob Ihr es glaubt.
Angeklagter: Wenn Ihr meine Worte umdreht, so weiß ich wirklich nicht mehr, was ich sagen soll. Ich bin ein einfacher und unwissender Mann. Ich bitte Euch, Herr, mir aus meinen eigenen Worten keinen Strick zu drehen.
Ich: Wenn Ihr ein einfacher Mann seid, so antwortet mir einfach und ohne Ausflüchte.
Angeklagter: Gerne.
Ich: Wollt Ihr also schwören, daß Ihr nie etwas gelernt habt, was dem Glauben widerspricht, den wir für wahr halten?
Angeklagter (erbleichend): Wenn ich schwören muß, so will ich es tun.
Ich: Ich frage nicht, ob Ihr schwören müßt, sondern ob Ihr schwören wollt.
Angeklagter: Wenn Ihr mir zu schwören befehlt, so will ich schwören.
Ich: Ich will Euch nicht zum Schwure zwingen. Ihr haltet den Eid für eine Sünde, und würdet mir, der ich Euch dazu zwang, die Sünde zuschieben. Wenn Ihr aber schwören wollt, so will ich Euren Eid entgegennehmen.
Angeklagter: Weshalb soll ich schwören, wenn Ihr es mir nicht befehlt?
Ich: Weshalb? Nun, um den Verdacht von Euch abzuwälzen, daß Ihr ein Ketzer seid.
Angeklagter: Herr, ich weiß nicht, wie ich schwören soll, so Ihr es mich nicht lehret.
Ich: Hätte ich zu schwören, so würde ich meine Finger hochheben und sagen: Nie habe ich etwas mit Ketzerei zu tun gehabt, noch etwas geglaubt, was im Widerspruch zum wahren Glauben steht, so wahr mir Gott helfe.
Alsdann stottert der Angeklagte, damit kein förmlicher Eid herauskommt und man doch glaube, er habe geschworen. Manche Angeklagten

verdrehen die Worte so, daß sie zu schwören scheinen oder verwandeln gar den Eid in eine Gebetsformel, wie beispielsweise in ›Gott helfe mir, daß ich kein Ketzer bin!‹ Fragt man den Angeklagten, ob er geschworen habe, so wird er antworten: ›Habt Ihr mich denn nicht schwören hören?‹ Wird ihm dann zugesetzt, so appelliert er sicher an das Mitleid des Richters: ›Herr, wenn ich etwas Unrechtes getan habe, so will ich gerne dafür büßen; nur helft mir, mich von der Anklage zu reinigen, der ich ohne meine Schuld preisgegeben bin.‹
Ein energischer Inquisitor sollte nie zulassen, daß in solcher Weise auf ihn eingewirkt werde. Er hat vielmehr entschlossen vorzugehen, bis er solche Leute zum Zugeständnis und zur öffentlichen Abschwörung ihres Irrtums bringt, damit sie – sollte sich später herausstellen, daß sie falsch geschworen hatten – ohne weiteres Verhör dem weltlichen Arm übergeben werden können. Wenn jemand zu dem Schwur bereit ist, er sei kein Ketzer, so pflege ich ihm zu sagen: ›Wenn Ihr nur schwören wollt, um dem Scheiterhaufen zu entrinnen, so werden nicht zehn, nicht hundert, nicht einmal tausend Eide genügen, da Ihr Euch gegenseitig von Eiden dispensiert, die Ihr unter Zwang hattet ablegen müssen. Da ich eindeutige Beweise für Eure Ketzerei in Händen habe, werden Euch Eure Eide nicht vor dem Feuertode bewahren. Ihr werdet nur Euer Gewissen belasten, ohne damit Euer Leben retten zu können. Wenn Ihr dagegen Euren Irrtum bekennt, so kann Euch Gnade zuteil werden.‹
Ich habe Menschen gesehen, die schließlich ein Geständnis ablegten, sobald man ihnen in dieser Weise zusetzte.«
Uns ist ein Eid[130] überkommen, den ein gewisser, der Ketzerei angeklagter Johann Teisseire aus Toulouse leisten mußte:
»Ich bin kein Ketzer, denn ich habe eine Frau und schlafe bei ihr, ich habe Kinder und esse Fleisch, ich lüge, schwöre und bin ein gläubiger Christ, so wahr mir Gott helfe!«

Ließen »gläubige« Ketzer sich bekehren, schwuren sie ab, gelobten sie die reine Wahrheit zu sagen und verrieten sie ihre Helfershelfer, so «amen sie mit einer verhältnismäßig leichten Strafe davon: Geißelung, Pilgerfahrten oder Geldstrafe.
Die *Geißelung* bestand darin, daß der Büßer mit entblößtem Oberkörper

und mit einem Stock jeden Sonntag, während der Epistel und des Evangeliums, sich vor dem die Messe zelebrierenden Priester zeigen mußte der ihn dann in Gegenwart der Gemeinde schlug. Am ersten Sonntag jeden Monats mußte der Ketzer nach dem Gottesdienst jedes Haus besuchen, in dem er einmal mit einem anderen Ketzer verkehrt hatte, und sich dort ebenfalls von dem Priester schlagen lassen. Bei Prozessionen wurde er vor jeder Station mit Schlägen bedacht.
Es gab große und kleine *Pilgerfahrten.* Die ersteren mußten Rom, Santiago de Compostella, Sankt Thomas von Canterbury oder die Heiligen Drei Könige von Köln als Ziel haben. Solche Pilgerreisen nahmen, da sie zu Fuß gemacht werden mußten, mehrere Jahre in Anspruch. In einem Falle mußte ein über neunzigjähriger Mann nach Santiago de Compostella wallfahren, lediglich deshalb, weil er einmal mit einem Ketzer einige Worte gewechselt hatte. Die sogenannten kleinen Pilgerstätten waren Montpellier, Saint-Gilles, Tarascon an der Rhone, Bordeaux, Chartres und Paris. Bei seiner Rückkehr mußte jeder Pilger dem Inquisitor eine Bescheinigung vorzeigen, daß er die Wallfahrt vorschriftsmäßig beendet hatte.
Falls Geständnis und Abschwörung nicht spontan geleistet wurden, bestrafte man den Angeklagten mit einer der *poenae confusibiles,* von denen das *Kreuztragen* die gebräuchlichste aber entehrendste war. Der Ketzer mußte auf Brust und Rücken gelbe Kreuze tragen, zwei Zoll breit und zehn Zoll hoch. Hatte der Bekehrte während des Prozesses sich einen Meineid zu Schulden kommen lassen, so wurde den Kreuzen noch ein zweiter Querarm oben angefügt. Der Kreuzträger war dem Gespött aller Leute ausgesetzt, und überall wurden ihm bei dem Kampf um seinen Lebensunterhalt Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ein gewisser Arnold Isarn beklagte sich einmal, daß er, obwohl er solche Kreuze erst seit einem Jahr getragen hatte, sein Leben nicht mehr fristen könne. Und doch wurde das Kreuztragen fast immer auf Lebenszeit verhängt. Aus dem Kreuz, das früher die Palästina-Kreuzfahrer stolz auf Schild und Mantel getragen hatten, war ein Symbol der Schande geworden …

Sobald »Gläubige« verhaftet und eingekerkert waren, wurden sie von den Inquisitoren zur Bekehrung ermahnt und in Gegenwart von minde-

stens zwei Zeugen verhört. Waren sie nicht bereit zu gestehen und die Mitketzer anzugeben, so lieferte man sie den Folterknechten aus.[131]
Im Jahre X306 erklärte Papst Clemens der Fünfte, in Carcassonne würden die Gefangenen nicht nur durch die Entziehung von Bett und Nahrung, sondern auch durch die *Folter* zum Geständnis gebracht. Da die Kanones der Kirche verboten, daß Geistliche sich der Folter bedienten oder gar zugegen seien, wenn die Folter angewandt werde, hatte Papst Alexander der Vierte die Schwierigkeit dadurch umgangen, daß er die Inquisitoren ermächtigte, sich gegenseitig wegen des Übertretens der kirchlichen Vorschriften zu absolvieren.
Vor der Folterung wurden dem Delinquenten die Marterinstrumente (Folterbock, Wippe, glühende Kohlen und die sogenannten »spanischen Stiefel«) gezeigt, mit der Ermahnung ein umfassendes Geständnis abzulegen. Weigerte sich der Ketzer, so wurde er von den Henkersknechten entblößt und von den Inquisitoren nochmals zum Sprechen aufgefordert. Hatte auch das keinen Erfolg, so wurde die Folter angewandt. In der Regel durfte der Angeklagte nur einmal gefoltert werden. Aber diese Vorschrift wurde von den Inquisitoren so umgangen, daß sie die Folter »für jeden Anklagepunkt einmal« anwandten.
Jedes in der Folterkammer gemachte Geständnis bedurfte einer späteren Bestätigung. Man las es dem Gefangenen vor und fragte ihn, ob er es anerkenne. Stillschweigen bedeutete Zustimmung. Wurde ein Geständnis zurückgenommen, so konnte der Angeklagte zur »Fortsetzung der Folter« – nicht zur »Wiederholung«, wie es ausdrücklich heißt – den Knechten übergeben werden, da er noch »nicht genügend« gefoltert worden sei. Bei einer solchen Methode konnten die Inquisitoren verurteilen, wen sie nur wollten.

Zeigte ein Ketzer nach der Verurteilung Reue, oder handelte es sich um einen »Vollkommenen«, der abgeschworen hatte, so wurde er aus Verdacht nur in Todesfurcht gestanden zu haben, zur *Mauer*[132] verurteilt: *murus largus* oder zum *murus strictus,* beide nur bei Wasser und , von den Inquisitoren »Brot des Schmerzes und Wassser der Trübsal« genannt.

Der *murus largus* stellte eine verhältnismäßig leichte Gefängnisstrafe dar, während der *murus strictus* alles enthielt, was menschliche Grausamkeit ersinnen konnte. Der Gefangene wurde in eine winzige fensterlose Zelle eingekerkert und mit Händen und Füßen an die Wand geschmiedet. Die Nahrung wurde durch eine zu diesem Zweck angebrachte Öffnung dem Eingekerkerten zugeschoben. Der *murus strictus* war das Grab, das man spöttisch das *vade in pacem* nannte: gehe hin in Frieden …

Die päpstlichen Verordnungen bestimmten, daß diese Gefängnisse so klein und dunkel wie möglich zu sein hätten. Diese Bestimmung wurde von den Inquisitoren buchstäblich befolgt. Sie erfanden deswegen eine noch gräßlichere Gefängnisstrafe, die sie als *murus strictissimus* bezeichneten. Welche Qualen die Opfer hier erleiden mußten, verschweigen die Inquisitionsregister wohlweislich. Sie haben gut daran getan. Verharrte ein »vollkommener« Ketzer bei seinem Glauben, so wurde er dem *weltlichen Arm* übergeben, eine Verurteilung, die nur einen Euphemismus für Feuertod darstellt. Wenn die weltlichen Behörden zögerten das Todesurteil an einem Ketzer zu vollziehen, so machte die Kirche rücksichtslos von allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln Gebrauch, um sie zum Gehorsam zu zwingen.

Nach Ansicht des toulouser Inquisitors Bernard Gui mußten folgende Gesichtspunkte seine Amtsbrüder bei der Ausübung ihres frommen Tuns leiten: »Der Zweck der Inquisition ist die Vernichtung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht vernichtet werden, wenn die Ketzer nicht vernichtet werden; die Ketzer können nicht vernichtet werden, wenn ihre Beschützer und Begünstiger nicht vernichtet werden. Das kann aber auf eine zweifache Weise geschehen: indem man die Ketzer zum wahren katholischen Glauben bekehrt oder sie dem weltlichen Arm zur leiblichen Verbrennung ausliefert.«

Ehe man einen Häretiker den weltlichen Behörden übergab, bat man sie, diese Bestrafung möge so ausgeführt werden, daß sie den kanonischen Gesetzen entsprechend keine Gefahr für Leib und Leben zur Folge habe. Daß diese »Bitte« ein heuchlerische Umgehung der römischen Kanones darstellte, möge die allerdings nicht in diesem Sinne niedergeschriebene Beweisführung des heiligen Thomas von Aquin erhellen: »Ketzer dür-

fen unter keinen Umständen geduldet werden. Die liebevolle Barmherzigkeit der Kirche gestattet zwar, daß sie verwarnt werden, muß sie aber, falls sie sich hartnäckig zeigen, dem weltlichen Arme ausliefern, auf daß sie durch den Tod aus der Welt geschafft werden. Bezeugt das nicht die grenzenlose Liebe der Kirche? Darum wird auch der reuige Ketzer stets zur Buße angenommen, und darum wird sein Leben geschont. Wird er aber rückfällig, so kann er seines Seelenheils wegen zwar zur Buße zugelassen, von der Todesstrafe aber nicht befreit werden.«

Die Inquisitoren zauderten übrigens nie zuzugestehen, daß die Übergabe eines Ketzers an den weltlichen Arm einem Todesurteil gleichkomme. Um die Kirchen nicht zu entweihen, verkündeten sie ihre Urteile nicht innerhalb der heiligen Mauern, sondern auf öffentlichen Plätzen, wo auch die Scheiterhaufen aufgerichtet und die Opfer verbrannt wurden.

Die Kirche betrachtete die Ketzerverbrennung als eine so hervorragend fromme Tat, daß sie jedem, der Holz für den Scheiterhaufen herbeibrachte, einen vollkommenen Ablaß gewährte. Außerdem schärfte sie allen Christen ein, es sei ihre höchste Pflicht, die Ausrottung der Ketzer zu unterstützen, und lehrte sie sogar, sie müßten diese ohne jede menschliche oder göttliche Rücksicht den Kirchenbehörden anzeigen. Kein Verwandtschaftsband dürfe als Entschuldigung dienen: der Sohn müsse den Vater verraten, der Gatte werde schuldig, wenn er sein ketzerisches Weib nicht dem Tode ausliefere!

»Der Ketzer Namen stehen nicht geschrieben in dem Buche des Lebens; ihre Leiber werden hier verbrannt, und ihre Seelen werden in der Hölle gepeinigt«, frohlockte ein rechtgläubiger Chronist.

Die Kirche war nicht damit zufrieden, ihre Macht nur die Lebenden fühlen zu lassen. Auch die Toten verschonte ihre grausame Hand nicht. Ein Musterbeispiel für die *Verurteilung toter Ketzer* hatte bereits im Jahre 897 Papst Stephan der Siebente gegeben. Dieser Statthalter Gottes hatte den Leichnam seines Vorgängers, des Papstes Formosus, ausgraben lassen, um ihn als Ketzer verurteilen, ihm zwei Finger von der rechten Hand abhauen und ihn dann in den Tiber werfen zu lassen. Es

gelang aber einigen mitleidigen Menschen, den ketzerischen Heiligen Vater wieder herauszufischen und ihn von neuem der Erde zu übergeben. Im Jahre darauf erklärte Papst Johann der Neunte den Prozeß für ungültig und ließ durch eine Synode verkünden, niemand könne nach dem Tode verurteilt werden, da jedem Angeklagten die Möglichkeit zur Verteidigung gegeben werden müsse. Das hinderte Papst Sergius den Dritten nicht, im Jahre 905 den Leichnam des Papstes Formosus abermals ausgraben, in päpstliche Gewänder kleiden, auf einen Thron setzen, ihn feierlich verurteilen, enthaupten, ihm drei weitere Finger abhauen und ihn in den Tiber werfen zu lassen. Als die Überreste des Geschändeten von einigen Fischern aus dem Flusse gezogen und zur Kirche des heiligen Petrus gebracht wurden, sollen sich die Bilder der Heiligen vor ihm verneigt und ihn voll Verehrung gegrüßt haben.
Die Inquisitoren hatten von den sich widersprechenden Urteilen der Kurie dasjenige angenommen, das vorschrieb, Tote, deren Ketzerei erst nach ihrem Ableben entdeckt wurde, müßten ausgegraben und wie bei Lebzeiten behandelt werden. Man verbrannte also die Kadaver und streute ihre Asche in die vier Winde. Zögerten die weltlichen Behörden mit der Exhumierung eines Häretikers, so wurde ihnen Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft, Wegnahme der kirchlichen Gnadenmittel und Anklage wegen Ketzerei angedroht.

Eine der ersten Amtshandlungen des Papstes Innocenz des Dritten war folgender Erlaß:
»In den Ländern, die unserer Jurisdiktion unterworfen sind, ist das Eigentum der Ketzer zu konfiszieren.[133] Was die anderen Länder betrifft, so gebieten wir den weltlichen Fürsten und Machthabern, die gleichen Maßregeln zu ergreifen, wenn sie nicht durch kirchliche Zensuren dazu gezwungen werden wollen. Weiterhin stellen wir anheim, daß Ketzern, die von ihrem Irrglauben ablassen, das Eigentum nicht zurückgegeben werden soll, es sei denn, daß dies jemand aus Mitleid tun will. Gleichwie nach dem weltlichen Gesetz Majestätsverbrecher mit dem Tode und der Konfiskation ihrer Güter bestraft werden, und wie ihren Kindern nur aus Gnade und Barmherzigkeit das Leben gelassen wird, so

sollen diejenigen, die von dem Glauben abirren und den Sohn Gottes lästern, von Christo losgelöst und ihrer weltlichen Güter beraubt werden. Ist es doch ein weit größeres Verbrechen, die geistliche als die weltliche Majestät anzugreifen!«

Dieser päpstliche Erlaß wurde in das kanonische Recht aufgenommen. In Nachahmung des römischen Gesetzes über die Majestätsbeleidigung galt das Eigentum des Ketzers als verwirkt. Diese Gier nach der Habe der unglücklichen Opfer ist besonders deshalb abstoßend, weil die Kirche den Anlaß dazu gab. Ihr Vorgehen mag bis zu einem gewissen Grade die weltlichen Behörden entschuldigen, die sich nach und nach daran gewöhnten, nicht weniger gierig Hab und Gut der Häretiker zu beschlagnahmen. Wohl nirgends in der Geschichte hat sich der Eifer, aus dem Unglück der Mitmenschen Gewinn zu ziehen, in so abstoßender Weise gezeigt, als bei diesen Geiern, die den Spuren der Inquisition folgend sich an dem Elend mästeten, das diese angerichtet hatte.

Durch derartige Konfiskationen nahmen die Einkünfte des Bistums Toulouse so zu, daß Papst Johann der Zweiundzwanzigste im Jahre 1317 daraus sechs neue Bistümer machen konnte. Dieser Papst hinterließ übrigens, wie uns die zeitgenössischen Chronisten berichten, ein Privatvermögen von fünfundzwanzig Millionen Goldgulden. Historiker haben allerdings in der Zwischenzeit diese Summe mit Hilfe von Gelahrtheit und Logik auf eine Million Goldgulden zusammenschrumpfen lassen; sie ließen nur die Tatsache unangefochten, daß die jährlichen Einnahmen dieses Papstes zweihunderttausend Goldgulden betrugen, von denen aber der päpstliche Haushalt jährlich etwa die Hälfte verschlang.

Eine Statistik über die Amtstätigkeit des toulouser Inquisitors Bernard Gui in den Jahren 1308 bis 1322 vermag uns begreiflich zu machen, wieso die Ketzerverfolgung solche Riesensummen abwerfen konnte:

Dem weltlichen Arm überliefert und verbrannt	40 Personen
Gebeine ausgegraben und verbrannt von	67 Personen
Eingekerkert	300 Personen
Ausgrabung der Gebeine solcher, die eingekerkert worden waren, und zwar von	21 Personen
Zum Kreuztragen verurteilt	138 Personen

Zu Pilgerfahrten verurteilt	16 Personen
Ins heilige Land verbannt	1 Person
Flüchtig	36 Personen
	Sa. 619 Personen

Unter dem eben genannten Papst Johann dem Zweiundzwanzigsten, dessen Nachfolger Benedikt der Zwölfte – wie wir bald sehen werden – in höchsteigener Person die Sabarthès-Höhlen von Ketzern säuberte, fand ein Prozeßverfahren statt, das von den Inquisitoren eifrig nachgeahmt wurde. Johann, der Sohn eines kleinen Handwerkers in Cahors, einer Stadt nördlich von Toulouse, hegte aus einem uns unbekannten Grunde einen ungezügelten Haß gegen Hugo Gerold, den Bischof seiner Vaterstadt. Einmal auf dem päpstlichen Stuhl, verlor Johann keine Zeit, den Bischof seine Macht fühlen zu lassen. Zu Avignon entsetzte er den unglücklichen Prälaten feierlich seines Amtes und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Dabei ließ es aber der Heilige Vater nicht bewenden. Unter der Anklage, er habe sich gegen des Papstes Leben verschworen, wurde Hugo Gerold bei lebendigem Leibe geschunden und dann verbrannt.
Noch unchristlicher allerdings sollte Papst Urban der Sechste handeln. Als im Jahre 1385 sechs Kardinale unter dem Verdacht standen, sich gegen ihn verschworen zu haben, ließ er sie ergreifen und in eine Grube werfen. Die bei dem Inquisitionsverfahren gebräuchlichen Methoden wurden auch auf diese Unglücklichen angewandt: sie wurden dem Hunger, der Kälte und den Würmern preisgegeben. Dann wurde dem Kardinalbischof von Aquila in der Folterkammer ein Geständnis erpreßt, durch das auch die anderen fünf Kardinale belastet wurden. Da diese nicht aufhörten ihre Unschuld zu beteuern, wurden auch sie gefoltert. Alles, was man erlangen konnte, war die verzweifelte Selbstanklage, daß sie mit Recht Strafe litten für die Schlechtigkeiten, die er auf Papst Urbans Geheiß an Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten verübt habe. Als die Reihe an den Kardinal von Venedig kam, übertrug Papst Urban die Anwendung der Folter einem früheren Seeräuber, den er zum Prior des sizilischen Johanniterordens gemacht hatte, und befahl diesem, die

Folter solange anzuwenden, bis er – der Papst – das Opfer schreien höre. Die Quälerei dauerte vom frühen Morgen bis zur Essensstunde.
Unterdessen ging der Heilige Vater unter dem Fenster der Folterkammer spazieren und betete laut sein Brevier, damit seine Stimme den Folterknecht an die Pflicht erinnere. Aber dem alten und kränklichen Kardinal von Venedig konnte nichts anderes abgerungen werden als der Ausruf: »Christus litt für uns!« Die Angeklagten wurden in ihrem menschenunwürdigen Gefängnis bewacht, bis Karl von Durazzo, der Herr von Neapel und Ungarn, zur Befreiung der Kardinale herbeizog. Papst Urban ergriff die Flucht, nahm aber seine Opfer mit. Unterwegs konnte der von der Folter geschwächte Bischof von Aquila nicht Schritt halten. Da ließ ihn der Papst umbringen und seine Leiche unbegraben am Wege liegen. Die anderen Kardinäle wurden nach Genua geschleppt und dort in erbarmungswürdigem Zustand in einen schmutzigen Kerker geworfen, sodaß die Stadtbehörden voller Mitleid für die Gefangenen um Gnade baten. Aber der Papst ließ sich nicht zur Milde bewegen. Auf das energische Einschreiten Richards des Zweiten von England mußte er allerdings den englischen Kardinal Adam Aston freigeben. Die fünf anderen Kirchenfürsten hingegen sah man niemals wieder.
Die allerchristlichsten Hirten auf dem Stuhl Petri gaben ihren Schafen so ein unchristliches Vorbild. Kann es da verwundern, daß die Cathari voller Abscheu die orthodoxe Lehre ablehnten und auf Rom das siebzehnte Kapitel der Johannisapokalypse[134] anwandten:

> *Und ich sah ein Weib sitzen auf einem scharlachfarbenen Tier, das war voll Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und das Weib war bekleidet mit purpurnem Scharlach und übergoldet mit Gold und edlen Steinen und Perlen und hatte einen goldenen Becher in der Hand, voll Greuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei, und an ihrer Stirn geschrieben einen Namen, ein Geheimnis: die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden.*
> *Und ich sah das Weib trunken von dem Blute der*

Heiligen und von dem Blut der Zeugen Jesu.
Und der Engel sprach zu mir: Das Weib, das du gesehen hast, ist die große Stadt, die das Reich hat über die Könige auf Erden.

Offenbarung Johannis XVII, 3 ff., 18

Am Himmelfahrtsabend des Jahres 1242 wurde die Welt von der Nachricht überrascht, daß elf Inquisitoren zu Avignonet[135], einem in der Nähe von Toulouse gelegenen Städtchen, ermordet worden seien.
Längst war die Erbitterung der Bevölkerung gegen das heilige Offizium auf dem Siedepunkt angelangt. Im Jahre 1233 hatten die Bürger von Cordes zwei Dominikaner erschlagen. Ein Jahr später war in Albi ein Aufstand ausgebrochen, als der Inquisitor Arnold Catala den Befehl gab, die Gebeine einer von ihm verurteilten Ketzerin auszugraben. Als die Beamten sich weigerten, die scheußliche Arbeit zu verrichten, tat er auf dem Friedhof selbst die ersten Spatenstiche zur Exhumierung. Die empörte Einwohnerschaft von Albi fiel über den Inquisitor her mit dem Rufe: »Tötet ihn, er hat kein Recht zu leben!«
Im gleichen Jahre machte sich die Erbitterung der toulouser Bevölkerung Luft. Und zwar aus folgendem Anlaß: Bischof und Dominikanermönche hatten die Kanonisation des heiligen Dominik feierlich begangen. Als der Bischof die Kirche verließ, um in dem Refektorium des Dominikanerklosters das Festmahl einzunehmen, wurde ihm gemeldet, einer Frau sei soeben das Consolamentum gegeben worden. Sofort begab sich der Bischof in Begleitung des Dominikanerpriors und einiger Mönche in das Haus der Häretikerin. Freunde konnten der sterbenden Frau nur zuflüstern: »Der Bischof kommt!« In dem Glauben, es handle sich um den Ketzerbischof, gab die Kranke dem Kirchenfürsten offen zu, Ketzerin zu sein und es bleiben zu wollen. Da ließ der Bischof die Sterbende auf ihrem Bett zum Richtplatz tragen und verbrennen. Dann kehrte er mit dem Prior und den Mönchen zu seiner unterbrochenen Mahlzeit zurück.
Im Frühjahr 1242 kam ein Inquisitorengerichtshof nach Avignonet, nachdem er ganze Landstriche in Schrecken versetzt und fast entvölkert hatte. Dieser hohe und heilige Gerichtshof bestand aus zwei Inquisitoren, zwei Dominikanermönchen, einem Franziskaner, einem Benedikti-

nerprior, einem Archidiakon, der zuvor Troubadour gewesen, und von Jessen Dichtkunst uns nur ein obszönes Lied überkommen ist, einem Gehilfen, einem Notar und zwei Gerichtsdienern. Als das Kommen der Inquisitoren dem Stadtherrn und Grafen Raimon d'Alfar gemeldet wurde, schickte er einen Eilboten nach Montségur und bat die Belissensöhne um Hilfe. Eine Schar von Rittern und Reisigen unter Führung des Pierre-Roger von Mirepoix verließ die Ketzerburg, versteckte sich in einem Walde unweit von Avignonet und wartete auf den Einbruch der Nacht.

Die Inquisitoren wurden von Raimon d'Alfar, einem Enkel des regierenden Grafen von Toulouse, aufgenommen und beherbergt. Am nächsten Morgen wollten sie ihr Schreckensgericht über die zitternden Einwohner von Avignonet beginnen.

Am späten Abend verließen die Ritter von Montségur – zwölf bis an die Zähne bewaffnete Männer – den Wald und schlichen sich bis zum Schloßtore. Einer von ihnen erkundete:

»Jetzt trinken sie …«

»Jetzt gehen sie zu Bett, nein, sie verrammeln die Türe!«

Die Inquisitoren waren in der großen Halle des Schlosses geblieben und hatten sich dort verbarrikadiert, als hätten sie die drohende Gefahr geahnt. Die Ritter von Montségur, zu denen sich Graf Alfar, fünfundzwanzig Bürger von Avignonet und ein im Dienste der Inquisitoren stehender Knecht gesellt hatten, wurden ungeduldig. Sie sprengten kurzerhand die Türe, drangen in die Halle ein und mordeten die Inquisitoren. Auf ihrem Rückweg nach Montségur wurden die Mörder von einem katholischen Priester, der um ihre Bluttat wohl wußte, auf der Burg Saint-Felix bewirtet. Als die Nachricht von dem Inquisitorenmord nach Rom gelangte, erklärte das Kardinalskollegium, die Ermordeten seien als Märtyrer der Sache Christi gestorben. Im Jahre 1866 wurden sie von Papst Pius dem Neunten kanonisiert, da sie inzwischen mittels zahlreicher Wunder ihre Heiligkeit offenbart hatten.

Der Pog von Mount Ségur[136] war während der Kreuzzüge den letzten freien Rittern, von Troubadouren besungenen Damen und knapp dem Feuertod entronnenen Catharern ein Mount Salbatgé und ein Mount

Salbat zugleich gewesen. Seit nahezu vierzig Jahren hatte der kühne vom »Tempel der höchsten Minne« gekrönte Pyrenäenfelsen dem Wüten der französischen Eindringlinge und katholischen Pilger getrotzt. Als im Jahre 1209 Simon von Montforts Bruder Gui Romaniens heilige Burg vernichten wollte, kehrte er angesichts des himmelstürmenden Berges um. Dann hatte Raimon der Siebente, Graf von Toulouse, der in Notre-Dame zu Paris hatte schwören müssen, dieses Ketzernest auszuheben, die Belagerung der Burg in Angriff genommen. Aber ihm lag gar nicht daran, das letzte Asyl der Freiheit seiner romanischen Heimat den Fremdlingen in die Hände zu spielen. Er erlaubte sogar seinen Heerführern, in die Burg hinaufzugehen, um den Predigten der Gutmänner beizuwohnen.

Unbesudelt und frei ragte immer noch Romaniens heilige Burg[137*] über die provençalische Ebene, wo die siegreichen Kreuzfahrer auf schwelenden Städten ihr *veni creator spiritus* sangen, und wo bereits die Bauern auf dem flachen Land statt der *langue d'oc,* die *langue d'oil,* die Sprache der neuen Machthaber zu sprechen begannen. Nur auf Montségur und der von ihm geschützten Terre Salbatgé des Tabor lebten noch die letzten Träger der Kultur, die die Hellenen, Iberer und Kelten zu Ahnen hatte, die dem christlichen Abendland ein Dorn im Auge geworden und von ihm zum Tode verurteilt worden war.

Mythus und Sage haben von je diesen herrlichen Burgfelsen umsponnen, sind sie doch seit Urzeiten im Tabor zu Hause. Einer romanischen Tradition zufolge ist Montségur von den »Söhnen Geryons« erbaut worden, dessen Herden Herakles raubte, ehe er in den Garten der Hesperiden und in den Hades gelangte. Im Garten der Hesperiden entwendete der Götterliebling die goldenen Sternenäpfel, die über der Schale der Wiedergeburt in den Blättern des Lebensbaumes leuchteten. Im Hades bändigte und raubte der sonnengleiche Alkide den Höllenwächter Kerberos, denn Tod und Hölle hatten für diesen »Urführer« keine Schrecken. Ob wohl Herakles den Geryonsöhnen, in denen die Romanen ihre iberischen Väter sahen, die erste frohe Botschaft über das Meer gebracht hat, daß der Tod keine Schrecken habe, und daß die Hölle nur ein Alpdruck sei, so schwer wie das Leben?

Wenn die geächteten Ritter und Reinen von Montségur zum Meer hin-

überschauten, das sie im Osten hinter dem Dunst der Ebene ahnen konnten, dann mochten sie sich wohl der Höllenfahrt des Herakles entsinnen, denn dort lag Kap Cerbère am »bebrykischen Meer«. Wenn die Ritter, Damen, Troubadoure, Catharinnen und Catharer, unter denen mancher der Helden und manche der Damen weilte, die wir in der graziösen romanischen Minnewelt angetroffen haben, von Montségur ostwärts zum Meer schauten, wußten sie dort Port-Vendres, den Hafen der Venus, in dem die Argo anlegte, das Schiff der Argonauten, deren Helden einer Herakles war.

Doch Venus ist nicht Artemis, Sexus ist nicht Eros. Nicht Venus thronte unsichtbar über Romanien: Artemis, die keusche Minne, die die Schlechten gut und die Guten besser macht. Montségur war kein sündiger Berg, wo »Venus in dem Grale« war. Es war Romaniens Berg des Parakleten, der höchsten Minne. Die das Consolamentum empfingen, hatten den ersten Schritt getan zur Reise ins Lichtland der Seelen. Sie waren für die irdische Welt gestorben, in der sie die Hölle sahen, und die für sie eine Hölle war. Allenthalben brannten ja die Scheiterhaufen. Den »Kuß Gottes« erwarteten die Ketzer von Montségur, das als letztes Ketzerheiligtum die Sonne sehen durfte. Montségur und seine Reinen sollten von Gott geküßt werden.

Munsalväsch', du Jammers Ziel,
Weh', daß dich niemand trösten will!
Wolfram von Eschenbach

Esclarmonde von Foix und Guilhabert von Castres waren tot. Wann sie starben, ist uns nicht berichtet worden. Den Untergang Montségurs haben sie wohl nicht mehr gesehen. Der Hirte, der mir auf der Straße der Cathari die Märe von Montségur, Esclarmonde, Luzifers Heerscharen und dem Gral erzählte, wußte ja auch, daß die »große Esclarmonde«, wie man sie heute in den Taborbergen nennt, nicht auf dem Scheiterhaufenacker verbrannt worden ist. Eine andere Esclarmonde war es: die Tochter des Schloßherrn Ramon von Perelha, eine Belissenatochter. Sie hütete die romanische Mani, als drunten in der Ebene die Heer-

scharen Roms, das der Ketzerburg Untergang geschworen hatte, gen Montségur heranzogen.
Nach dem Inquisitorenmord zu Avignonet beschlossen Hugo von Arcis, der Seneschall von Carcassonne, Peter Amelii, der Erzbischof von Narbonne und Durand, der Bischof von Albi, diese Pyrenäenfeste, die in den Händen von Verzweifelten für die neue Staatsordnung und den wahren Glauben eine Gefahr war, endgültig zu vernichten. Sie ließen eine »bewaffnete Brüderschaft« für einen *Kreuzzug gegen Montségur* zusammenrufen. Ihre Rüstungen sahen eine mehrjährige Belagerung voraus.
Aber auch die Ketzer blieben nicht untätig. Aus allen Gauen Romaniens zogen Ritter und Troubadoure in die bedrohte Burg. Mit Zustimmung des toulouser Grafen schickte der Bailli Bertran Roqua den Kriegsmaschinenbauer Bertran von Bacalaira, der vielleicht zu Beginn des großen Kreuzzugs auch die Mauern von Montségur verstärkt hatte, in die Burg. Von überall her wurden Geld, Lebensmittel, Waffen und Kriegsmunition gestiftet. In Scharen begaben sich die Vollkommenen hinauf, um mit ihren Predigten die Belagerten zu ermutigen und ihre Heilkunst in den Dienst der Verteidiger zu stellen.
Die Belagerung begann im Frühling des Jahres 1243. Das Lager der katholischen Armee wurde auf dem westlich von dem Burgfelsen liegenden Höhenrücken aufgeschlagen, der heute noch das Campis heißt. Der ganze Pog wurde von den Belagerern umstellt. Niemand sollte in die Burg hineinkommen und niemand sie verlassen können. Und doch scheint es den auf Montségur Eingeschlossenen möglich gewesen zu sein, mit den Freunden in der Ebene zu verkehren. Einige Historiker glaubten deshalb auf das Vorhandensein von ausgedehnten unterirdischen Gängen – wahrscheinlich natürlichen Höhlen – schließen zu dürfen. Wie dem auch sein mag, fest steht, daß eines Tages Esclarmonde von Alion, die Nichte der Esclarmonde von Foix, einen katalanischen Hidalgo mit Geld und Soldaten in die belagerte Festung schicken konnte. Ein anderes Mal gelang es dem Sohn des Troubadours Peire Vidal, den Bedrängten eine Nachricht des Grafen von Toulouse zu übermitteln. Der Graf ließ melden, Kaiser Friedrich der Zweite käme ihnen bald zu Hilfe: »Haltet noch sieben Tage aus …!«

Als Peire Vidals Sohn sich Montségur näherte, will er einen gespenstischen Reiter mit einem purpurnen Mantel und saphirnen Handschuhen gesehen haben. Er hatte sich getäuscht, als er diese Vision als ein günstiges Omen ansah. Bei dem ersten Ausfall, an dem er mit den von seiner Botschaft ermutigten Geächteten teilnahm, fand er den Tod.
Die versprochene Hilfe Kaiser Friedrichs des Zweiten wäre zu spät gekommen. In der Nacht des ersten März 1244 – angeblich einem Palmsonntag – gelangten die Katholischen auf den Gipfel. Berggewandte Kreuzfahrer hatten von verräterischen Hirten einen von der Burg aus unübersichtlichen Pfad erfahren, auf dem sie von der Lassetschlucht zu einem Vorwerk hinaufstiegen. Sie hatten die Nacht gewählt, um nicht vom Schwindel gepackt in die Tiefe zu stürzen. Die Wache wurde erwürgt, und es wurde dem Lager auf dem Campis ein Zeichen gegeben, daß das Werk geglückt sei. Eine Stunde später war die Burg von allen Seiten umzingelt.
Die Belagerten kapitulierten. Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, erklärten sich die beiden Kastellane, Ramon von Perelha und Pierre-Roger von Mirepoix bereit, bei Morgengrauen die Festung dem Erzbischof auf Gnade und Ungnade zu übergeben und ihm alle Cathari auszuliefern unter der Bedingung, daß das Leben der Ritter geschont werde. Peter Amelii erklärte sich damit einverstanden.
Obwohl sie das ihrer wartende Los kannten, ließen sich viele Ritter vor der Kapitulation von dem greisen Ketzerbischof Bertran En Marti, Guilhabert von Castres' Nachfolger, das Consolamentum erteilen und in die Gemeinschaft der Minnekirche aufnehmen. Keiner dachte an Flucht, keiner beging Endura, als wollte jeder einzelne der Welt ein Beispiel geben, wie man für seine Heimat und seinen Glauben zu sterben hat. Oft hat man die catharische Doktrin mit dem Pessimismus Schopenhauers und Nietzsches tadelnd verglichen. Ein sonderbarer Pessimismus, der einen Mut zeitigte, wie er in der Geschichte der Menschheit nur noch mit dem Bekennerheroismus der urchristlichen Märtyrer verglichen werden kann. Der Catharismus war nicht minder pessimistisch als das frühe Christentum, dem er nacheiferte.
Beim Morgengrauen wird die Burg der bewaffneten Brüderschaft übergeben. Der Erzbischof von Narbonne fordert die Vollkommenen auf,

ihren Glauben abzuschwören. Zweihundertundfünf Männer und Frauen – unter ihnen Bertran En Marti und Esclarmonde von Perelha – ziehen den Tod auf dem Scheiterhaufen vor, den Peter Amelii hatte errichten lassen auf dem Acker, der heute noch *camp des crémats*, der Scheiterhaufenacker heißt.
Die Ritter werden in Ketten nach Carcassonne geschleppt und in den Verließen des gleichen Turmes eingemauert, in dem dreißig Jahre zuvor Ramon-Roger, der Trencavel von Carcassonne, vergiftet worden war, und in dem Ramon von Termès elend zugrunde ging. Erst einige Jahrzehnte später wurden die letzten Überlebenden von dem Franziskanermönch Bernard Délecieux aus ihrem Grab im Inquisitionsturm befreit.
Nur Pierre-Roger von Mirepoix durfte in Begleitung seines Ingenieurs und seines Arztes unbehelligt die Burg verlassen und alles in der Burg befindliche Gold und Silber mitnehmen. Er begab sich nach Sault zu Esclarmonde von Alion, der großen Esclarmonde Nichte und von da nach der Burg Montgaillard in den Corbièren, wo er hochbetagt starb. Bis zu seinem Tode leitete er insgeheim die geächtete Ritterschaft Romaniens, die in den Höhlen von Ornolac letzte Zuflucht und auch den Tod finden sollte.

In der Nacht von Montségurs Sturz war auf dem verschneiten Gipfel des Bidorta ein Feuer aufgeflammt. Kein Scheiterhaufen war es: ein Freudenfeuer: Vier Cathari, von denen wir drei mit Namen kennen: Amiel Alicart, Poitevin und Hugo zeigten den Vollkommenen von Montségur, die sich zum Sterben rüsteten, an, daß die *Mani* gerettet sei. Aus den Dokumenten der Cartassonner Inquisitoren geht hervor, daß diese vier Reinen in Wolltücher gehüllt sich an Seilen vom Gipfel des Pog in die Lassetschlucht hinabließen, um den Ketzerschatz dem Belissensohn Pons-Arnaud von *Castellum Verdunum* im Sabarthès zu übergeben …
Ein Ketzer-»Schatz«? Piene-Roger von Mirepoix hatte die Erlaubnis erhalten, mit allem Gold und Silber die Ketzerburg zu verlassen. Gold und Silber haben wohl die vier kühnen Cathari nicht in die Sabarthès-Höhlen gerettet, die den Herren von Castellum Verdunum gehörten.
Amiel Alicart, Poitevin, Hugo und der vierte Catharus, dessen Namen wir nicht kennen, waren Enkel der keltiberischen Weisen, die einst den

Delphischatz in den Taborsee versenkt hatten. Sie waren Cathari und Jiätten wohl lieber mit ihren Brüdern gemeinsam von dem Scheiterhaufen auf dem Camp des Crémats den Weg zu den Sternen genommen. Als sie auf der Straße der Cathari, durch das »Zaubertal«, an dem Druidensee vorbei auf abschüssigem Pfad zum Tabor und Bidorta hinaufstiegen, als sie im Norden die Feuer des Scheiterhaufens von Montségur flammen sahen, retteten sie nicht Gold und Silber. Sie retteten den »Wunsch nach dem Paradies«!

Die Inquisitoren wußten, weshalb sie das catharische Heiligtum einen Ketzerschatz nannten und weshalb sie alles verbrannten, was von ihm der Nachwelt hätte Kunde geben können. Alles verbrannten sie … auch die Bücher, die ja länger leben als Menschen.
Die Bauern des Weilers Montségur, der wie ein Bienennest am Fuße des Burgfelsens über der Lassetschlucht hängt, erzählen, daß sich am Palmsonntag, während der Priester die Messe lese, der Tabor an einer im dichten Wald verborgenen Stelle öffne. Dort sei der Ketzerschatz verborgen. Wehe dem, der den Berg nicht verlasse, bevor der Priester das *ite missa est* gesungen habe. Bei diesen Worten schließe sich der Berg, und der Schatzsucher ende unter den Bissen der Schlangen, die den Schatz bewachen …
Die Taborbauem haben diesen »Schatz«, den man nur finden kann, wenn die anderen Menschen in der Kirche sind, nicht vergessen. Die Inquisition, wie stark und grausam sie auch war, hat nicht die Erinnerung austilgen können an das, was diese Berge vor siebenhundert Jahren gesehen haben.

So wurde der Gral, die romanische Mani, in den Höhlen von Ornolac gerettet. Hier grünt kein Baum, leuchtet keine Blume, singt keine Nachtigall den taufrischen Morgen ein, schnellt sich kein Fisch der Sonne entgegen. Zwischen den Höhlenwänden herrschen nur Nacht und Tod. Vor ihrer Reise ins Lichtland der Seelen mußten die letzten Priester der Minnekirche, die letzten Reinen, eine Höllenfahrt von grausamer Wirklichkeit machen. In den Sabarthès-Höhlen packte gar oft die Cathari die Sehnsucht nach den Sternen. Vielleicht war es auch nur eine Form der

Endura, die sie in mondhellen Nächten nach Montségur hinüberpilgern ließ. Um zu den Sternen gelangen zu können, muß man sterben, und auf Montségur wartete ihrer sicherer Tod. Der neue Burgherr Gui de Levis ein Waffengefährte und Freund Simons von Montfort, hatte in den Trümmern der Ketzerfestung eine Wache und eine Koppel auf Ketzer abgerichteter Spürhunde gelassen.
In mondhellen Nächten wanderten die hageren bleichen Reinen schweigsam und stolz durch den Wald von Serralunga immer höher hinauf, bis das Heulen der Höhlenkäuze von dem Wind übertönt wurde, der in den Taborschluchten eine gigantische Äolsharfe erklingen läßt. Von Zeit zu Zeit nahmen sie auf mondüberspielten Waldlichtungen ihre Tiara ab, entnahmen der Lederrolle auf ihrer Brust das Evangelium des Jüngers, den der Herr lieb hatte, küßten das Pergament, knieten nieder, das Antlitz dem Mond zugewendet, und beteten:
»… und gib uns unser überirdisch Brot … und erlöse uns von dem Übel …«
Dann gingen sie weiter in den Tod. Wenn die Hunde geifernd an ihnen emporsprangen, wenn die Henker nach ihnen griffen und sie schlugen, blickten sie hinüber nach Montségur und hinauf zu den Sternen, wo sie ihre Brüder wußten. Dann ließen auch sie sich verbrennen.

Nach dem Sturz Montségurs blieben den Geächteten – *faydits* nannte man sie – nur noch die Wälder und Höhlen. Hier gewährten die Bergtiefen und die undurchdringlichen Dornenhecken sicheres Asyl. Um ihrer habhaft werden zu können, machten die Inquisitoren den Versuch, das Brombeer- und Stechginstergestrüpp zu beseitigen. Diese Aufgabe überließen sie einem gewissen Bernhard, mit dem Beinamen *Espinasser* oder Dornenschneider. Die Sage will wissen, er hänge im Monde am Galgen …
Um die Ketzer in ihren Schlupfwinkeln leichter ausfindig machen zu können, richteten die Dominikaner Hunde auf Ketzer ab. Wie Raubwild wurden die Faydits durch ihre Heimatberge gejagt, bis ihnen nur noch der Weg in die Fremde oder, falls sie zu Hause sterben wollten, hinter die festen Mauern der Spulgas übrig blieb.
Die Konsequenz der Cathari grenzte ans Übermenschliche. Sie sahen,

wie die Heimat starb, und griffen nicht zum Schwert. Ihrer wartete der Tod auf Scheiterhaufen oder im *murus strictus.* Statt den von der Welt geächteten Glauben an den Parakleten abzuschwören, nahmen sie in Seelenruhe das grausige Ende auf sich. Sie müssen der Erfüllung ihres Wunsches nach dem Paradies sicher gewesen sein.
Mit den Cathari erwarteten die letzten romanischen Ritter, die Frankreichs Oberherrschaft nicht anerkennen wollten, die letzte Stunde. Auch sie, die sich hinter den festen Mauern der Spulgas verschanzt hatten, glaubten wohl kaum noch an Rettung. Und doch kämpften sie bis zum letzten Atemzug.[138]

Am zwölften Oktober des Jahres 1303 starb Papst Bonifatius der Achte. In der Bulle *Unam sanctam* hatte er die Nachfolger Petri für die Inhaber der obersten geistlichen und weltlichen Gewalt erklärt, denen jede menschliche Kreatur ihres Seelenheils wegen untertänig zu sein habe. In Philipp dem Schönen, Frankreichs König, hatte er sich einen unversöhnlichen Feind gemacht, als er in zwei weiteren Bullen die Besteuerung des französischen Klerus verbot und sich selbst die oberstrichterliche Gewalt über den König zusprach. Philipp hatte durch Konfiskationen und Erpressungen aller Art an dem Klerus seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen versucht. Da ihm nunmehr dieser Weg versperrt worden war, kannte sein Haß gegen den Papst keine Grenzen. Nach dessen Tod setzte er alles daran, mit Hilfe des auf sein Geheiß gewählten Papstes Clemens des Fünften und mit Unterstützung der Inquisition den Verstorbenen der Ketzerei zu bezichtigen. Es gelang ihm auch, zahllose Zeugen – durchweg angesehene Kleriker – zu finden, die unter Eid aussagten, der verstorbene Papst habe weder an die Unsterblichkeit der Seele noch an die Menschwerdung Christi geglaubt und habe schändlichen und widernatürlichen Lastern gefrönt. Ein Bruchteil dieser Aussagen hätte genügt, jeden gewöhnlichen Angeklagten dem Feuertod zu übergeben. Aber dieses einzige Mal blieb die Inquisition milde. Sie sprach den Papst frei.
Papst Clemens der Fünfte war zuvor Bischof von Comminges und Erzbischof von Bordeaux gewesen. Er, der in Lyon auf Betreiben des französischen Königs gewählt worden war, willfahrte dessen Bitte, in Frank-

reich zu bleiben. Nie betrat er italienischen Boden. Unter ihm begann die sogenannte »babylonische Gefangenschaft der Päpste« in Avignon, unter ihm wurde der Orden der stolzen Tempelritter[139*] vernichtet, von dessen Gründern einer ein Catharus gewesen sein soll, und der von einem Adligen und einem Bürger aus Béziers an den auf die Templerschätze gierigen König Philipp verraten worden war. Die Tempelritter, reicher und mächtiger als Kaiser und Könige zusammen, mußten in der berüchtigten Nacht des dreizehnten Oktober 1307 sehen, wie ihr gewaltiger Tempel einstürzte, in dem – wie man ihnen vorwarf – sie statt des Gekreuzigten das satanische Haupt des Baphomet anbeteten. Vielleicht fanden sie ebenfalls in den Pyrenäenhöhlen Zuflucht. Vieles spricht dafür, daß sich der weiße Mantel der Tempelherren, auf dem das achtzakkige blutrote Kreuz leuchtete, mit den schwarzen Gewändern und gelben Kreuzen der Cathari in dem Dunkel der Sabarthès-Höhlen verloren hat. Aber noch haben die Spulgas von Bouan und Ornolac ihr Geheimnis nicht ganz preisgegeben.
Auf einer Steintafel in der befestigten Templerkirche von Luz-Saint-Sauveur (am Eingang zu der herrlichen Pyrenäenwildnis bei Gavarni) steht eine Legende geschrieben: Neun Templerschädel befinden sich in der Krypta; in jeder Nacht des dreizehnten Oktober klingt in der Kirche eine fragende Stimme wie ein Windhauch auf: »Ist der Tag der Befreiung des heiligen Grabes gekommen?« Die neun Schädel murmeln: »Noch nicht …«
Ehe am elften März des Jahres 1314 auf Philipps Befehl der Großmeister des Ordens Jaques de Molay auf einer Pariser Seineinsel verbrannt wurde, soll er ausgerufen haben: »Papst Clemens, ungerechter Richter, in vierzig Tagen wirst du vor dem Richterstuhl Gottes stehen. Und du Philipp, ungerechter König, in einem Jahr …!« Vierzig Tage später starb Clemens der Fünfte. Acht Monate darauf war König Philipp der Schöne tot. Bis ins vorletzte Jahrhundert hat sich in Frankreich die Erbitterung über das Bluthandwerk von Vatikan und Louvre erhalten. Als sich die Revolution durch die Rue Saint-Antoine in Paris gegen Louvre und Notre-Dame wälzte, da soll ein in ein langes schwarzes Gewand gekleideter Mann gegen die Priester gewütet haben. Jedes Mal, wenn sein Säbel einen traf, rief er aus: »Das ist für die Albigenser und das für die Temp-

ler!« Als der Kopf des sechzehnten Ludwig unter der Guillotine gefallen war, da soll dieser Mann auf das Blutgerüst gestiegen sein, seinen Finger in das Blut des unglücklichen Königs getaucht und ausgerufen haben: »Volk von Frankreich, ich taufe dich im Namen Jaques de Molays und der Freiheit!«

Nach Papst Clemens dem Fünften bestieg Johann der Zweiundzwanzigste zu Avignon den Stuhl Petri. Johanns Nachfolger war Benedikt der Zwölfte, der vor seiner Wahl zum Heiligen Vater (1334) *Jaques fournier* geheißen hatte.
Fournier, ein Bäckersohn, stammte aus Saverdun, einem Ariègestädtchen in der Grafschaft Foix nördlich von Pamiers. In jungen Jahren trat er in das Zisterzienserkloster Boulbonne ein, wo sich auch das Mausoleum der Grafen von Foix befand. Alle Söhne und Töchter des Hauses Foix waren dort zur letzten Ruhe bestattet worden, mit Ausnahme von Esclarmonde, die als Taube ins irdische Paradies geflogen ist.
Jaques Fournier wurde von seinem Onkel, dem Abt des Klosters Fontfroide, nach Paris zu theologischen Studien geschickt, bis er im Jahre 1311 selbst Abt dieses Klosters wurde. Sechzehn Jahre später ernannte ihn Papst Johann der Zweiundzwanzigste zum Bischof von Pamiers, wohin hundert Jahre zuvor Esclarmonde die Weisen aus dem Sabarthès auf ihr Castellar entboten hatte, um mit ihnen die Weisheiten Platos und des Evangelisten Johannes zu enträtseln. Als Bischof von Pamiers hatte Jaques Fournier seine größten Erfolge in der Ketzerbekämpfung, die ihm eines Tages die päpstliche Tiara und den Fischerring einbringen sollten. Bevor er aber die Ausrottung der Ketzer im Sabarthès energisch in Angriff nahm, mußte er in Carcassonne über den Franziskanermönch Bernard Délicieux zu Gericht setzen.

Bernard Délicieux war einer der Lektoren des Narbonner Franziskanerklosters. Mit den führenden Geistern seiner Zeit, wie Raimundus Lullus, dem originellen »Weltverbesserer«, und Arnoldus Villanovanus, dem berühmten päpstlichen Leibarzt und unermüdlichen Sucher des »Steines der Weisen« und des *Aurum potabile,* stand er in engster Beziehung. Er war ein würdiger Jünger des heiligen Franziskus. Er war sogar so sehr

Franziskaner, daß er das Los der Cathari teilen mußte, zu deren Fürsprecher er sich gemacht hatte.
Bernard ist eine der umstrittensten, aber liebenswertesten Gestalten des vierzehnten Jahrhunderts. In seiner Aufopferung für andere ging er soweit, daß er seine Bücher verkaufte und Schulden machte, nur um Bedürftigen zu helfen. Sein Orden, der – um es nicht unerwähnt zu lassen – der Inquisition der Dominikaner fast allenthalben feindlich gegenüberstand, hielt treu zu ihm. In den Franziskanerklöstern selbst durfte Bernard seine Reden gegen die Dominikaner halten. Als einmal der Inquisitor Fulco von Saint-Georges mit fünfundzwanzig Reisigen vor die Abtei zog, in der Bernard sich gerade aufhielt, und dessen Auslieferung verlangte, versagten die Franziskanerbrüder ihm den Einlaß, zogen die Glocke und bewarfen die Dominikaner von den Klostermauern aus mit Steinen. Als die Menge, dem Ruf der Sturmglocke Folge leistend, von allen Seiten herbeiströmte, kam der Inquisitor knapp mit dem Leben davon.
Der zündenden Rednergabe Bernards gelang es, die Bürger von Carcassonne dahin zu bringen, daß sie die im Inquisitionsturm Eingemauerten, unter ihnen die letzten noch am Leben befindlichen Ritter von Montségur, aus ihren furchtbaren Verließen befreiten und die Register des Inquisitionsgerichtes verbrannten.
Durch das kühne Vorgehen des Franziskanermönches ermutigt, erhoben sich auch andere romanische Städte zu offenem Widerstand gegen die Inquisitoren. Als der Dominikanerbruder Gottfried von Abluses seine Tätigkeit als toulouser Inquisitor grausam und rücksichtslos begann, richteten die Toulousaner eine Klageschrift an den französischen König. Aus Furcht, die kaum gewonnenen Südprovinzen zu verlieren, schickte Philipp der Schöne den Vitztum von Amiens und den Archidiakonus von Lisieux in den Midi mit dem Auftrag, die Klagen der Bevölkerung anzuhören und Übergriffen der Inquisitoren zu steuern. Der Vitztum ließ die Inquisitionsgefängnisse öffnen und alle Eingekerkerten befreien. Überdies verhaftete er mehrere Beamte des heiligen Offiziums. Mit Begeisterung begrüßte das Volk diese Maßnahmen, und eine wahre Inquisitorenverfolgung brach los. Schließlich veranlaßte die Unordnung Philipp den Schönen, sich selbst nach Toulouse zu begeben. Dort veröffent-

lichte er im Jahre 1304 ein Edikt, in dem er die Revision aller Inquisitorenprozesse verlangte. Er empfing auch den Franziskanermönch Bernard. Der hatte den Mut, vor ihm zu behaupten, selbst der heilige Petrus und der heilige Paulus wären der Ketzerei überführt worden, wenn man sie nach der Methode der Inquisitoren verhört hätte.

Philipp konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Inquisition, eine zu wertvolle Unterstützung seiner weltlichen Macht, in seinen Provinzen ganz zu verbieten. Enttäuscht und erbittert zog Bernard Délicieux von Stadt zu Stadt und eiferte gegen die Untätigkeit des Königs. Als die Bürgerschaft von Carcassonne ernsthafte Anstalten traf, sich von Frankreich loszusagen und sich unter den Schutz Ferdinands von Majorka zu stellen, glaubte Philipp der Schöne sein Edikt widerrufen zu müssen und stattete die Dominikaner mit neuen Vollmachten aus. Er ordnete an, daß die Ketzer wie wilde und gefährliche Tiere zu jagen seien und befahl seinen Seneschallen und Offizieren, alle Personen zu verhaften, die ihnen von den Dominikanern angegeben würden.

Von neuem verbreitete sich der Schrecken durch das Land. Mit fürchterlicher Grausamkeit behandelten die Inquisitoren wahre und vermeintliche Ketzer. Falls Zeugen entlastend aussagten, scheuten sie sich nicht, die Register zu fälschen. Die Konsuln von Carcassonne wurden zum Tode verurteilt. Den toulouser Inquisitor Gottfried von Abluses setzten sie wieder in seine Macht ein. Der begann seine Tätigkeit mit der Prüfung, welche Nachkommen von früher Verurteilten noch am Leben seien, denn seiner Ansicht nach mußte die Strafe für Verbrechen nicht nur die Verbrecher selbst treffen, sondern auch ihre Kinder. Der Vitztum von Amiens mußte flüchten. Er begab sich zum Papst, der ihn aber als Ketzer verjagte. Er starb exkommuniziert in Italien. Zwei Jahre nach seinem Tod wurde der Fluch von ihm genommen.

Bernard Délicieux gehörte zu dem Zweige des Franziskanerordens, den man als den der »Spiritualen« zu bezeichnen pflegt. Wir müssen etwas Weiter ausholen.

Dem Stolz und der Grausamkeit seiner Zeit hatte Franz von Assisi die Geduld und die Demut gegenüberstellt. Vollkommene Seelenfreude, lehrte er, bestehe nicht darin, daß man Wunder wirke, Kranke heile, Teufel austreibe, Tote auferwecke oder die ganze Welt bekehre, sondern

darin, daß man alle Leiden, Kränkungen, Ungerechtigkeiten und Demütigungen geduldig ertrage und tragen helfe. Wie die Catharer und Waldenser verkündete er die apostolische Armut. Jesus und seine Jünger haben nichts besessen, sagten er und seine Anhänger, folglich müsse der vollkommene Christ auf alles Eigentum verzichten. Papst Johann der Zweiundzwanzigste erklärte im Jahre 1322 die Behauptung der Franziskaner, Christus und die Apostel hätten nichts Eigenes besessen, für Ketzerei. Die des heiligen Franziskus Lehren aufs Wort befolgenden Franziskaner wurden als Spiritualen bezeichnet. Neben ihrer Ordenslehre hatten sie die apokalyptischen Gedanken des Joachim von Flora angenommen, bei dem ja Richard Löwenherz vor seiner Überfahrt ins heilige Land sich die Offenbarung Johannis deuten ließ. Papst Johann der Zweiundzwanzigste ließ kein Mittel unversucht, die Spiritualen zu einer gemäßigteren Befolgung der franziskanischen Armuts- und Demutslehre zu veranlassen. Er ließ zu diesem Zweck die Spiritualen-Brüder von Béziers und Narbonne vor sich kommen, deren Sprecher Bernard Délicieux war. Als Bernard es unternahm, die Sache der Spiritualen zu verteidigen, wurde er angeklagt, die Inquisition behindert zu haben. Ei wurde auf der Stelle verhaftet. Außerdem wurde ihm vorgeworfen durch Zauberkünste den Tod des Papstes Benedikt des Elften herbeigeführt und den Aufstand der Bürger von Carcassonne angezettelt zu haben.
Erst im Jahre 1319, zwei Jahre nach Bemards Verhaftung, trat ein Gerichtshof zusammen, der von dem Erzbischof von Toulouse und Jaques Fournier, dem Bischof von Pamiers, präsidiert wurde. Bernards frühere Genossen wurden als Zeugen verhört, die ihren Freund in den Tod schwuren, um ihr eigenes Leben zu retten. Zwei Monate lang wurde der Franziskaner, ein alter und von der langen Untersuchungshaft vollständig erschöpfter Mann, dem schärfsten Kreuzverhör unterworfen. Unter dem Vorwand, seine Seele retten zu wollen, erinnerte man ihn daran, daß er vor dem Gesetz der Inquisitoren ein Ketzer sei, und daß nur ein umfassendes Geständnis ihn vor dem Scheiterhaufen bewahren könne. Zweimal wurde er gefoltert. Das erste Mal wegen Hochverrats, das zweite Mal wegen Nekromantie. Aus den Registern der Carcassonner Inquisition ist ersichtlich, daß trotz der Foltermaßnahmen – jeder

Schmerzensschrei wurde von dem Inquisitionsschreiber sorgfältig vermerkt – dem Delinquenten kein Geständnis abzuringen war. Schließlich verwickelte sich aber der durch Alter und Leiden ohnehin geschwächte und durch die Folter vollkommen zerrüttete Franziskanerbruder in Widersprüche. Er ergab sich zuletzt dem Gericht auf Gnade und Ungnade und bat demütig um Absolution.
Das Urteil sprach ihn von dem Anschlag auf das Leben des Papstes Benedikt frei, erkannte ihn aber der übrigen Anklagen für überführt. Seine Schuld wurde verschlimmert durch nicht weniger als siebzig während des Verhörs geleistete Zeugenmeineide. Bernard wurde zu lebenslänglichem schweren Kerker in Ketten bei Wasser und bei Brot – also zum *murus strictus* – verurteilt und in den Inquisitionsturm von Carcassonne »eingemauert«, aus dem er zuvor die letzten Ritter von Montségur befreit hatte. Nach einigen Monaten erlöste ein sanfter Tod diesen Mann, der den Mut gehabt hatte, die Inquisition offen zu bekämpfen.

Jaques Fournier lehnte Armut, Fasten und Keuschheit als ketzerisch ab. Mit der Schwester Petrarcas hatte er Liebeshändel; oft war er »trunken von Wein und besudelt vom schlafbringenden Naß«. Chronisten sagten von ihm, er sei »ein Fettwanst und Weinschlauch« gewesen.
Sein Amtsbruder, der Toulouser Inquisitor Bernard Gui hatte im Sabarthès bereits gute Vorarbeit geleistet, als er im Jahre 1309 folgende Bekanntmachung erließ:
»Ich, Bruder Bernard Guidonis, Dominikaner und Inquisitor von Toulouse, entbiete allen Gläubigen in Christo die Belohnung und die Krone des ewigen Lebens. Umgürtet euch, Söhne Gottes, erhebt euch mit mir, Streiter Christi, gegen die Feinde seines Kreuzes, jene Verderber der Wahrheit und Reinheit des katholischen Glaubens, gegen *Peter Autier*, den Erzketzer und gegen seine Anhänger und Mitschuldigen. Ich befehle euch im Namen Gottes sie, die sich versteckt halten und in der Dunkelheit umhergehen, zu verfolgen und zu ergreifen, wo immer ihr sie findet. Ich verspreche die ewige Belohnung Gottes und einen reichen zeitlichen Lohn denjenigen, welche die Genannten ergreifen und mir vorführen. Wachet daher, ihr Hirten, auf daß die Wölfe eure Schafe nicht

fressen. Handelt mannhaft, ihr treuen Eiferer Gottes, auf daß die Gegner des Glaubens nicht fliehen noch entrinnen können!«
Peter Autier, ein Notar aus Ax im Sabarthès, war das Oberhaupt der letzten romanischen Ketzer. Er hatte in der Jugend kein catharisches Leben geführt. Wir hören von seiner druda oder Geliebten. Mit zunehmendem Alter war er aber ein eifriger Anhänger der ketzerischen Lehre und der Führer der Geächteten in den Sabarthès-Höhlen geworden. Von hier aus unternahm er Missionsreisen in die Languedoc und konnte einmal – im Jahr 1295 – den Verfolgungen der Inquisition nur durch Flucht in die Lombardei entrinnen. Drei Jahre später war er wieder im Sabarthès, wo er sich elf Jahre lang verborgen halten konnte.
Eines Tages bot ein gewisser Wilhelm Johann sich Jaques Fournier an, den Erzketzer zu verraten. Da lockten zwei Ketzer den Verräter auf eine Brücke bei Alliat, wo sie ihn ergriffen und knebelten. Hierauf schleppten sie ihn in die Berge, zwangen ihn zu einem Geständnis und stürzten ihn dann kopfüber in den Abgrund.
Als Peter Autier einmal seinen Schlupfwinkel verließ, um sich nach Castelnaudary zu begeben, wurde er ergriffen und ein Jahr später, im Jahre 1310, zu Toulouse verbrannt. Man ließ keine Möglichkeit außer acht, Peter Autier die Namen und Schlupfwinkel seiner Getreuen zu entreißen. Ihm das Geständnis seiner Ketzerei abzulocken war überflüssig. Er suchte seinen Glauben nicht zu verbergen, sondern bekannte ihn mutig. Und doch scheint es dem Inquisitor Bernard Gui gelungen zu sein, von ihm das Geheimnis der Sabarthès-Höhlen zu erfahren, um es Jaques Fournier weiterzugeben, in dessen Diözese die Ariègeberge lagen. In späteren Urteilen wird auf Peter Autiers Angaben so häufig hingewiesen, daß angenommen werden muß, er habe seinen Peinigern das Geheimnis der letzten Cathari verraten.
Am Eingang zum Sabarthès liegt vor den Toren der Stadt Tarascon ein Manoir, das heute noch Jaques Fourniers Namen trägt. Von hier aus leitete der Bischof von Pamiers den Krieg gegen die ketzerischen Troglodyten. Ehe die Höhlen von Ornolac nicht entketzert waren, war der Sieg des Kreuzes nicht vollkommen.
Das Manoir Jaques Fourniers lag inmitten der Felskegel, auf denen Calamès und Miramont, die Burgen der Belissensöhne von Rabat, wie

Adlerhorste thronten. Bis zur Sterbestunde des Catharismus blieben ihm dort droben diese Ritter treu. Nur wenige Belissensöhne waren übrig geblieben. Viele waren bei der Verteidigung Montségurs gefallen. Noch mehr waren in dem Carcassonner Inquisitionsturm zugrunde gegangen. Wieder andere mußten mit dem gelben Kreuz auf Brust und Rücken geschändet durch ihre geschändete Heimat pilgern. Am längsten hielten die Herren von Rabat und von Castellum Verdunum zu den kärglichen Resten der einst so mächtigen Minnekirche.
Jaques Fournier war es, der den bewaffneten Predigermönchen zeigte, wo sie die Mauerbrecher ansetzen mußten, um sich den Eingang in die Spulgas zu erzwingen. Von seinem Manoir bei Tarascon aus leitete er diesen heiligen Höhlenkrieg.
Über ein Jahrhundert lang hatten die Cathari ungestört in diesem wilden Pyrenäental hausen können. An den Berghängen, zwischen Tannen, Feigen und Akazien hatten sie ihre Hütten. Wenn Gefahr nahte, so flammten auf dem Soudour, einem bei Tarascon mitten im Tal aufragenden Bergriesen, warnende Feuersignale auf. Dann flüchteten die Ketzer in die Höhlen, die jedem Verderben bringen, der sie nicht kennt. Wenn – um ein Beispiel zu geben – die Schergen der Inquisitoren in die Höhle von Sakany eindrangen, so hatten sie sechs Wege vor sich. Fünf davon führen im Zickzack zu einem Abgrund, in dessen Tiefen bis heute noch niemand zu steigen vermochte. Mancher Henker mag dort unten ruhen, der allzu grimmig einem Catharus nachstürmte. Bis die Inquisitoren den von den sechs Gängen gefunden hatten, der in die wahre Höhle führt, war das Ketzernest leer.
Als aber Jaques Fournier in sein Manoir am Fuße des Soudour eingezogen war, mögen nicht mehr die Leuchtfeuer auf dem Gipfel aufgeflakkert sein. Eines Tages brannten die Spulgas, und verbrannten alle Cathari, die nicht mehr hatten fliehen können. Jaques Fournier konnte Papst werden.

Ein Dokument aus dem Jahre 1329 berichtet, daß Pons-Arnaud, der Co-Seigneur von Castellum Verdunum, der lange in den Inquisitionskerkern hatte schmachten müssen, unter der Bedingung, fortan die gelben Kreuze zu tragen, freigelassen wurde. Er verfiel aber wieder in

Ketzerei, wurde von den Häschern der Dominikaner ergriffen, eingemauert und starb schließlich *ab intestato.*
Mit dieses Belissensohnes Tod konnten auch die entlegensten und unzugänglichsten Sabarthès-Höhlen den Ketzern keinen Schutz mehr bieten. Sollten die Mauern der Höhlenfestung von Bouan, der stärksten Spulga des Sabarthès, die ja den Herren von Château-Verdun gehörte, bis dahin standgehalten haben, so mögen sie wohl nach Pons-Arnauds Tod unter den dröhnenden Stößen der Katapulte geborsten sein. Und dann mögen die letzten Cathari in den nur ihnen bekannten unterirdischen »Kaminen« auf die Berge geflohen sein, von wo sie in gastlichere Gefilde wandern konnten, wo die Sonne reiner leuchtet, da kein Rauch von Scheiterhaufen sie verfinstert, und wo die Sterne näher sind, nach denen sie sich sehnten. Bevor sie die Höhlen, die ihnen, den vogelfreien Faydits, so lange Gastrecht gegeben hatten, für immer verließen, zeichnete einer von ihnen einige Zeichen und Worte auf die Höhlenwände:

Einen Baum des Lebens
Eine Taube, das Emblem Gott-Geist
Einen Fisch, das Symbol der lichten Gottheit
Christogramme in griechischen oder romanischen Lettern
Das Wort Gethsemane

Überall wo an fast unauffindbaren Stellen ein Höhlengang sich durch den Kalkfels hinaufwindet zu den sonnenüberstrahlten Berggipfeln, zeichnete er die Paraphe GTS kunstvoll verschlungen, wahrscheinlich eine Zusammenfassung des Wortes Gethsemane, des Gartens, in dem Christus an seine Häscher verraten wurde …
Wenn man durch einen solchen Kamin hinaufzusteigen versucht nach der Höhe, wo den Cathari die Freiheit winkte, sperren oft Mauern oder mächtige Felsblöcke, die das kalkhaltige Wasser zu undurchdringlichen Tropfsteinmauern versintert hat, den Weg. Hier haben die Cathari den Inquisitoren und ihren auf ketzerische Menschen abgerichteten Hunden die Verfolgung vereitelt. Niemand hat bis heute das Geheimnis lüften können, das hinter diesen Tropfsteinwänden schlummert. Eine Pyrenäenlegende will wissen, die letzten Cathari seien hier eingemauert worden,

als die bewaffneten Predigermönche sie in ihrem unzugänglichen Versteck nicht hatten ergreifen können. Die Sabarthèsberge haben bis heute das Geheimnis gewahrt.

Das gänzliche Verschwinden einer so mächtigen Bewegung, wie sie der Catharismus war, ist so unwahrscheinlich erschienen, daß man vielfach geglaubt hat, die *Cagots,* jener verachtete »Zigeuner«-Stamm in den Pyrenäen, der in der französischen Provinz Navarra erst im Jahre 1709 und in der spanischen Provinz Navarra erst im Jahre 1818 bürgerrechtlich anerkannt wurde, seien die Nachkommen der Cathari. Auch die Cagots glaubten es zu sein. In einer Bittschrift an Papst Leo den Zehnten ersuchten sie im Jahre 1517 den Heiligen Vater, er möge sie wieder in die menschliche Gesellschaft aufnehmen, da doch die Irrtümer ihrer Väter längst gesühnt seien.

Im Jahre 1807 bemerken Jäger aus dem Sabarthèsdorf Suc auf den einsamen Höhen des Pic du Montcalm, eines der höchsten Pyrenäengipfel, den jahraus jahrein Schnee bedeckt, eine nackte Frau. Statt auf Bären machen die Bauern auf die nackte Frau Jagd, die wie eine Gemse die klaffenden Felsspalten überspringt und an furchtbaren Abgründen vorbeieilt, ohne vom Schwindel gepackt in die Tiefe zu stürzen. Es gelingt ihnen nicht, sie einzufangen.
Am folgenden Tag erneuern die Jäger, von Montcalm-Hirten unterstützt, die Verfolgung. Es gelingt ihnen, das Wild zu stellen und seiner habhaft zu werden. Man reicht der Frau Kleider, wie sie die Bauernweiber in diesen Bergen zu tragen pflegen. Sie zerreißt sie. Schließlich glückt es, die Hände der Frau zu fesseln, sie mit Gewalt anzukleiden und in das Pfarrhaus von Suc zu schaffen. Dort beruhigt sie sich etwas, betrachtet ihre Gewänder, fällt auf die Knie und bricht in konvulsivisches Weinen aus.
Ihr hageres fahles Gesicht läßt noch erkennen, daß sie einst sehr schön gewesen ist. Ihr hoher Wuchs und ihre würdigen Bewegungen lassen auf adelige Herkunft schließen. Man bietet ihr ein Zimmer an, in dem sie die Nacht verbringen soll. Am anderen Morgen ist sie verschwunden. Die Kleider hat sie zurückgelassen.

Einige Tage später entdeckt man sie auf einem der verschneiten Gipfel der Pics de Bassies. So vergeht der Winter …
Im Frühling begibt sich der Friedensrichter von Vicdessos mit Gendarmen auf die Höhen des Montcalm. Nach großen Schwierigkeiten gelingt es, die Frau einzufangen. Von neuem bekleidet man sie, gibt ihr zu essen und versucht, ihr das Geheimnis ihres sonderbaren Daseins zu entreißen. Ohne Erfolg. Eines Tages fragt sie der Friedensrichter, wie es denn möglich gewesen sei, daß die Bären sie nicht zerrissen hätten. Da antwortet sie in der Mundart jener Täler:
»Die Bären? Sie sind meine Freunde. Sie wärmten mich!«
Die Frau wird krank. Man bringt sie in das Krankenhaus von Foix. Sie entflieht am zwanzigsten Juli, wird aber am zweiten August in der Nähe Tarascons ergriffen, bevor sie wieder zum Montcalm hinaufsteigen kann. Man schafft sie nach Foix zurück und sperrt sie im Schloßgefängnis ein. Dort stirbt sie am neunundzwanzigsten Oktober des Jahres 1808, um ein Uhr morgens. Die Sehnsucht nach ihren Bergen hat sie getötet.
Nie ist es gelungen, das Geheimnis der *Folie du Montcalm* zu lüften. Die Bauern aus den weltfernen Tälern dort unten wollten mich wissen lassen, sie sei die letzte Enkelin der Ketzer gewesen …
Seit sechshundert Jahren ist der romanische Catharismus tot. Er starb in den Höhlen von Ornolac, wo Tausende von Jahren zuvor seine Wiege gestanden hatte. Der Tabor, einst Romaniens Parnaß, ist eine gewaltige Nekropole geworden. Eine der edelsten Kulturen liegt dort begraben. Vielleicht hat das kalkhaltige Wasser der Sabarthès-Quellen den Höhlensaal verschlossen, in dem zum zweiten Mal das catharische Mysterium der Manisola begangen wurde. Vielleicht liegen hier, vom Berg begraben, die letzten in der Endura gestorbenen Cathari um den Ketzerschatz, dessen Anblick all ihren Brüdern den Mut gegeben hatte, lächelnd in den Tod zu gehen und im Sterben, als die Flammen der Scheiterhaufen an ihnen hochzüngelten, auszurufen: »Gott ist Liebe!« Wenn Gott gütiger und verständnisvoller ist als die Menschen, sollte da den Ketzern im Jenseits nicht das zuteil geworden sein, was sie ersehnten, was sie mit grausamster Selbstüberwindung, konsequentester Willensstärke und mit unerhörtem Heroismus wollten? Sie wollten Vergottung im Geist …

Apotheose! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, also: sein Leben nach dem Tode!
Was mag aus dem Gral, der romanischen Mani geworden sein? Eine Pyrenäenlegende will wissen, der Gral entferne sich um so weiter von dieser Welt, steige um so höher gen Himmel, als die Menschheit seiner unwürdig geworden sei. Vielleicht hüten Romaniens Reine den Gral auf einem der Sterne, die Montségur, Romaniens Golgatha, wie eine Gloriole umgeben.
Der Gral symbolisierte den Wunsch nach dem Paradies, in dem der Mensch der Gottheit Bild, nicht Zerrbild war, und das man sehen darf, wenn man seinen Nächsten liebt wie sich selbst. Ritterliche Recken, betende Dichter, dichtende Priester, reine Frauen hüteten einst dieses Symbol.[140*]

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Goethe

ANHANG

Vorbemerkungen zum wissenschaftlichen Teil

Vor geraumer Zeit schon hatte ich den Entschluß gefaßt, den kaum erhellten Beziehungen zwischen romanischer Poesie und Mystik und deren Auswirkung auf die Geisteshaltung des mittelalterlichen Deutschland nachzugehen. Erst als es mir verstattet war, diese These in Romanien selbst in Angriff zu nehmen, gewahrte ich die schnurgerade Straße, die von Montségur, dem romanischen »Tempel der höchsten Minne«, nach Wildenberg bei Amorbach, der Burg des größten deutschen Minnedichters, Wolfram von Eschenbach führt. Da erst erkannte ich auch, daß die deutsche und romanische Minnewelt, uns so fern und so nahe zugleich, nur durch die Erkenntnis ihrer auf germanisch-keltischem Urgrund gewachsenen Minnemystik in ihrer sublimen Schönheit geschaut werden können.

Der *Catharismus* war eine über ganz Europa verbreitete dualistische Bewegung. Wie sich die catharischen Sekten vom Balkan bis Köln und Toulouse auf gleicher Basis organisierten, um in dem längst drohenden Entscheidungskampf mit Rom und Paris stark zu sein, ist in der vorlie-

genden Arbeit nicht besprochen worden, um den gegebenen Rahmen nicht zu sprengen. Ich habe auch die landläufige Auffassung unberücksichtigt gelassen, daß der romanische Catharismus – der Albigeismus also – ein Zweig der Bogumilen, der slawischen Ketzer, gewesen ist. Die diesbezüglichen, durchaus nicht feststehenden Lehrmeinungen können in jedem Werk über den Catharismus, insbesondere Schmidt und Döllinger, nachgelesen und mit meinen Ausführungen verglichen werden. Es lag mir weit mehr daran, das autochthone Moment im Albigeismus in den Vordergrund zu stellen, da ich auf bislang unberücksichtigte Tatsachen aufmerksam machen und ihnen die berechtigte Vorrangstellung über die meines Erachtens überschätzten Beziehungen zu dem osteuropäischen Catharismus einräumen wollte. Dies sei ausdrücklich betont. [Vergleiche Anmerkungen 45, 69 und im Nachwort die Ausführungen über Borst, der 20 Jahre nach Rahns Buch dieses autochthone Moment nicht sehen will! – Der Herausgeber.]
Das vorliegende Buch wollte und konnte den gewählten Stoff nicht erschöpfend gestalten. Es erhebt allerdings den Anspruch, mehrere, bis heute gesondert betrachtete Gebiete in einen einzigen Gesichtswinkel gerückt zu haben. Dieser Grund bedingte auch seine Form, die eines »Reiseberichts« durch Berge, Burgen, Höhlen und mehr oder minder vergilbte Bücher. Diese Form schließt wohl kaum aus, daß das ein oder das andere Motiv verdient, von kompetenterer Seite unter die Lupe genommen zu werden.
Ich hoffe, dieser Arbeit in absehbarer Zeit eine zweite als Ergänzung folgen lassen zu können: Konrad von Marburg, der deutsche Inquisitor. Darin möchte ich die Einflüsse des deutschen Catharismus, der in meiner hessischen Heimat und längs des Rheines, von Basel bis Köln, tausende von Anhängern zählte, auf die gesamte deutsche Mystik bis in die Neuzeit hinein (Novalis) würdigen. Manches wird zwischen den Zeilen der vorliegenden Arbeit bereits herauszulesen sein.

Die ersten Anregungen für eine Ketzerforschung dieser Art verdanke ich meinem Gießener Lehrer, *Freiherrn von Gall.* Dann vergingen Jahre, bis sich mir durch unerwartet günstige Umstände die Möglichkeit ergab, mit Montségur als Ziel in die Pyrenäen zu reisen. Nach mehrwöchentli-

chem Aufenthalt unweit dieser Burgruine ließ ich mich durch die Legende von den in einer Ariègehöhle eingemauerten letzten Cathari veranlassen, nach Ornolac im Sabarthès überzusiedeln. Dort hatte ich das Glück, einen »Trevrizent« zu finden, wie ich ihn mir zuständiger und nachsichtiger nicht denken konnte: den Prähistoriker Herrn Antonin *Gadal,* unter dessen Obhut sich sämtliche Sabarthèshöhlen – mit Ausnahme der Höhlen von Niaux und Bédeilhac – befinden, und der hier in jahrzehntelanger mühsamer Forschung große Arbeit geleistet hat. Nicht nur, daß Herr Gadal mir, dem Ausländer, die Möglichkeit verschaffte, in den unter Denkmalschutz stehenden Höhlen unangefochten alle mir zweckmäßig scheinenden Arbeiten auszuführen, er stellte mir auch seine umfangreiche Bibliothek und sein Privatmuseum zur uneingeschränkten Verfügung. Herr Gadal beabsichtigt, wie er mich kürzlich wissen ließ, das Ergebnis seiner Forschungen in Bälde zu veröffentlichen. Obgleich es sich um eine prähistorische und speleogische Spezialarbeit handelt, wird diese doch den einen oder anderen Punkt meiner Ausführungen stützen und erweitern. Es ist mir eine Genugtuung, auch an diesem Orte Herrn Gadal für seine selbstlose Hilfe zu danken. [Gadal 1962 †]

Ich müßte mich undankbar schelten, gedächte ich nicht in Dankbarkeit meiner pyrenäischen Freunde, die das Werden meines Buches auf jede Weise förderten.
Mit Montségurs heroischer Vergangenheit machte mich die Gräfin *Pujol-Murat* vertraut, deren Vorfahren bei der Verteidigung Montségurs ihr Leben für die vom Feind überflutete Heimat ließen, und die Hugues de Payens, den Gründer des Templerordens, und vor allem die große Esclarmonde de Foix zu ihren Ahnen zählen darf. Der Kreis meiner romanischen Freunde wäre nicht geschlossen, erwähnte ich nicht die Herren de Bélissen, Roché, Palauqui, Meslin und Maupomé, die meine Arbeit bereitwilligst unterstützten. Versäumen möchte ich auch nicht, den Herren der pariser Nationalbibliothek und der freiburger Universitätsbibliothek für ihre Bemühungen bestens zu danken.

Otto Rahn

Biese: Deutsche Literaturgeschichte. 17. Aufl. 1921.
Birch-Hirschfeld: Über die den provençalischen Troubadours des XII. und XIII. Jahrhunderts bekannten epischen Stoffe. 1878.
Brinkmaier: Die provençalischen Troubadours. 1882.
Dante: Die göttliche Komödie (in der Übersetzung von Witte).
Doms Vic & Vaissette: Histoire générale de Languedoc (Ausgabe Privat, Toulouse). 1872–1905.
Hoepfner: Die Heiligen in der christlichen Kunst. 1893.
Kampers: Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral (Görres-Gesellschaft). 1916.
Karpeles: Allgemeine Geschichte der Literatur. 1891.
Lavisse: Histoire de France. 1911.
Lea: Geschichte der Inquisition im Mittelalter. 1905 ff.
Lenau: Werke (Ausg. d. Bibliogr. Instituts, Leipzig).
Magre: Magiciens et Illuminés. 1930.
Petrarca: Trionfi (Kritische Ausgabe von Appel: Die Triumphe Petrarcas). 1901–1902.
Peyrat: Histoire des Albigeois. Bd. I: Civilisation Romane. Bd. II: La Croisade. 1880.
–: Histoire des Albigeois. Bd. I–III. Les Albigeois et l'Inquisition. 1870. Reinach: Orpheus. 1905.
Wechßler: Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. 1898.
Wolfram von Eschenbach: Parzival (Hsg. A. Leitzmann. Altdeutsche Textbibliothek XII). 1902.
–: Parzival (Neuhochdeutsche Übertragung von Pannier) bei Reclam, Leipzig.

Das Werden der romanischen Kultur

Berard: La Méditerranée phénicienne (Annales de géographie). 1895-1896.
Bertrand: Archéologie celtique et gauloise. 1889.

Bosch Gimpera: Los antiguos Iberos y su origen. (Vortrag gehalten am 22. März 1927 und veröffentlicht in »Conferencias dadas en ei centro de intercambio intelectual germano-espanol«.) 1928.
Bouché de Cluny: Les Bardes. 1844.
Cartailhac: L'or gaulois (Revue d Anthropologie). 1899.
Clerc: Histoire de Marseille dans l'Antiquite[1]. 1900.
Garrigou: Ibérie et les Ibères. 1884.
Herzog: Gallia Narbonensis historia. 1864.
Humboldt, W. von: Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittels der vaskischen Sprache. 1821.
Jones-Williams-Owen: Myvyrian archaiologie of Wales. 1862.
Jung: Die romanischen Landschaften des römischen Reiches. 1881.
Movers: Die Phönizier. 1840–1856.
Napoléon III.: Histoire de Jules César. 1866.
Phillips: Die Wohnsitze der Kelten auf der pyrenäischen Halbinsel. 1872.
Thierry: Histoire des Gaulois. 1877.
Wilke: Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. 1923.
Dazu die bereits genannten:
Lavisse: Histoire de France.
Peyrat: Histoire des Albigeois (Civilisation Romane).
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc,
sowie die später angegebenen Arbeiten Garrigou's.

Der Druidismus und die ihm verwandten Theogonien bis zum Manichäismus

Anrich: Das antike Mysterienwesen. 1894. 1904.
D'Arbois: Les Druides. 1906.
Aube: Histoire des persécutions. 1875–1885.
Babut: Priscillien et le Priscillianisme. 1909.
Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident.
–: Urreligion und antike Symbole.
Bardenheyer: Geschichte der altchristlichen Literatur. 1903.
Barth: Über die Druiden der Kelten. 1826.

Baur: Das manichäische Religionssystem. 1831.
Beausobre: Histoire critique de Manichée et du manichéisme. 1734.
Beauvais: L'Elysée transatlantique et l'Eden occidental (Revue de l'histoire des religions). 1883.
Bertrand: La religion des Gaulois. 1897.
Boissier: La fin du paganisme. 1891.
Boltz: Der Apollomythus. 1894.
Bosc: Belisama. 1910.
Bouché-Leclercq: L'intolérance religieuse et la politique. 1911.
Bühler: The Laws of Manou. 1886.
Cumont: Cosmogonie manichéenne. 1908.
Cumont-Gehrich: Die orientalischen Religionen. 1910.
Darmesteter: Ormazd und Ahriman. 1876.
Decharme: Mythologie de la Grèce antique. 1879. 1929.
Déchelette: Manuel d'archéologie préhistorique et celtique. 1908.
Delitzsch: Das babyl. Weltschöpfungsepos. 1896.
Dobschütz: Die urchristlichen Gemeinden. 1902.
Dom Martin: La religion des Gaulois. 1727.
Duchesne: Origines du culte chrétien. 1925.
Flügel: Mani, seine Lehren und seine Schriften. 1862.
Grimm: Deutsche Mythologie. 4. Aufl. 1875–1878.
Gruppe: Griechische Culte und Mythen. 1887.
–: Griechische Mythologie. 1906.
Hahn: Mythologische Parallelen. 1859.
Harnack: Lehrbuch der Dogmengeschichte. 4. Aufl. 1910.
–: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 1902.
Hauck-Herzog: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 1877 ff. Art. Gnostizismus, Marcion, Priscillianus usw.
Hirt: Die Indogermanen. 1905.
Huggler: Mythologie der altchristl. Kunst. 1929.
Keßler: Mani. Forschungen über die manichäische Religion. 1889.
Kittel: Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament. 1924.
Le Blant: Les persécuteurs et les martyrs. 1893.

Leisegang: Gnosis. 1924.
Loisy: Les mystères païens. 1930.
Martigny: Dictionnaire des antiquités chrétiennes. 1865.
Maury: La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au Moyen Age. 1860.
Menzel: Vorchristliche Unsterblichkeitslehre. 1870.
Milloul: Métempsychose et ascétisme. 1901.
Mogk: Germanische Mythologie. 1906.
Paul: Das Druidentum (Jahrbücher für klass. Philologie). 1892.
Platon: Studies in the fairy mythologie of Arthurian romance. 1903.
Pokorny: Der Ursprung des Druidentums (Mitteilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft). 1908.
Reclus: L'Homme et la Terre. 1905.
Reinach: Cultes, mythes et religions. 1904–1912.
Reitzenstein: Hellenistische Mysterienreligionen. 1904. 1910.
-: Die Vorgeschichte der christl. Taufe. 1929.
Renan: Das Leben Jesu. (Leipzig, Bibliogr. Institut.)
Réville: Vigilance. 1902.
Reynaud: L'esprit de la Gaule. 1866.
Rochat: Essai sur Mani et sa doctrine. 1897.
Rohde: Psyche. 1903.
Röscher: Ausführliches Lexikon der griech. und röm. Mythologie. 1884 ff.
Sili Italici Punica (ed. Bauer). 1840.
Söderblom: La vie future d'après le mazdéisme. 1901.
Steffen: Mani. Über sein Leben und seine Lehre.
Steiner: Wendepunkte des Geisteslebens. 1927.
Stender: De Argonautorum expeditione. 1874.
Steuding: Griechische und römische Mythologie. 1905.
Stoll: Die Götter und Heroen des griechischen Altertums. 7. Aufl. 1885.
Stoop: La diffusion du manichéisme dans l'Empire romain. 1909.
Vater: Der Argonautenzug. 1848.
Volkmann: Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch. 1873.
Wilamowitz-Möllendorf: Der Glaube der Hellenen. 1931.
Außerdem:
Lavisse: Histoire de France.

Peyrat: Histoire des Albigeois.
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc.

Die Poesie der Troubadoure

Anglade: Histoire sommaire de la littérature au Moyen-âge. 1921.
–: Les troubadours. 1924.
–: Anthologie des troubadours. 1927.
Bartsch: Chrestomathie provençiale. 6. Aufl. 1904.
Baudler: Guiot von Provins. 1902.
Coulet: Le troubadour Guilhem de Montanhagol. 1898.
Diez: Die Poesie der Troubadours. 1883.
–: Leben und Werke der Troubadours. 1882.
Fauriel: Histoire littéraire des troubadours. 1802.
Gautier: La chevalerie. 3. Aufl. 1895.
Kannegießer: Gedichte der Troubadoure im Versmaß der Urschrift übersetzt. 1852.
Mahn: Gedichte der Troubadours in provenzalischer Sprache. 1864.
–: Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache. 1883.
Nostradamus: Les vies des plus célèbres poètes provençaux. 1575. 1913.
Meyer, F.: Die Stände, ihr Leben und Treiben, dargestellt nach den altfranz. Artus- und Abenteuerromanen (Ausg. u. Abh. aus d. Gebiet d. roman. Phil. LXXXIX). 1892.
Michelet: Les poètes gascons du Gers. 1904.
Millot: Histoire littéraire des troubadours. 1802.
Suchier: Geschichte der französischen Literatur. 1900.
Villemain: Tableau de la littérature au Moyen âge. 1840.
Voßler: Peire Cardinal, ein Satiriker aus d. Zeitalter der Albigenserkriege (Sitzungsber. d. kgl. bayer. Akad. d. Wissensch.). 1916.
Witthoeft: »Sirventes joglaresc.« Ein Blick auf das altfranzösische Spielmannsleben (Ausg. u. Abh. ausd. Gebiete d. roman. Phil. LXXXVIII). 1891. Ferner die bereits genannten:
Birch-Hirschfeld: Epische Stoffe.
Brinkmaier: Troubadours.

Lavisse: Histoire de France.
Peyrat: Histoire des Albigeois (Civilisation Romane).
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc.
Wechßler: Gral.

Die Albigenser und ihre Lehre

Benoist: Histoire des Albigeois. 1691.
Clédat: Le Nouveau Testament traduit au XHIe siècle en langue provençale, suivi d'un rituel cathare. 1887.
Döllinger: Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters. 1890.
Douais: Les Albigeois, leur origine. 1879.
Dulaurier: Les Albigeois ou les Cathares du midi de la France (Cabinet historique XXVI). 1880.
Füslin: Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeit. 1772.
Gieseler: Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1844.
Guiraud: Gartulaire de Notre-Dame de Prouille (Vorwort über L'Albigéisme au XIIIe siècle). 1907.
Hahn: Geschichte der neu-manichäischen Ketzer. 1845.
Jas: Disputatio academica de Valdensium secta ab Albigensibus bene distinguenda. 1834.
Maitland: Facts and documents illustrative of the history, doctrine and rites of the ancient Albigenses and Waldenses. 1838.
Manuel de l'Inquisiteur Bemard Gui (Ed. Mollat). 1926.
Molinier: L'Endura, coutume religieuse des derniers sectaires albigeois (Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux III). 1881.
Moneta: Adversus Catharos et Waldenses libri V. 1743.
Palauqui: La vérité sur l'Albigéisme. 1932.
Schmidt: Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois. 1849.
Vidal: Doctrine et morale des derniers ministres albigeois (Revue des questions historiques LXXXV). 1909.
Walch: Entwurf einer vollständigen Ketzergeschichte. 1766.
Weiterhin:
Lavisse: Histoire de France.

Lea: Geschichte der Inquisition.
Magre: Magiciens et Illuminés.
Peyrat: Histoire des Albigeois.
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc.

Parzival und der Gral

Baist: Parzival und der Gral. 1909.
Bartsch: Die Eigennamen in Wolframs Parzival und Titurel. 1875 (in Germanische Studien II).
Baudler: Guiot von Provins. 1902.
Benziger: Parzival. 1914.
Beslais: La légende de Perceval le Gallois. 1904.
Birch-Hirschfeld: Die Sage vom Gral und ihre Entwicklung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland im 12. und 13. Jahrhundert. 1877.
Dom Morin: Saint-Lazare et Saint-Maximin (Mémoires de la Société des Antiquaires de France). 1897.
Duchesne: La légende de Sainte-Marie Madeleine (Annales du Midi). 1892 bis 1893.
Fisher: The mystic vision in the Grail legend and the divine comedy. 1917.
Golther: Parsifal und der Gral in deutscher Sage des Mittelalters und der Neuzeit. 1908.
Griffith: Sir Perceval of Galles. 1911.
Hagen: Der Gral. 1900.
Heinrich: Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach et la légende du Saint-Graal. 1855.
Heinzel: Über Wolframs von Eschenbach Parzival (Sitzungsberichte der K. Akademie d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Kl. 130). 1893.
–: Über die französischen Gralromane (Denkschriften der Kais. Akademie d. Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 40). 1892.
Hertz: Parzival. 1898.
Historia dos cavalleiros do Santo Graall. 1887.

Hoffmann: Die Quellen des Perceval. 1905.
Iselin: Der morgenländische Ursprung der Grallegende. 1909.
Kampers: Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft). 1916.
Kupp: Die unmittelbaren Quellen des Parzival Wolframs von Eschenbach (Zeitschr. f. d. Phil. XVII). 1885.
Lang: Die Sage vom heiligen Gral. 1862.
Manteyer: Les légendes saintes de Provence (Mélanges d'histoire et d'archéologie de l'Ecole de Rome). 1897.
Martigny: Dictionnaire des antiquités chrétiennes. 1865.
Martin: Zur Gralsage. 1880.
Palgen: Der Stein der Weisen (Quellenstudien zum Parzival). 1922.
Paris: Perceval et la légende du Saint-Graal. 1883.
San Marte: Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. 1887.
–: Über die Eigennamen im Parzival des Wolfram von Eschenbach. 1857.
–: Parzivalstudien I–III. 1861–62.
–: Sein oder Nichtsein des Guiot von Provence. 1883 (in Zeitschr. f. d. Philologie XV).
Sterzenbach: Ursprung und Entwicklung der Sage vom heiligen Gral. 1908.
Strucks: Der junge Parzival. 1910.
Sühling: Die Taube als religiöses Symbol im christl. Altertum. 1930.
Wechßler: Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. 1898.
Weston: The legend of Sir Perceval. Studies upon its origin. 1909.
Dazu:
Biese: Literaturgeschichte.
Karpeles: Geschichte der Literatur.

Huon von Bordeaux

Graf: I complimenti della Chanson d'Huon de Bordeaux. 1878.
Guessard-Grandmaison: Les anciens Poètes de la France t. V. Huon de Bordeaux. 1860.

Schäfer: Über die Pariser Hss. 1451 und 22 555 der Huon de Bordeaux-Sage. 1892.
Voretzsch: Die Kompositionen des Huon von Bordeaux. 1900.

Esclarmonde und Montségur

Coulet: Le troubadour Montanhagol. 1898.
Gaußen: Montségur, roche tragique. 1905.
Palauqui: Esclarmonde de Foix. 1911.
Peladan: Le secretdes troubadours. 1906.

Sabarthès

Castillon (d'Aspet): Histoire du comté de Foix. 1852.
Gadal: Ussat-les-Bains.
Garrigou: Erudes sur l'ancien pays de Foix. 1846.
–: Sabar. 1849.
Vidal: Tribunal d'Inquisition de Pamiers. 1906.
–: Doctrine et morale des derniers ministres albigeois (Revue des questions historiques LXXXV). 1909.

Der Albigenserkreuzzug

Barreau-Darragon: Histoire des croisades contre les Albigeois. 1843.
Caesar von Heisterbach: De miraculis et visionibus sui temporis seu dialogus miraculorum. 1850.
Chanson de la Croisade contre les Albigeois (Commencée par Guillaume de Tudèle et continuée par un poète anonyme. Ed. Paul Meyer). 1875.
Guilelmus de Podio Laurentii Chronica super historia negotii Francorum adversus Albigenses (Duchesne: Scriptores historiae Franciae V.). 1649.
Julia: Histoire de Béziers. 1845.
Langlois: Histoire des Croisades contre les Albigeois. 1703.

Luchaire: Innocent III. Band II: La croisade des Albigeois. 1905.
Marture: Histoire des comtes de Toulouse. 1827.
Petri Vallium Sarnaii Monachi Hystoria Albigensis (Ed. Guèbin-Lyon) 1926.
Sismondi: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. 1829.
Walch: Entwurf einer vollständigen Ketzergeschichte. 1766.

Wenn auch nicht durchweg unentbehrlich, so doch bemerkenswert sind auch die bereits erwähnten:

Lavisse: Histoire de France.
Lea: Geschichte der Inquisition.
Magre: Magiciens et Illuminés.
Peyrat: Histoire des Albigeois (La Croisade).
Schmidt: Histoire des Cathares.
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc.
Voßler: Peire Cardinal.

Die Inquisition

Cauzons: Histoire de l'Inquisition en France. 1909.
Comba: Histoire des Vaudois. 1901.
David von Augsburg: Tractatus de inquisitione haereticorum (Abhandl. d. hist. Klasse d. kgl. bayer. Akademie d. Wissensch. XIV). 1876.
Doat: Auf Befehl Colberts im Jahre 1669 unter der Leitung Jean Doats gemachte Kopien der Inquisitionsregister von Albi, Carcassonne, Toulouse, Narbonne usw. Eine Serie von 258 Manuskriptbänden in der pariser Nationalbibliothek.
Douais: Documents pour servir ä l'histoire de l'Inquisition dans Ie Languedoc. 1900.
–: L'Inquisition, ses origines, sa procédure. 1906.
Gmelin: Schuld oder Unschuld des Templerordens. 1893.
Gui: Manuel de l'Inquisiteur (Ed. Mollat). 1926.
Guiraud: Saint Dominique. 1923.
Haller: Papsttum und Kirchenreform. I. 1903.
Hauréau: Bernard Délicieux et l'Inquisition dans le Languedoc. 1877.

Havel: L'hérésie et le bras séculier au Moyen âge jusqu'au XIIIe siècle (Bibl. de l'Ecole des Chartes XLI). 1880.
Jakob: Studien über Papst Benedikt XII. 1910.
Lacordaire: Vie de saint Dominique. 1840.
Limborch: Historia Inquisitionis cui subjungitur Liber sententiarum Inquisitionis Tholosanae ab anno 1307 ad annum 1324. 1692.
Michelet: Procès des Templiers (Collection des documents inédits sur l'histoire de France). 1841.
Molinier: L'Inquisition dans le midi de la France. 1880.
-: L'hérésie et la persécution au Xle siècle (Revue des Pyrénées VI). 1894.
Mollat: Les papes d'Avignon. 1924.
Müller, K.: Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen. 1886.
Tanon: Histoire des tribunaux de l'Inquisition dans le Languedoc. 1893. 1900.
Tuberville: Mediaeval Heresy and the Inquisition. 1920.
Verlaque: Jean XXII, sa vie et ses oeuvres. 1883.
Vidal: Le tribunal d'Inquisition de Pamiers. 1906.
–: Bullaire de l'inquisition française au XlVe siècle et jusqu'a la fin du Grand Schisme. 1913.

Zu Rate zu ziehen sind auch:

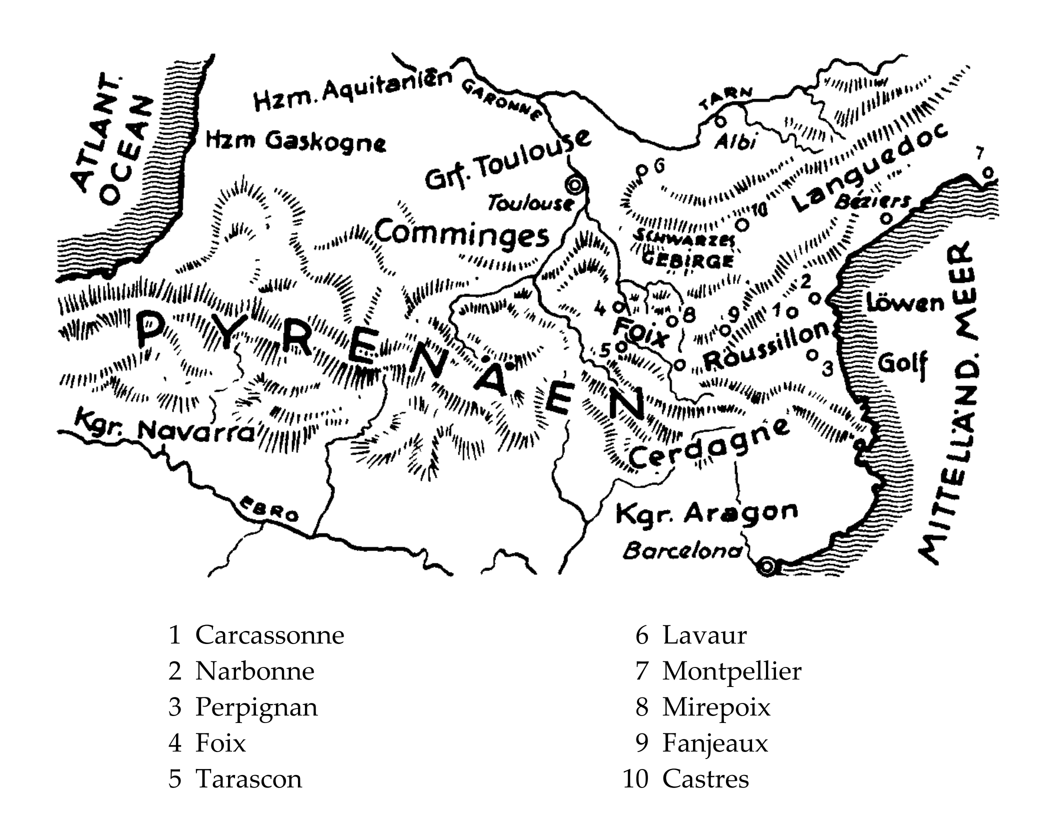
Guiraud: Cartulaire.
Lea: Inquisition.
Peyrat: Les Albigeois et l'Inquisition.
Schmidt: Histoire des Cathares.
Vic-Vaissette: Histoire générale de Languedoc.
Voßler: Peire Cardinal.

Nachtrag 1964

Arno Borst: Die Katharer. Verlag Hiersemann, Stuttgart. 1952.
Ida Tietze: Aus verklungenen Jahrtausenden. Verlag Bernhardt, Vomperberg-Tirol. 1954.
Julius Evola: Das Mysterium des Grals. Barth-Verlag, München. 1955.
Erich Köhler: Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur

frühen Artus- und Gralsdichtung. Niemeyer, Tübingen. 1956.
Chrétien de Troyes: Perceval oder die Geschichte vom Gral. Deutsch von Konrad Sandkühler. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart. 3 Bände. 1957 bis 1964.
Robert de Boron: Die Geschichte des Heiligen Gral. Deutsch von K. Sandkühler, Stuttgart. 1958.
Gralswelt, Zeitschrift. Stiftungs-Verlag, Schwäbisch Gmünd.
Verwehte Zeit erwacht. Aufgenommen in der Nähe Abd-ru-shins. Herausgegeben von der Stiftung Gralsbotschaft. Vomperberg-Tirol. 1959.
Rudolf Meyer: Der Gral und seine Hüter. Urachverlag, Stuttgart. 1958.
Rudolf Steiner: Christus und die geistige Welt. Herausgegeben von Friedenthal. Als Manuskript gedruckt. 4. Auflage, 1960. Rudolf Steiner – Nachlaßverwaltung, Dornach.
Abd-ru-shin: Im Lichte der Wahrheit. Gralsbotschaft. Verlag Bernhardt, Vomperberg-Tirol.1960.
Emma Jung/M. L. v. Franz: Die Gralslegende in psychologischer Sicht. Rascherverlag, Zürich, 1960.
Emil Bock: Die Drei Jahre. Verlag Urachhaus, Stuttgart. 1949.
Karlheinz Deschner: Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII. 2. Auflage. Hans E. Günther Verlag, Stuttgart. 1964. (Zum Gesamtproblem!)
Pierre Belperron: La Croisade contre les Albigeois et l'Union du Languedoc à la France. Librairie Plon, Paris. Georges Bordonove: Le Bücher. Edition Julliard, Paris.
Déodat Roche: Arque (Aude), Cahiers d'Etudes Cathares. Vierteljährlich.
–: Die Katharer und die Templer. (Manuskript).
Zoé Oldenbourg: Le Bûcher de Montségur. 1959. Paris bei Gallimard.
Gabriele Efimoff: Die Spanisch-aragonische Gralstradition von San-Juan de la Pena. ›Blätter für Anthroposophie«, Heft 3. 1960. Basel.
Antonin Gadal: Sur le Chemin du Saint Graal. Haarlem. 1960.
Isabelle Sandy: Montségur. Gallimard, Paris. Editions Pierre Farre, Foix, Ariège. 1961.
Fernand Niel: Mont Ségur. Le Site – Son Histoire. Imprimerie Allier, Grenoble. 1962.
Walter Hotz: Burg Wildenberg. 1963 bei Emig, Amorbach.

Übersichtskarte von Westromanien



1 Carcassonne	6 Lavaur
2 Narbonne	7 Montpellier
3 Perpignan	8 Mirepoix
4 Foix	9 Fanjeaux
5 Tarascon	10 Castres

Das *Sabarthès,* auf etwa halber Wegstrecke zwischen Toulouse und Barcelona, bildet den Teil der Grafschaft Foix (jetziges Departement Ariege), der von Spanien und Andorra begrenzt wird.
Das *Tabormassiv* erreicht mit dem Pic du Saint-Barthelemy eine Höhe von 2500 m, wird aber von dem etwas westlicher gelegenen Pic du Montcalm um 5oo m überragt.
Dem Burgfelsen von *Montségur* (1200 m) sind zur Ebene hin nur einige Hügel vorgelagert.

Die Landschaft des pyrenäischen Gralsmythus



Städte:

1 Foix
2 Tarascon
3 Castellum Verdunum
4 Ax

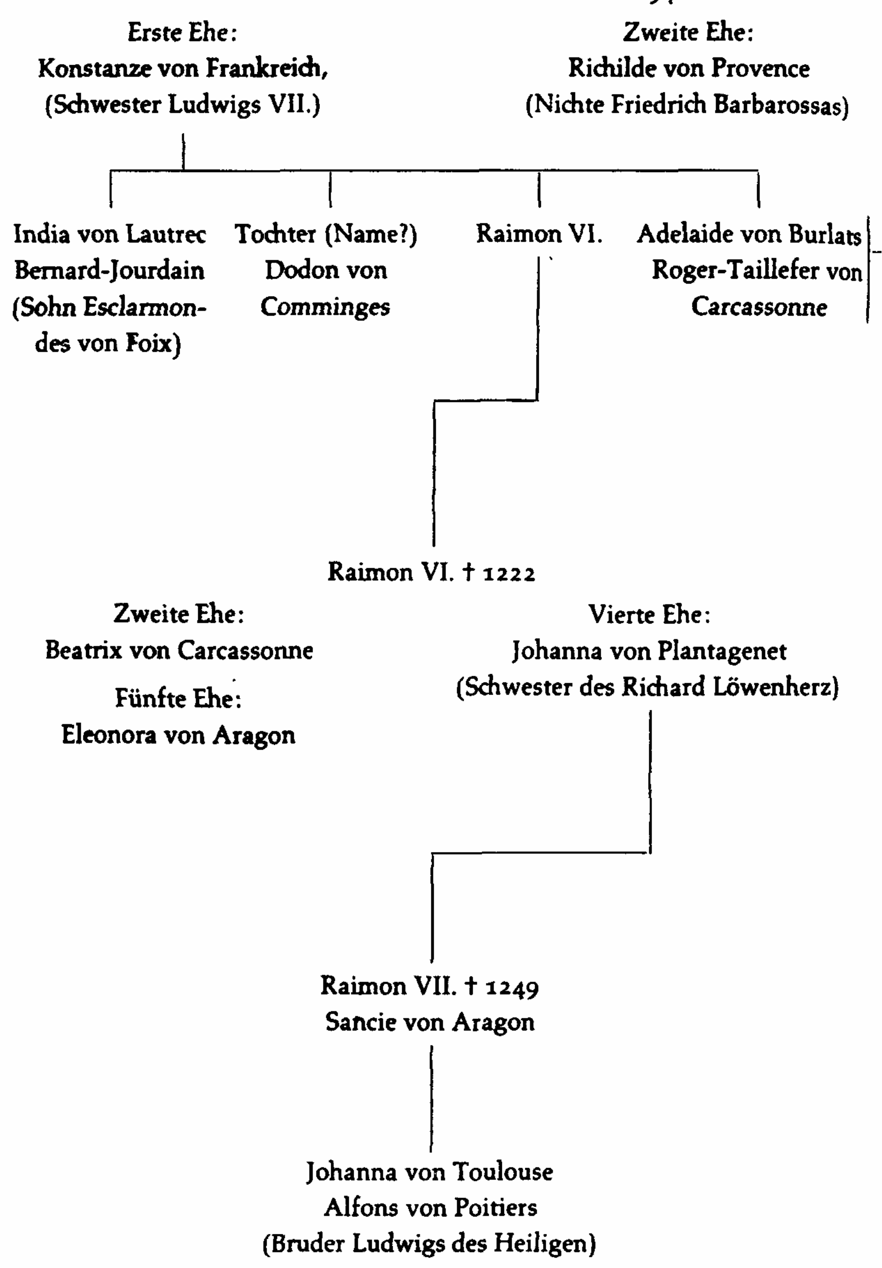
Burgen:

5 Montségur
6 Miramont
7 Calamès
8 Soudour
9 Sankt Peter
10 Lordat

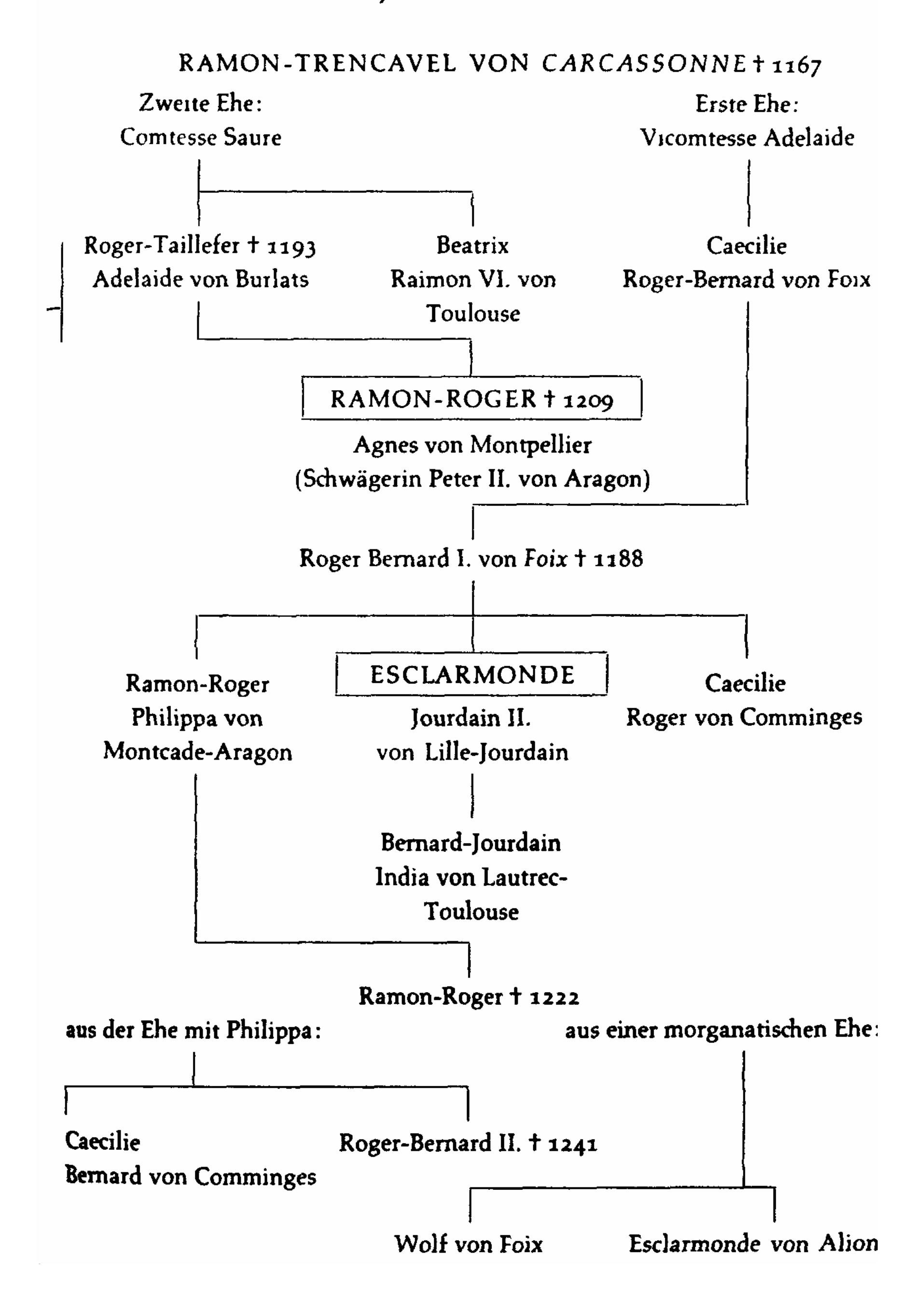
Höhlen:

11 »Las Gleysos«
12 Die »Kathedrale« von Lombrives
13 Höhle des Eremiten
14 Höhle von Fontanet
15 »Spulga« v. Ornolac
16 »Spulga« von Bouan

17 Pic du Saint-Barthelemy
18 Wald von Serralunga
19 Druidensee


RAIMON V. VON TOULOUSE † 1194
Erste Ehe:
Konstanze von Frankreich,
(Schwester Ludwigs VII.)
Zweite Ehe:
Richilde von Provence
(Nichte Friedrich Barbarossas)
India von Lautrec
Bernard-Jourdain
(Sohn Esclarmon-des von Foix)
Tochter (Name?)
Dodon von
Comminges
Raimon VI.
Adelaide von Burlats
Roger-Taillefer von
Carcassonne
Raimon VI. † 1222
Zweite Ehe:
Beatrix von Carcassonne
Fünfte Ehe:
Eleonora von Aragon
Vierte Ehe:
Johanna von Plantagenet
(Schwester des Richard Löwenherz)
Raimon VII. † 1249
Sancie von Aragon
Johanna von Toulouse
Alfons von Poitiers
(Bruder Ludwigs des Heiligen)

Fürstenhäuser um das Jahr 1200



ANMERKUNGEN ZUM TEXTTEIL

(Die vom Herausgeber neu in dieser Ausgabe gebrachten Anmerkungen sind mit * gekennzeichnet)

1 *Von Troyes der Meister Christian*
Hat der Märe Unrecht angetan:
Mit Fug beklagt das Herr Kyot,
Der uns die wahre Mär' entbot.
Aus der Provence in deutsches Land
Ward uns die rechte Mär' entsandt
Und kam zu rechtem End' und Ziel.
Ich Wolfram von Eschenbach
Nicht mehr davon hier sprechen will,
Als dort der Meister vor mir sprach. (827)

2 »Trotz ihres ausgesprochen religiösen Charakters wurde die Legende von Kirche und Geistlichkeit nicht anerkannt. Kein Schriftsteller von geistlichern Stand erzählt uns vom Gral. Nirgends finden wir in den so zahlreich überlieferten Werken der Geistlichen auch nur den Namen des Grals, außer bei dem Chronisten Helinand, erwähnt. Und doch kann ihnen die wundersam« Märe von dem Glaubenssymbol nicht unbekannt geblieben sein. Sie haben also die Legende mit Stillschweigen übergangen. Aber mehr noch als die Ablehnung der Legende durch die Geistlichkeit muß es uns wundern, daß nicht alsbald der Gedanke dieser

kostbaren Reliquie aufgegriffen und in die Wirklichkeit umgesetzt wurde.« (Wechßler, Gral S. 24.)
Man beachte weiterhin Wechßler: Die Ursachen des Verlustes von Guiots Gedicht, a. a. O. S. 177 ff.

3 Zu Walter Map vergleiche man Wechßler, Birch-Hirschfeld (Sage vom Gral), Lea (Inquisition Band I S. 140) u. a. m.
Caesar von Heisterbach …: Vgl. Lea I S. 140–141; Döllinger I S. 125.

4* Fernand *Niel*: »Die Idee Otto Rahns ist nicht ganz neu. Schon Fauriel (Histoire de la Poésie provencale) lokalisierte Montsalvat in den Pyrenäen, zweifellos auf Grund einer Stelle im Titurel von W. v. Eschenbach. Später identifizierte P. B. Gheusi Montségur mit dem Gralsschloß. Das ergibt sich aus Zitaten Wagners, die diesem historischen Roman vorausgehen, der bei Flammarion vor etwa 50 Jahren erschien. Ebenso hatte J. Péladan (in »Le secret des Troubadours«) sehr bestimmt die Identität des Montségur mit Montsalvage dargelegt. Aber es sollte Otto Rahn beschieden sein, diesen Gedanken in die große Öffentlichkeit zu stellen. – Stellt man sich auf den strikten, positiven Standpunkt der Geschichte, so ist es leicht, diese Theorie zu entkräften, die vor allem auf Ähnlichkeit von Namen und Orten beruht. Pierre Breillat hat dies namentlich unternommen in seinem Werke: Le Graal et les Albigeois, Recherches Albigeoises, Albi 1948. – Wir (Niel) sagen nur, daß wenn Montségur nicht die Gralsburg war, kein anderes Schloß in Europa sich besser den Gralslegenden zuordnen läßt. Das erklärt den Erfolg Rahns. Und in diesem einen Fall sind wir ausnahmsweise einer Meinung mit Belperron, der sagt, daß das Gralsproblem kein historisches, sondern ein literarisches ist.«
In einem Aufsatz in den »Blättern für Anthroposophie«, März 1960, kommt Gabriele *Efimoff* zu folgender Formulierung: »Eines ist sicher: es hat mehrere Gralseinweihungszentren gegeben. Während der Albigenserkriege und vielleicht schon früher wirft die »wandelnde Speisung« ihren Strahlenglanz auf die Hohe Ariège, auf den Templerberg Montréal de Sos und die Katharerfeste Montségur im Kerkorbezirk, die beide als Gralsberge des 13. Jahrhunderts gelten können. Aber es scheint doch

und mit Recht, daß das früheste Gralszentrum jenseits der Pyrenäen gesucht werden muß, und damit stimmt die Meinung der heutigen Forscher und Gelehrten mit den Aussagen Rudolf Steiners überein, der von jenem Ort als von einem Einweihungszentrum im nördlichen Spanien spricht, zwischen dem 8. und 9. Jahrhundert«. G. Efimoff stützt ihre Behauptung auf das umfangreiche Werk von Olivan *Baile* über San Juan de la Pena über den Mont Pana, der identisch sei mit dem Montsalvage. Sie sieht den Zusammenhang mit dem Montségur darin, daß die Gralsschale von la Pena nach dort gebracht und nach dem Fall von Montségur zurückgebracht worden sei. Die Bemerkung von Steiner, auf die sie sich stützt, findet sich in seinem Vortrag vom 16. April 1921 (In »Welthistorische Perspektiven der Menschheitsentwicklung«, Dornach 1964): »Und etwas anderes noch ging, ich möchte sagen, durch alle Nebel, die sich hinübergezogen haben über die alten Traditionen, etwas anderes ging auf diese europäischen Weisen über, etwas was ja allerdings im Orient seinen Ursprung genommen hat .. das andere Mysterium von der heiligen Schale, in welcher Joseph von Arimathia aufgesammelt hat das herunterträufelnde Blut des Christus-Jesus, das war die andere Seite des Weltengeheimnisses. Wie im Brote zusammengenommen ist alles dasjenige, was der Extrakt des Kosmos ist, so ist im Blute zusammengenommen alles dasjenige, was der Extrakt der menschlichen Natur und Wesenheit ist … das Geheimnis des Gral … Und in Höhen nur schwebte über der Erde der Heilige Gral, und nur von denjenigen, denen von göttlichen Mächten dazu die Fähigkeiten gegeben wurden, konnte betreten werden dieser spirituelle Tempel, dieser Heilige Gral, dieser die Geheimnisse des Brotes und Blutes umschließende Tempel. Es ist kein Zufall, daß er gefunden werden sollte in Spanien, wo wirklich meilenweit aus dem, was irdische Tätigkeit bot, herausgeschritten werden mußte, wo durchbrochen werden mußten dornige Hecken, um vorzudringen zu dem spirituellen Tempel, welcher den Heiligen Gral umschloß … Die unsichtbare Kirche, die übersinnliche Kirche, die doch aber auf Erden zu finden ist, das war es, was sich mit dem Mysterium des Gral umhüllte …» G. Efimoff stellt hierzu fest, daß nicht der Montserrat gemeint ist. – Entscheidend scheint uns zu sein, daß nicht die geographische Örtlichkeit die Hauptsache ist, sondern der seelisch-geistige Vollzug des Erlebnis-

ses, das ein esoterisch-übersinnliches war. In ihm haben Nachfolgekreise des zentralen urchristlichen Ereignisses, das Christus mit den Jüngern vollzogen hatte, das himmlische Christentum weitergetragen. Es muß dazu in Europa ein erstes Zentrum gegeben haben; aber es gab mehr als dieses erste. Der Streit um den geographischen Ort ist dazu angetan, die inneren Ereignisse zu verdecken. Rahns Formulierungen suchen das innere Ereignis. –

5 Kampers S. 78.
* Das Buch von Rudolf Meyer, Der Gral und seine Hüter (1956) erweitert die Darstellungen von Kampers.

6 *Da bot ihm Antwort Parzival:*
»Kann Ritterschaft des Lebens Preis
Und auch der Seele Paradeis
Erjagen mit Schild und Speeres Kraft,
So rang ich stets nach Ritterschaft.« *(472)*

Fürwahr, du heißest Parzival.
Dies deutet mitten durch gewiß. *(140)*

ERSTER TEIL: PARZIVAL

7 Vgl. zu diesem Teil insbesondere: Nostradamus; Peyrat, Civilisation Romane (also Band I); Vic-Vaissette, Band VI; Kampers; Wechßler; Mahn, Biographien; Kannegießer u. a. m.
Die Bezeichnung Troubadour kommt von trobador, dem Akkusativ des provençalischen Wortes trobère oder trobaire (Finder, Erfinder). Unter einem Troubadour hat man wahrscheinlich nur den lyrischen Dichter zu verstehen, die meisten Troubadoure waren in der Lage, ihre Weisen selbst vorzusingen und auf einem Musikinstrument zu begleiten. Wer dessen nicht mächtig war, nahm einen joglar in Dienst. Überraschend viele Sänger waren übrigens die Komponisten ihrer eigenen Lieder. Das

muß um so mehr verwundern, als sie fast durchweg des Schreibens unkundig und genötigt waren, ihre Dichtungen zu diktieren. Dichten wurde aus diesem Grunde gleichbedeutend mit Diktieren gebraucht. Ein Troubadour war während der schönen Jahreszeit unterwegs und zog allein oder – wenn es seine Mittel gestatteten – in Begleitung von joglars von Schloß zu Schloß. Er besuchte die alten Gönner und erwarb sich neue. Wenn dann die schlechte Jahreszeit kam, kehrte er in seine Heimat zurück, um von dem Gewonnenen zu leben oder – falls die Ernte kärglich gewesen war – sich anderweitig seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Den Winter über schmiedete er neue Verse und bereitete sich zur nächsten Frühlingsfahrt vor. Das Leben eines solchen Minnesängers ähnelte dem, wie wir es von den homerischen Dichtem kennen (vgl. Kannegießer S. XVII ff.).
Im ersten Band seiner Albigensergeschichte führt Napoléon Peyrat folgendes aus: Wie Griechenland hat Aquitanien mit der Poesie begonnen; Frankreich hingegen hat, wie Rom, anfänglich nur die Prosa gekannt. In Aquitanien befand sich, wie in Hellas, der Sitz der dichterischen Inspiration auf wolkenverhüllten Berggipfeln, Pius, Pogs oder Pechs genannt (vom lateinischen Wort podium) … (Seite 47 u. 51).
Ein solcher »Pog« war der von Montségur. *El Pog de Mont Segur fo per aital bastiz …* (Tudela, Vers 3260).

8 Zu dem Troubadour Wilhelm von Montanhagol vgl. die Arbeit von Coulet (Seite 48 ff.): *E d'amor mou castitatz* (wörtlich: Und von Minne kommt Keuschheit).
Der romanische Minnebegriff mit seiner – uns fast unnatürlich anmutenden – Entsagungssucht hat auch bei den deutschen Minnesängern nicht recht Eingang finden können. Trotzdem mag die Gegenüberstellung des deutschen Minnesängers Wolfram von Eschenbach und des romanischen trobaire Peire Cardinal erhellen, wie scharf man dazumal Liebe und Minne zu nennen pflegte:

Ich lobe hoch die gut' und rechte Minne,
die schöner Hoffnung ist und edler Sitte,
doch nicht die falsche, lügnerische Liebe,

deren Beginn dem Ende widerstreitet,
nicht jene, die den Liebenden betrügt,
wo langer Dienst den Lohn verkürzt,
nicht jene, die im Wachsen kleiner wird.

Peire Cardinal (Voßler S. 8).

Durch die Gelehrten wird uns kund,
Daß Amor und Kupido und
Frau Venus, Mutter diesen Zwein,
Den Menschen Minne pflanzen ein
Durch spitze Pfeil' und Fackelglut.
Die Minn' ist weder schön noch gut.
Wem wahre Treue füllt das Herz,
Den bannt die Liebe allerwärts,
Ob sie betrüb', ob sie erfreue,
Denn rechte Minn' ist wahre Treue.
Kupido, deiner Pfeile Strahl,
Fehlt mich ganz sicher jedesmal;
Nicht minder Amors Speer mich fehlt.
Wenn auch der Minn' ihr zwei befehlt
Nebst Venus mit der Fackel Brand –
Solch Minnen ist mir unbekannt.

Wolfram von Eschenbach. (532)

9 Die didaktischen Gedichte der Troubadoure Arnold von Marveil und Amanieu des Escas wurden Peyrat (Band I Seite 86 u. 87) entnommen.

10 Die provençalische Sprache ist die erste Abart der lateinischen *lingua rustica*, die sich zum Kunstgebrauch hervorbildete. Ihren Namen hat sie von der Provence, wurde aber in ganz Südfrankreich, namentlich in Dauphiné, Languedoc, Auvergne, Poitou, Guienne, Gascogne und außerdem in den spanischen Landschaften Aragonien, Katalonien und Valencia gesprochen. Als occitanische Sprache oder langue d'oc bezeichnet man sie nach dem Wort oc (= ja; von dem lateinischen hoc), im Gegensatz zu der französischen langue d'oil (oil = ja; von dem lateini-

schen hoc illud; das jetzige oui). Alle Völker, die die provençalische Sprache redeten, also alle französischen Südprovinzen, gehörten zum Gebiete der Languedoc (französisch: le Languedoc). Vgl. Vic-Vaissette Band IX. Kannegießer Seite XIV usw.
Nach dem Albigenserkreuzzug ging die langue d'oc in die langue d'oil über und hat sich noch als landschaftliche Mundart (patois) erhalten. Das im Department Ariège gesprochene Patois hat manche Ähnlichkeit mit der baskischen Sprache aufzuweisen; z. B. fenno (Frau) heißt auf baskisch henno. Auch unverkennbare Reste der Goten- und Sarazenenbesetzung sind noch vorhanden. Drei Sabarthès-Dörfer, Gourbit, Banat und Rabat sind zweifelsohne von den Mauren nach den bekannten nordafrikanischen Städten benannt worden. Vgl. Garrigou: Ibérie und ders. Foix.

11 Dante, Hölle, achtundzwanzigster Gesang: Bertran de Born; Fegfeuer, sechsundzwanzigster Gesang: Arnold Daniel.
Über die Beziehungen Arnold Daniels zum Catharismus sind Peyrats Ausführungen bemerkenswert. Leider ist Peyrat mit Quellenangaben allzu sparsam umgegangen. Seine großen Verdienste um die Chatarerforschung sind in einer Mainummer der Nouvelles Littéraires (1932) gewürdigt worden. (Napoléon le Pyrenéen.)
Urtext und einige wörtliche Übertragungen der Troubadour-Biographien des Michael von La Tour sind in Mahn (Biographien) enthalten.

12 Alle in der Biographie des Raimon von Miraval genannten Gönner waren Ketzer und spielten im Albigenserkreuzzug eine große Rolle. Den Kampf der Kreuzfahrer um die Burgen der Herren von Saissac, Cab-Aret und Penautier hat Peyrat ausführlich geschildert. (Band II: Croisade.) Vgl. auch Vic-Vaissette und Tudela.
Bertran von Saissac war der Vormund Ramon-Rogers von Carcassonne.

13 Das (nach Kannegießer und Diez übersetzte) Gedicht Raimons von Miraval war an Adelaide von Boisseson und Lombers gerichtet, eine bekannte Ketzerin, die aber König Peter von Aragon den Vorzug gab.

Ermengarde von Saissac, die Schwester des Ketzerpatriarchen Guilhabert von Castres, eine als die »schöne Albigenserin« gefeierte Belissentochter, und Stephanie die »Loba« machten es nicht besser. Ermengardes Treulosigkeit versetzte den Troubadour fast in Wahnsinn. Während des Kreuzzugs verlor Raimon seine Burg an die Franzosen. Seine Ehe mit »Gaudairenca« wurde von Heyse zu der Novelle: »Die Dichterin von Carcassonne« verarbeitet. Vgl. Andraud: La vie et l'oeuvre du troubadour Raimon de Miraval. 1902. Peire von Auvergne wurde auch der »Mönch von Montaudon« genannt (Vic-Vaissette VI S. 948). Den Ertrag seiner Dichtkunst wendete er seinem Kloster zu, der Abtei Aurillac. Ein Spottgedicht des »Mönchs« auf fünfzehn Troubadoure wurde von Kannegießer verdeutscht, allerdings nicht dem Peire von Auvergne zugesprochen.
Das von mir aufgenommene Gedicht Raimons ist frei übertragen.
Poivert war der Sommersitz der Vicomtesse Adelaide von Carcassonne, in nicht allzu großer Entfernung von Montségur gelegen. Vgl. Anmerkungen 120!

14 Na Soremonada war (nach Peyrat I S. 115 ff.) aus dem Sabarthès-Städtchen Tarascon gebürtig. Bocaccio übernahm die Biographie des Guillem von Cabestaing in sein Decamerone (4. 9), und Uhland dichtete danach seine bekannte Ballade. Petrarca erwähnt den Troubadour in seinem Trionfo d'amore. Zu meiner Übersetzung von Guillems Minnelied vgl. die Anmerkung 13! Man beachte auch die Arbeiten von Patzig (Zur Geschichte der Herzmäre. 1891) und Hüffer (Der Troubadour Guillem von Cabestaing. 1869).

15 Peyrat gibt, leider ohne Quellenangabe, folgende Version von Raimon Jordans Lebensbeschreibung. Aladais von Penas Gatte – der Herr von Pena, wie ihn Michael von La Tour nennt – war auf dem Schlachtfeld von Muret geblieben. Raimon Jordan war vermißt. Aladais glaubte den doppelten Verlust nicht ertragen zu können. Der Welt entsagend, lebte sie fortan als catharische Einsiedlerin in einer Pyrenäenhöhle. Jordan war indes noch am Leben. Als er von seiner Verwundung geheilt war, wollte er Aladais auf Schloß Pena wiedersehen. Die Burg war von

den Kreuzfahrern besetzt, die Burgherrin war verschwunden. Als faydit beweinte Raimon Jordan in den Wäldern von Cap de Nac sein Vaterland und seine Geliebte. Eines Tages aber nahm er die Einladung Bernards de Gourdon (dessen Bruder Richard Löwenherz vor Schloß Chaluz getötet hatte) und seiner Gemahlin Helis (einer Domina Bertrans de Born) an, und zog auf deren Burg. Nach dem Fall von Toulouse mußte er mit seinen Gastgebern in die Pyrenäen flüchten. Dort, auf Montségur, traf er N'Aladais als Catharin (I S. 153). Zu Helis und Alix von Montfort vgl. Vic-Vaissette Bd. VI S. 558.

16 Über die angebliche Auffindung des *sacro catino* **d**er Genuesen im Herkulestempel von Tyrus vgl. 51!

17 Ich verweise auf Vic-Vaissette (insbes. die Seiten 161–162); Vaux-Cernay Kap. IV.

18 Bertrans Gedicht ist dem berühmten »Guerra me plai« entnommen. Zu meiner freien Nachdichtung vgl. die Übertragungen von Kannegießer, Diez und Heysfe (Mahn, Biographien S. 3–6).

19 Zu Papiol vgl. Peyrat I S. 56. Nach Mahn (Biographien S. 6) war Papiol Bertrans Jongleur.

20 En Bertran: Aus dem lateinischen senior wurde senhor, sen und En; vor einem Vokal nur n. Z. B.: En Bertran, n'Artus. Aus Domina wurde Dona und Na; vor einem Vokal nur N, z. B.: Na Philippa, N'EscIarmunda.
Zu Bertran de Born und Heinrich von England: Peyrat I S. 60.

21 Was den Einfluß der *Kreuzzüge* auf die Gralsdichtungen betrifft, so möchte ich die Ausführungen von Kampers übernehmen, enthalten sie doch Schlußfolgerungen, die sich – bei nicht immer gleichen Prämissen – mit den meinen decken:
»Das viele Mißgeschick der Kreuzzugsunternehmungen hatte ein bedenkliches Erkalten der religiösen Glut zur Folge. Das Übersinnliche

wird zwar nicht verdrängt aus der Gedankenwelt der ritterlichen Gesellschaft, aber es ist doch nicht mehr so ausschließlich der Leitstern. Eine Außenwelt voll von Märchenpracht und Wunderbarem tritt im Orient herausfordernd an die abendländischen Kämpen heran. Die fremde Natur und die anderen Menschen wecken neugieriges Staunen. In Reiseberichten und ausschweifenden Erzählungen offenbart sich die Erregung der Beobachter. Immer mehr schwinden die alten Vorurteile gegen die Anhänger des Propheten. Man fand im Oriente eine vielfach überlegene Zivilisation, man hörte nichts von Vielgötterei, sondern vernahm das Bekenntnis zu einem einzigen Gott, man sah auch hier Menschen, die das Allgemeinmenschliche richtig zu werten wußten, man kreuzte auch hier häufig die Klinge im ehrlichen Kampfe mit Rittern von ritterlicher Gesinnung. An die Stelle des blinden Vorurteiles trat vielfach eine kurzsichtige Schwärmerei, selbst in den Tagen schwersten Streites. Diese seltsame Stimmung öffnete der geistigen östlichen Flutwelle die zuvor ängstlich behüteten Tore des Abendlandes. Eine Kreuzzugsromantik breitet sich im Westen aus. Diese aber hatte, wie jede Romantik, den Untergrund der Unzufriedenheit, der Sehnsucht nach dem großen Unbekannten – dem *Grale …*

Ein gut Teil dieser Kreuzzugsromantik geht in die Dichtung der Zeit über, die Märchenpracht des Orients mit ihren anderen Vorstellungen und Stimmungen bietet der schaffenden Phantasie Stoffe in Fülle dar; diese wird davon berauscht und überwältigt, aber es will noch nicht gelingen, jene fremden Stoffe mit den bodenwüchsigen Erinnerungen und beide wieder mit den christlichen Überlieferungen zu einer harmonischen Einheit zusammenzuschweißen. Wolframs »Parzival« ist ein Zeuge dieser Kreuzzugsromantik. Ihre schemenhafte, halb sinnliche, halb übersinnliche Zwischenwelt steigt in seiner Dichtung auf, und durch diese Welt hallt der Grundton eines tiefen Sehnens. Über alle Abenteuer und Wunder des Märchens erhebt sich als Symbol dieser Sehnsucht ein *Heiligtum nicht christlicher Natur* und doch wieder von religiöser Art. Auch Wolfram ist erfüllt von jener Toleranz. Man lese nur, wie Parzivals Vater Gachmuret auszieht, um in den Dienst des Erzfeindes der Christenheit zu treten …

»Baruch den Gesegneten« nennt Wolfram den Kalifen; er findet nichts

Anstößiges darin, daß sein christlicher Held für diesen streitet, ebenso wie in den Schlußteilen seiner Dichtung König Artur ohne Bedenken den heidnischen Halbbruder Parzivals in seine Tafelrunde aufnimmt. Eine so weitgehende, geradezu *unkirchliche* Toleranz in einem deutschen Gedichte dieser Zeit der Rüstungen gegen den Islam ist auch unter Berücksichtigung jener romantischen Kreuzzugsstimmung nur so zu erklären, daß Wolfram auch hier seiner Quelle folgt. Guiot, welcher in *der ketzerischen Provence* den geistigen Einflüssen, die von den Mittelpunkten der spanisch-arabischen Mischbildung ausgingen, eher ausgesetzt war, konnte solche Gedanken fassen und prägen … Der Gral ist weder bei Chrestien noch bei Wolfram eine christliche Reliquie, und doch erscheint er als Gegenstand frommer Scheu …« (Kampers S. 12 ff.).

22 Die Prosaübertragungen der Gedichte des Marcabrus und Peyrol wurden Peyrat (I S. 193 ff.) entnommen. Marcabrus' Romanze ist auch in Mahn (Biographien S. 15) enthalten.

23 Joachim wollte zwar nicht selbst Prophet sein, erhob aber den Anspruch, die biblischen Weissagungen richtig deuten zu können. Seine Schriften wurden unter der Bezeichnung »Ewiges Evangelium« zusammengefaßt und dienten den spiritualistischen Franziskanern (vgl. Anmerkungen 27) als Waffe gegen das Papsttum. Um 1254 schrieb der Minorit Gherardino von Borgo San Donnino eine Einleitung zum Ewigen Evangelium und stellte darin das Papsttum geradezu als ungeistliche Macht hin. Die Schrift wurde auf päpstlichen Befehl konfisziert. Der Verfasser mußte seine Kühnheit mit achtzehnjähriger Kerkerhaft büßen. Vgl. Döllinger: Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit (Kleine Schriften hsg. von Reusch) 1880.
Über die Beziehungen zwischen der deutschen Kaisersage, der Sage vom Priesterkönig, dem Alexanderlied und der Gralsage vgl. Kampers (insbesondere die Seiten 105 ff.).

24 »Der geschichtliche Artus war ein dux bellorum, Heerführer der nördlichen Kymrer (= Walliser) in den Kämpfen gegen die Angelsachsen um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts. Er wurde in den folgen-

den Jahrhunderten mehr und mehr Mittelpunkt der wallisisch-bretagnischen Heldensagen und seit der Zeit des Rittertums durch keltische und französische Dichter zum Ideal eines ritterlichen Königs umgewandelt« (Wechßler S. 135, vgl. auch Hertz).

25 Zum Ritterfest von Beaucaire: Peyrat I 236; Baudler S. 28; Vic-Vaissette Bd. VI S. 60.

26 Siehe Peyrat I S. 239 ff.

27 Der Planch Gaucelm Faidits wurde Kannegießers Übertragung frei nachgedichtet.
»Folgen wir Bertran de Born ins Kloster …
Kannten sich Bertran de Born und Joachim von Flora? In dem Kloster Grammont fand man 150 Jahre später das »Buch der Ewigen Tröstung«, das die Welt als »Nachfolge Christi« kennt und verehrt. Es ist der Nachlaß der »Kirche vom Tröster«, das Evangelium der Mystiker von Narbonne, Joachims Jünger. Wer mag dieses unsterbliche Buch geschrieben haben? Wir haben es an anderer Stelle einem Enkel der Vicomtesse Adelaide von Carcassonne zugesprochen …« (vgl. Peyrat: Les Albigeois et l'Inquisition III Buch XIV Kap.VI). Bertran hatte einen Hang zum Mystizismus. Sein Eintritt in das Kloster Grammont ist der Beweis dafür. Vielleicht hat der große Zönobit die Feder an einen Trencavel oder den Bernard Delicieux weitergegeben … Eine Handschrift des kostbaren Werkes wurde auch in Avignon gefunden. Ist das nicht ein Beweis mehr für seinen romanischen und wahrscheinlich septimanischen Ursprung?« (Peyrat, Civilisation Romane: Buch IV Kap. VIII S. 248).

28 Das Lobgedicht der Troubadoure bezieht sich auf Raimon den Sechsten (Lea Band I S. 146).

29 *Achmardi grün trug ihre Hand*
Und darauf trug sie, was verhieß
Der Wünsche Füll und Paradies:
Das war der Gral… (235)

Die von mir zusammengefaßten und gekürzten Sirventesen Raimons von Miraval sind ungekürzt in Witthoeft (Seite 18 ff.) enthalten. Man beachte die Anmerkungen dazu auf Seite 32 ff. der angegebenen Arbeit. Mit Witthoefts Anmerkung, die sich auf Peire-Roger bezieht, ist der vierte Teil meines Buches zu vergleichen: Inquisitorenmord von Avignonet; Belagerung von Montségur.

30 Carcassonne: Peyrat I 22 ff., 39 ff. Vic-Vaissette Bd. VI.

31 Foix: Peyrat I S. 29 ff., 265. Garrigou (Foix, Band I). Palauqui (Esclarmonde).
Was die Schlacht bei dem *vicus Sotiatum* betrifft, so gehen die Meinungen sehr auseinander. Meine Auffassung, daß sich die Sotiatenstadt in der Nähe des heutigen Vicdessos befunden hat, wurde bis heute nur von Garrigou vertreten und seiner Zeit von Napoleon dem Dritten, der sich in seinen Mußestanden mit Geschichte befaßte und anderer Ansicht war als Garrigou, aus Prestigegründen unterdrückt. Es ist mir gelungen, auf dem Hochplateau über den Höhlen von Lombrives und Niaux (also zwischen Vicdessos und Ornolac) mächtige Reste einer Keltiberer-Siedlung aufzufinden. Ich muß mir versagen, in diesem Rahmen näher auf diesen Umstand einzugehen. Er sei hier wenigstens angedeutet.
Absatz 2: »Von den Kelten stammt auch die Sage von Parzival …« (Wechßler S. 35).

32 Belissen- oder Mondsöhne: vgl. Peyrat I 293–296 usw.; II 15, 17, 118, 197, 258 usw. Außerdem Vic-Vaissette VI und IX; Witthoeft (Anmerkungen); Garrigou (Foix Band I).

33 Munsalväsche oder Munsalvatsche, wie Wolfram die Gralburg nennt, ist mit Wildenberg zu verdeutschen (mont salvaige; im heutigen Patois moun salvatgé oder auch moun salbatgé), eine Bezeichnung, die Wolfram seiner ihm vom Grafen von Wertheim als Lehen gegebenen Burg Wildenberg wegen gewählt hat. Die uns geläufigere, wohl ursprüngliche Form Montsalvat (im heutigen Patois moun salvat oder moun salbat) bedeutet »geretteter Berg«. Salvatgé und salvat kommen

vom gleichen lateinischen Wort salvat-us. Auf einem »wilden« Berg ist man »gerettet«, ist man »sicher« (lateinisch: securus; patois: ségur). Ein Mont Salvatgé ist also ein Mont Salvat und ein Mont Ségur zugleich. Die gleiche Etymologie ist auf die Terre de Salväsche und die Fontane la Salvasche Wolframs anzuwenden.
Nach Panniers Vorwort zu seiner – hier fast durchweg übernommenen – Parzivalübersetzung wird von Wolfram »die Burg Munsalväsche in den Pyrenäen liegend gedacht« (S. 25). Über die Herren von Saissac vgl. Peyrat II 101 ff., 144, 200, 203, 241 usw.

34 Vgl. Baudler; Kampers S. 19; Wechßler S. 75 ff.

35 Vgl. Wechßler S. 78,165; Kampers S. 15,112. Kyot der werte Sänger hieß, usw.: Parzival 416.
Christian von Troyes schrieb zwischen 1180 und 1190 das älteste uns überkommene Gralepos *»Li contes del graal«*, das dem Grafen Philipp von Flandern gewidmet war. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Christian benutzte eine lateinische, ihm von seinem Gönner Philipp von Elsaß und Graf von Flandern überlassene Handschrift. Im Vergleich zu Wolframs Parzival erscheint Christians Werk platt und oberflächlich, wie anziehend mancher Teil auch sein mag. Ich möchte dazu Berufenere folgendes sagen lassen:
»Wie wenig sympathisch ist vor allem der ausziehende Perceval Chrestiens. Ein ungebärdiger, eigensinniger Junge, der nie hört, was man ihm sagt, der immer nur an sich denkt und fremdem Unglück nur den herzlosesten Trost weiß. Die Kälte des französischen Dichters steht im engsten Zusammenhang mit seiner Geringschätzung des Weibes, welche gegen die konventionellen Formen des Frauendienstes so seltsam absticht.« Hertz, Parzival S. 451.
»Chrestien und Guiot-Wolfram schildern ihren Helden ganz verschieden, was seine Haltung gegenüber den Frauen betrifft. Jener läßt ihn schon zu Hause mit den Mägden Liebesabenteuer erleben und hernach die Ehe mit Blancheflour vollziehen, bevor er zum erstenmal auf die Gralburg gekommen ist. Bei diesem dagegen erhält sich Parzival bis dahin frei von Frauenliebe. Und es gibt keinen Zweifel daran, daß die

zweite Auffassung nicht nur die ältere, sondern auch künstlerisch ansprechendere ist: nur als reiner Jüngling kann Parzival die Gralburg finden.« Wechßler S. 158. [* Vgl. auch die Ausführungen Sandkühlers zu seinen Übersetzungen in 3 Bänden 1957–1963;]

36 Unkundig ist mir ganz das Lesen: Parzival 115; swaz in den buochen stêt geschriben etc.: Willehalm 2/19 ff. Vgl. Pannier I S. 15.

37 Vgl. dazu Peyrat I S. 215; Baudler S. 19.

38 So war, als Castis zum Gemahl
Frau Herzeloyde sich begehrt –
Die Maid dem König gleich gewährt … Doch nie genoß er ihren Leib,
Da er erlag zur Todesruh'. 494. Vgl. Titurel 26, 27.
Zum Namen Herzeloyde vgl. Hertz S. 469, 478, 529; Wechßler S. 166.
Was den Namen Parzival betrifft, so legt Wolfram ihm die Etymologie perce (Imperativ von percer = schneiden, bohren) und bellement zugrunde. Parcival ist also mit *»Schneidgut«* zu übersetzen. Die ursprüngliche Bedeutung des Namen Perceval bedeutet Spring-ins-Tal (Peritia-Vallem), die fast wörtlich unserem »Springinsfeld« entspricht. Vgl. Wechßler S. 34,135; Hertz S. 490–492; Kampers S. 56 usw.
»Was die Namengebung und die Ausführung des Stammbaums der Gralkönige betrifft, so wird man sich hier am allerwenigsten bedenken, zuzugeben, daß Wolframs eigene Phantasie gewaltet hat. Chrestiens Manier war ja, die Namen erst spät oder gar nicht zu nennen, Wolframs ganz entgegengesetzte Art, auch der unbedeutenden Persönlichkeit einen Eigennamen zu geben. Wären nun diese Namen nicht erst von Wolfram geschaffen oder den Personen neu beigelegt, sondern hätten sie schon in irgendeiner Graldichtung, etwa der Kyots, existiert, so müßte sich davon in irgendeiner der anderen altfranzösischen Graldichtungen noch eine Spur erhalten haben. Kein einziger Autor läßt die Werke seiner Vorgänger unbeachtet. Wo aber findet sich etwas von Gamuret, Titurel, Frimutel, Anfortas in jenen Dichtungen? *Sollten denn die Verfasser,* die alle gar zu gern Züge aus anderen Werken benutzten und in ihre Darstellung verwebten, *einen Bund geschlossen haben, den Kyot und*

sein Werk totzuschweigen? Ich halte diese absolute Nichterwähnung der Namen in den altfranzösischen Dichtungen für den entsprechenden Beweis, daß Wolfram die Namen erst selber eingeführt hat. Ob er die Namen alle ganz frei erfand, oder bekannte Namen seinen Helden beilegte, bleibt noch zu untersuchen … « Birch-Hirschfeld S. 280–281.

Was die Parzivalsage – gesondert von der Grallegende, auf die wir später eingehen werden und die uns in erster Linie beschäftigen soll – betrifft, so muß ich nochmals auf den im Textteil erwähnten Umstand hinweisen, daß die Troubadoure in bereits gegebenen, aber von ihnen neu gefaßten Epenstoffen ihre Gönner von sich aus oder auf Bestellung feierten. Ich muß es literarhistorischer und historischer Forschung überlassen, endgültig festzulegen, daß Guiot in der Tat das Haus Trencavel von Carcassonne besungen hat, verfolgte ich in meinem Buch doch weniger die Identifizierung der Wolframschen Gestalten als die Beweisführung, daß der Wolfram-Guiotsche Gral und die catharische Mani eins sind. Trotzdem glaube ich nicht versäumen zu dürfen, einige besonders auffallende Beziehungen zwischen Gestalten des höfischen Lebens Romaniens und Figuren des Wolframschen Parzivals als Richtlinien für eingehendere literarhistorische Untersuchungen zu geben: Artus ist bei Wolfram König des Britenlandes und Vertreter des weltlichen Rittertums. Nantes ist die Hauptstadt seines Reiches. Artus hat eine Schwester: Sangive, die Mutter von *Gawan, Beakurs*, Kundry und Suramur, deren Gatte der Griechenkaiser Alexander ist.

Mit König Artus besang Guiot, und mit ihm Wolfram von Eschenbach, zweifelsohne den Britenkönig Richard Löwenherz, den ja auch der Troubadour Gaucelm Faidit beklagte. Guiot hat im heiligen Land sicher Gaucelm Faidit kennengelernt, falls er ihm nicht schon an einem romanischen Hof begegnet war. Auch Richard Löwenherz residierte zu Nantes. Nun vermählte sich Richard Löwenherz' Schwester mit Raimon dem Sechsten zu Beaucaire (= Beau rocher oder belle roche = Schönfels; eine Verwandtschaft mit der Burg Bearosche Wolframs liegt übrigens ebenfalls nahe). Gar oft verwechselt Wolfram Eigennamen mit geographischen Bezeichnungen und umgekehrt. Sollte Beakurs ursprünglich nicht die Burg Beaucaire gewesen sein, wo man Feste zu feiern wußte, die das ganze Abendland in Staunen versetzten? Sollte Sangive den »König Lot«

in Beaucaire geheiratet haben? Wäre Gawan die Verkörperung des Hauses Toulouse, so wäre das ganze zweite Buch des Wolframschen »Parzival« nichts anderes als die dichterische Verherrlichung der Kämpfe zwischen England und der romanischen Koalition. Guyot scheint mir nämlich in Parzival, Gawan und auch Anfortas nicht nur die zu seiner Zeit lebenden Vertreter eines Fürstenhauses besungen, sondern jeweils deren ganze Familie in ihnen personifiziert zu haben. Auf diese Weise würden dann auch Verwandtschaftsbeziehungen, die wir z. B. im Textteil bei den Häusern Foix und Comminges angedeutet haben, verständlicher werden. Ganz abgesehen davon, daß fast alle romanischen Herren- und Adelsfamilien nicht nur die gleichen Ahnherren, Wolf oder Asnar beanspruchten, waren sie auch untereinander seit Jahrhunderten verwandt und verschwägert. Ein Stammbaum, den ich diesen Anmerkungen vorausschicke, mag die verwickelten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Häusern Toulouse, Anjou-Plantagenet, Carcassonne, Aragon, Foix und Comminges um die zwölfte Jahrhundertwende erhellen. Eine ausführliche Genealogie würde Bände füllen, wie das ja auch bei der fünfzehnbändigen Histoire génerale de Languedoc (Vic-Vaissette) fast der Fall ist.

Bei Nachprüfung von Wolframs Angabe, das Haus Anschauwe sei mit Parzival der Gralsritterschaft würdig geworden, ist deshalb auch die Verwandtschaft zwischen Anjou, Toulouse, Carcassonne und Foix zu berücksichtigen. Wir identifizieren Gawan mit Raimon dem Siebenten oder dem Hause Toulouse. Sollte Alexander, der Griechenkaiser, nicht Raimon von Saint-Gilles sein, der Beherrscher des Libanon, oder gar Nureddin, Saladin, vielleicht gar Malek-Adel, Saladins Bruder? Guiot war im heiligen Land, und zwar zur Zeit des dritten Kreuzzuges. Die Tatsache, daß das Haus Toulouse in Tyrus und Tripolis herrschte, war ihm somit bekannt. Wolfram von Eschenbach nennt Alexander mit Eraklius zusammen. In Tyrus befand sich vor Urzeiten der Tempel des Herakles-Melkart.

»Der ›*sacro catino*‹ ist der berühmte Smaragd der Genuesen, welcher 1806 auf Befehl Napoleons untersucht und als oliven-grünes Glas bestimmt wurde … Aus gesicherten Quellen haben wir einen Bericht des Wilhelm von Tyrus aus dem 12. Jahrhundert, nach welchem den Genue-

sen dieses Beutestück bei der Eroberung Cäsareas zugefallen ist. Von seiner Vorgeschichte erzählt er nichts. Die Sage weiß dann zu berichten, daß es ursprünglich im *Tempel des Herkules in Tyrus* bewahrt worden sei …« Kampers S. 85. Vgl. Wechßler S. 129; Heitz S. 456–457; Birch-Hirschfeld S. 223. Es dürfte sich wohl lohnen, diesen Beziehungen nachzugehen.

Wir haben aus verschiedenen Gründen, die hier wohl nicht wiederholt zu werden brauchen, Repanse de Schoye mit Esclarmonde von Foix gleichgesetzt. Repanses Brüder sind Anfortas und Trevrizent. *Anfortas* wäre somit – immer unter der Voraussetzung, daß Repanse de Schoye und Esclarmonde eins sind – Ramon-Roger von Foix, der Ramon Drut der Troubadoure. Vielleicht bestand Ramon Druts »unerlaubte Minne« in seinem nicht gerade einwandfreien Liebesleben oder in seinem illegitimen Verhältnis zu Ermengarde du Teil, der Mutter Wolfs von Foix und Esclarmondes von Alion (vgl. Peyrat II S. 262; Vic-Vaissette VI S. 564). Oder sollte sie sogar in seiner etwas zweideutigen Haltung zum Catharismus bestanden haben, dem er innerlich doch angehörte? Darauf hingewiesen sei nochmals, daß die Grafen von Foix die Lehensherren von Montségur waren, und daß sich der romanische Tabor und die Höhlen von Ornolac in ihrer Grafschaft befanden. Zu *Trevrizent* mag Guilhabert de Castres (oder, was mir allerdings weniger wahrscheinlich scheint: der Ketzerpatriarch Gauceli) den trouvère Guiot angeregt haben. Wohl kennen die anderen Graldichtungen einen Eremiten, bei dem Parzival geheime Kunde vom Gral empfängt. Nur bei Wolfram wird er mit Namen genannt, und nur bei Wolfram sind Lebensweise und Glaube ketzerisch. Auf die etymologischen Beziehungen zwischen Fontane la Salvasche und der Höhle von Fontanet habe ich mehrfach hingewiesen. Daß in der genannten Höhle ein tropfsteinerner »Altar« steht, habe ich ebenfalls erwähnt. Guilhabert von Castres vollzog die catharischen Kulthandlungen in der der Fontanethöhle benachbarten Spulga von Ornolac und in Fanjeaux, das der heilige Dominik später als Sitz wählte. Guilhabert von Castres war ein Belissensohn, also mit den Häusern Carcassonne und Foix nahe verwandt. So wäre die Angabe Wolframs von Eschenbach, Trevrizent sei der Bruder der Herzeloyde, der Repanse de Schoye und des Gralkönigs Anfortas, verständlich. Hinweisen möchte ich in diesem

Zusammenhang auch auf die Tatsache, daß sich Cathari und Catharinnen mit »Bruder« und »Schwester« anredeten. Dem ist vielleicht Rechnung zu tragen bei der Betrachtung »verwandtschaftlicher« Beziehungen zwischen Guiot-Wolframschen Gestalten.
Wolfram trennt scharf von den Templeisen den Einsiedler Trevrizent, der auch einmal »beim Grale« war. Wir haben hier die Zweiteilung der romanischen Minnewelt: die »gläubigen« Ritter und die Vollkommenen. Die Ritter entsprechen den Templeisen. Die »Trevrizente« den Cathari. Ich werde diesem Umstand an gegebenerer Stelle Rechnung zu tragen haben. Die Belissensöhne repräsentieren die dem Catharismus ergebensten romanischen Ritter. Sie hatten von den Grafen Foix die Burg Montségur als Lehen, sie teilten sich in die Tabordomänen und sie stellten die Patriarchen, Diakonen und Minister des ketzerischen »Klerus«. In dem Esclarmondelied und anderen Interpolationen des Huon-Zyklus ist von dem *»trésor-Croissant«* die Rede. Ich ahne hier Beziehungen zu dem *»croissant«* in dem Wappen der Mondsöhne. Zu deren Besitz gehörte die Stadt Tarascon, die auch in der Interpolation »Huon und Calisse« erwähnt wird: *»Segneurs, celle chité Terrascone* a *a non.«* Vgl. Schäfer S. 7 und 41 (CLXXXII, 11).
Eine der Graljungfrauen im »Parzival« wird Florie de Lunel genannt. Lunel ist bekanntlich eine südfranzösische Stadt, die ebenfalls ketzerisch war. Die Terra de Labur Klingsors ähnelt der Terre de Lavaur. Orilus von Lalande könnte durchaus in der südlich der Garonne gelegenen Lande beheimatet gewesen sein. Derlei – wohl mehr als lautliche – Anklänge gibt es noch viele … Über die Namen, die Wolfram den Gedichten Christians von Troyes, Hartmanns von der Aue und anderen entnommen hat, vgl. San Marte: Eigennamen in Wolframs Parzival und Titurel.
Zu Arnold von Marveil vgl. besonders Peyrat, aus dessen *Civilisation Romane* ich auch die Prosaübertragungen von Arnolds Gedichten entnommen habe (Peyrat I S. *100* ff.). Außerdem Vic-Vaissette Bd. VI; Baudler S. 39 usw. Arnolds Canzone ist in Mahn (Biographien) S. 18 enthalten und von mir nach Kannegießers Übertragung frei nachgedichtet worden.

39 Fürwahr, du heißest Parzival …: Parzival 140.

40 *Achmardi grün trug ihre Hand*
Und darauf trug sie, was verhieß
Der Wünsche Füll' und Paradies:
Das war der Gral (vor dem ein Nichts
Der Erdenglanz), der Stein des Lichts. (235)

ZWEITER TEIL: DER GRAL

41 Über Amor und Kupido, über die Farben schwarz und weiß, über Treue und Untreue, vor allem aber über die Steine Saphir, Smaragd, Jaspis, Kalzidon und wie sie alle heißen, wissen Peire Vidal und Wolfram von Eschenbach gleich gut Bescheid. Man vergleiche dazu Panniers Anmerkung zu seiner Parzivalübersetzung auf Seite 379 des zweiten Bandes.
Peire Vidals Begegnung mit Ritter Amor und Dame Gnade: Peyrat I 67.

42 Wenn Zweifel dringen ins Herz hinein …: Parzival 1 u. 3. Peyrat Band I S. 65 ff.

43 Die Bezeichnung »Straße der Cathari« wurde mir durch den bereits genannten Herrn Gadal vermittelt.

44 Ihn ließ auf Erden eine Schar …: Parzival 454. Wolfram gebraucht nicht das Wort »Reinheit«, er sagt »unschult«.
Ja seid Ihr rechter Minne hold…: Parzival 456. Mit dem »Tag der höchsten Minne« ist der Karfreitag gemeint.

45* *Borst* gibt im Anhang seines Buches »Die Katharer« auf sechs Seiten eine Liste der katharischen Bistümer und Bischöfe mit Orten und Jahreszahlen, die auf gedruckten Quellen beruht: Champagne (Mont-Aimé), dann für Südfrankreich (Albi, Toulouse, Carcassonne, Val d'Aran, Raséz, Agen), Italien (Lombardei, Concorezzo, Desenzano, Bagnolo, Vicen-

za, Florenz, Spoleto). Bei Aufzählung der Benennungen, die in der Gesamtbewegung verschieden waren (z. B. Cathari, Christiani, boni homines, Albigenses, Concorretii, Bogomilen, Bulgari, Drugunthui, Albanenses, Sclavini, Popolicani (publicani), Patareni, Manichaei, Arriani, Haeretiker, Ketzer), läßt Borst die ganze geographische Verbreitung sichtbar werden. Sie erstreckte sich vom Balkan bis an die atlantische Küste. – Ein Bild von der Verbreitung und dem Wirken der Bewegung ergibt sich auch aus der chronologischen Tafel von Zoé *Oldenbourg*. Sie umfaßt den Zeitraum von 1002 bis 1271 und zählt Verbrennungen, Tötungen, Konzilien, Exkommunikationen, kriegerische Ereignisse auf sechs Seiten in Tabellenform auf. Hieraus kann der Leser Schlüsse ziehen auf die innere Kraft und Widerstandsfestigkeit, sowie die Tragödie.

46 Die »Gleysos« befinden sich in der Nähe der Spulga von Ornolac und stehen mit dieser durch die Höhle des Eremiten und die Fisch-Höhle in Verbindung. Die Bezeichnung »Fisch-Höhle« haben Gadal und ich wegen der in ihr befindlichen catharischen Fischzeichnung gewählt. Alle diese genannten Höhlen befinden sich in dem Kers von Ussat (Kers kommt angeblich aus dem Keltischen und bedeutet Berg) und sind durch starke Mauern gegen das Tal geschützt. Auch die Spulgas von Ornolac und Bouan werden im Sabarthès »Gleysos« genannt. Diese Bezeichnung »Kirchen« ist um so verwunderlicher, als die Pyrenäenbauem eine geradezu höllische Furcht vor Höhlen haben. Die Höhle von Lombrives ist Herrn Gadal und mir auf eine Länge von 12 Kilometern bekannt.
Die gefährlichste und geheimnisvollste aller Ariègehöhlen ist die von Fontanet. Auf Schritt und Tritt öffnen sich im Boden breite Spalten, aus deren liefe unterirdische Gießbäche heraufdröhnen. Bei Gewitter ist es schon vorgekommen, daß das durch den porösen Kalkstein dringende Wasser uns den Rückweg versperrte. Anscheinend entströmen die Ussater Thermen dem Kers von Fontanet, da sämtliche hier befindlichen Höhlen eine wahre Treibhaustemperatur aufweisen. Über die in der Höhle von Fontanet befindlichen phokäischen, phönizischen und wahrscheinlich auch ägäischen Grabkammern beabsichtige ich, in Zusammenarbeit mit Herrn Gadal nach Abschluß unserer Untersuchungen

eine Spezialarbeit zu veröffentlichen. Fast alle derartigen Grabkammern werden von einer in den Fels gehauenen »Schildkröte« bewacht, von denen eine eine durch einen Pfeil verursachte Wunde aufweist. Ob diese Schildkröte ein Totem dieser genannten Kulturen war, oder ob sie die Tarask (Drachen) der Tarusconienses (mit Tarusco = Tarascon als Hauptstadt) darstellt, haben wir noch nicht feststellen können.
Alle in den Sabarthès-Höhlen gefundenen Gegenstände sind mit wenigen Ausnahmen in Herrn Gadals Privatmuseum aufbewahrt. Dies gilt auch von jenen aus der Albigenserzeit, deren schönstes Stück wohl ein in der Spulga von Bouan gefundenes Schwert ist.

47* Eine kurze instruktive Einführung in Deutsch und Französisch mit Kartenskizzen, Grundrißzeichnungen, Symbolen, Photos bringt der Verlag Trois Cèdres, Ussat, Galaad, unter dem Titel: *Sabarthez.* Copyright 1963 by G. Zagelow mit Literaturangaben von Gadal u. a.

48 Weh dir Welt…: Parzival 475.
Die Cathari bekannten sich zur Emanationslehre, wonach sie sich die Geister des Himmels als aus der Substanz der Gottheit selbst hervorgegangenen dachten (Döllinger I S. 134).

49 Vgl. Loisy: Les mystères païens S.44 ff.

50 Roscher (Lexikon, Art.: Goldenes Vlies) nennt das Goldene Vlies den »klassischen Gral«.
Silius Italicus, Vers 417 ff.
Justinus XLIV, 1.
Plinius: Iberi populi ab Iberis Asiae orti. (In Garrigou: Ibérie et les Ibères).
Dion Cassius: vgl. Vic-Vaissette II S. 30 Anm. 4.
Stephan von Byzanz: a. a. O. Anm. 1.
Zonaras: a. a. O. Anm. 2.
Dausqueius: a. a. O. S. 31 Anm. 6.
Strabo: Buch XI Kap. 3.
Vgl. Movers: Die Phönizier; Humboldt: Prüfung.

51 Vgl. Reinach: Orpheus S. 58-59.
über den angeblich im Heraklestempel aufgefundenen *sacro catino* der Genuesen habe ich bereits gesprochen. (Vgl. Anmerkungen 38 und I Könige XVI 31 ff.).

52 Zu Ilhomber vgl. Peyrat z. B. I S. 127; zu Abellio I S. XV. Über die Phöniziergründungen in der Nähe Narbonnes u. a. Movers II 2 S. 644 und 654.
Nach Tacitus (Germania XLIII) opferte in Germanien ein als Frau verkleideter Priester zwei Gottheiten, die Castor und Pollux entsprachen und deren Namen Alcis gewesen sein soll. Zu Orpheus vgl. Reinach (Orpheus S. 122). Loisy Kap. II.

53 Mit aller Deutlichkeit sagt uns Wolfram, daß der Gral ein Stein ist. Er nennt ihn lapsit exillis, was man wohl mit lapis ex coelis richtig stellen und mit der Herkunft des Steines aus Luzifers Krone erklären darf. Zum Fall der Engel bringt ja auch Wolfram den Stein in Beziehung, und im Wartburgkrieg heißt es von jener Krone:

Sant Michâhêl sach Gotes zorn von übermuotes twâle:
die krône brach er sunder danc
im von dem houbet, daz ein stein dar ûz gespranc,
der wart doch sint ûf erden Parzivâle.

Kampers S. 86, dazu seine Anmerkungen auf S. 121. Vgl. auch Wechßler S. 167.
Zur Argonautensage des Nonnos vgl. Kampers S. 72, der in dieser Schale den Himmel sieht (Quellenangaben auf S. 119). Nonnos, ein griechischer Dichter aus Panapolis in Ägypten, schrieb im 5. Jahrhundert als Heide ein für die Kenntnis des Dionysischen Sagenkreises unschätzbares Epos: »Dionysiaca«, als Christ eine versifizierte Metaphrase des Johannesevangeliums. Wir haben also auch hier eindeutige Beziehungen zwischen Griechentum und johannitischem Christentum, obendrein in Verbindung mit der Argonautensage und einer »Schale«.

54 Im Protoevangelium Jakobi wird die Geburt des Erlösers nach dem Vorbilde der Geburt des Sonnengottes aus der Welthöhle geschildert. Kampers S. 71.
Flegetanis usw.: Parzival 454.

55 Vgl. Kampers S. 71 ff.
Auf die Beziehungen zwischen Apollos von Schwänen gezogenen Kahn und Lohengrins Schwanennachen braucht wohl nicht hingewiesen zu werden.
Die Babylonier nannten ihren Sonnengott »Herrn der Schale«. Wie die catharische Theogonie in dem babylonischen Dualismus wurzelt, so lassen sich auch Beziehungen zwischen der Grallegende und babylonischen Sagenstoffen feststellen. »Die Sage von dem Stein aus Luzifers Krone gehört dem Oriente an. Irgendein Ableger derselben ist die Sage vom Steine aus der Krone des babylonischen Drachen. Verwandt ist ihr auch jene arabische Sage, die in der Kaaba jenen Engel erkannte, welcher in der Urzeit dem Adam beigesellt war, damit er dessen Sündenfall verhindere. Als der erste Mensch aber dennoch fiel wurde der Engel in einen Stein verwandelt« (Kampers S.87).

56 Die *Ciste Ficorini* befindet sich im Museum Kircher zu Rom. Vgl. auch Loisy S. 67.
Pythagoras …: Paizival 773.
Ober die Beziehungen der Orphiker zu den Pythagoräern vgl. Loisy S. 49. Reinach (Orpheus) S. 72, 84, 121, wo auch die auffallendsten Berührungspunkte zwischen Pythagoras und Buddha besprochen werden. Cicero: De divinatione, vgl. Vic-Vaisserte Bd. I S. 82 Anm. 8; dazu S. 83 Anm. 5: Per haec loca hominibus paullatim excultis, viguere studia laudabilium doctrinarum inchoata per Bardos et Eubages et Druidas. Et Bardi quidem fortia virorum illustrium faeta, heroieis composita versibus cum dulcibus lyrae modulis cantitarunt. Eubages vero scrutantes seriem et sublimia naturae pandere conabantur. Inter hos Druidae ingeniis celsiores, ut autoritas Pythagorae decrevit, sodalitiis adstricti con ortiis (wie in den »Kloster«-Gründungen, die Pythagoras in Kroton und anderweitig bewerkstelligt hatte), quaestionibus oecultarum rerum alta-

rumque erecti sunt et despeetantes humana pronuntia-runt animas immortales. (Ammianus Marcellinus: Res gestae, Buch 15, Kap. 9).

57 Dispater: ab dite patre prognatos (Caesar VI17).

58 Ptolomäus: Geographie II10.
Vgl. Band I und II der Histoire générale de Languedoc, wo auch alle Quellen für den Griechenlandzug der tektosagischen Volken angegeben sind.

59 »Persien betrachtete seit alter Zeit die Weltgeschichte als eine Reihe von Entwickelungen, deren jede von einem Propheten eröffnet wird. Jeder Prophet hat seinen Hazar oder eine Herrschaft von 1000 Jahren (Chiliasmen), und aus diesen aufeinanderfolgenden Zeitaltern, die den jedem Buddha Indiens zugeteilten Millionen von Jahrhunderten entsprechen, setzt sich das Gewebe der Ereignisse zusammen, die das Reich Ormuzds vorbereiten. Am Ende der Zeiten, wenn der Kreislauf der Chiliasmen erschöpft ist, kommt schließlich das Paradies. Die Menschen werden glücklich sein, die Erde wird wie eine Ebene, es wird nur eine Sprache, ein Gesetz, eine Regierung für alle Menschen geben. Aber diesem Zustande werden schreckliche Leiden vorangehen. Dahak, der Satan Persiens, wird die Ketten, die ihn fesseln, brechen und sich auf die Welt stürzen. Zwei Propheten werden kommen, die Menschen zu trösten und das große Ereignis vorzubereiten« (Renan S. 82). Die Manichäer sahen Christus und Manes als diese beiden die Menschheit tröstenden Propheten an.

60 Der in einer iberischen Grabkammer gefundene Buddhakopf befindet sich jetzt im Museum zu Rennes.
Bei Alexander von Bemay sind es zwei Verräter (Jovispater und Antipater), die am Tode Alexanders schuld sind. Birch-Hirschfeld (Epische Stoffe) S. 21. Auch Peire Vidal spricht im Zusammenhang mit Alexander von Antipater, a- a. O.

61 Über den keltischen Gott Hesus oder Esus, sowie die keltische Theologie und Hierarchie vgl. Vic-Vaissette Band I S. 82 ff.

Vgl. auch die Anmerkungen 56 (Ammianus Marcellinus).
Der druidische Klerus rekrutierte sich aus der vornehmen Jugend. Das Noviziat dauerte 20 Jahre und stellte große Ansprüche an das Gedächtnis des Neophyten, da die heilige Literatur der Druiden mündlich von Lehrer zu Schüler vermittelt wurde. Nach Caesar bilden die Druiden und die Ritter die beiden Klassen des öffentlichen Lebens, die Plebs war vollkommen rechtlos. Reinach: Orpheus S. 177 ff.

62 Im »Grand-Saint-Graal« wird erzählt, daß die drei Spindeln am Ruhebett Salomons aus dem Holze des Lebensbaumes verfertigt seien. Dieses Bett stehe auf einem Schiff, »das ein Vorbild von Gottes neuem Hause sei (d. h. der Kirche), und das Salomon aufs Meer hinausgesandt und der himmlischen Führung überlassen habe.« Vgl. Kampers S. 51.
Zu der Legende von Taliesin vgl. Bosc, Belisama S. 93, außerdem S. 107 ff.: Der phönikische Herkules wurde als Zwerg dargestellt … desgleichen Gwion, auch Ogmi oder Albion genannt, der diesem phönikischen Gott entspricht. Angeblich spielte er in den bardischen Mysterien eine große Rolle als Hüter der »heiligen Schale«.
Eine die eleusinischen Mysterien betreffende, auffallende Parallele zu Gwions Metamorphosen ist bei Loisy S. 79 ff. zu finden.

63 Vgl: Bosc S. 122.
»Die Insel Sena, sagt Pomponius Mela (III 6), ist als gallische Orakelstätte berühmt, deren neun Priesterinnen die Macht besitzen, Winde und Stürme zu entfesseln … Diese Druidinnen hielt man ihrer Keuschheit wegen für heilig.« Vgl. Bosc S. 56. Man beachte aber auch Reinach (Orpheus) S. 179.
Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam machen, daß es neun Musen, neun Senapriesterinnnen und sieben mal neun Graljungfrauen gab.

64 Zu meiner Behauptung, die Hellenen hätten in der Keltika das Land der Hyperboräer und in dessen Nähe den Garten der Hesperiden liegend gedacht, möchte ich noch einige Argumente anführen:
Hesper oder Hesperus war der Bruder des Atlas. Er wurde in einen

Stern verwandelt: Hesperus, als Morgenstern auch Venus und als Abendstern Luzifer genannt.
Nach der Theogonie Hesiods weilt der Riese Atlas im Westen. In seiner Nähe sind die Gärten der Hesperiden. Kampers S. 62.
Nach Chompré (Dictionnaire de la Fable. 1800) war Pyrenea ein Beiname der gallischen Venus.
Pausanias berichtet, die Hyperboräer hätten das delphische Orakel gegründet. Vgl. Bosc. S. 168. Athenäos, ein griechischer Grammatiker aus Naukratis in Ägypten, zitiert Buch VI Kap. 4 (Gelehrtenmal) die Behauptung des Posidonius, das Dauphiné sei das Land der Hyperboräer gewesen (Bosc S. 193).
Nach Bosc (a. a. O.) hieß noch unter Chilperich ein Teil der Bretagne Dodonea. Im übrigen beachte man meine Ausführungen auf den Seiten 198 und 199 (Venus, Luzifer, Port-Vendres, Kap Cerbere und Geryonsöhne).

65 Die *»Reinen und ihre Lehre«.*
Parzival 463. Astiroth = Astarte; Belcimon = Baal-Schemen oder Samin (eine syrische Gottheit); Belet = der chaldäische Baal; Radamant = Radamanthys, der Richter der Unterwelt. Beachte: Loisy S. 199 ff., 293 ff.; Reinach (Orpheus) Kap. VIII.

66 Lukas: Apostelgeschichte II 46.
»Das Lichtfest des 25. Dezember ist in der außerchristlichen und mehrfach der vorchristlichen Welt des vorderen Orients und bis herüber in den Westen die Feier der *Geburt des Sonnengottes,* heiße er Helios oder Kronos oder Dusares oder sei er der Baal einer syrischen Stadt. Die nach langem Abnehmen des Tages langsam wieder einsetzende Zunahme des Tageslichts wird versinnbildlicht in dem als kleines Knäblein soeben neu zur Welt geborenen Sonnengott. So in Alexandrien, so in Syrien und Arabien …
Seitdem in Assur-Babel die große Lebensgöttin und Göttermutter Ischtar in engste Verbindung mit dem Sternbild der Jungfrau getreten war, wird das geheimnisvolle Werden und Wachsen des Lichts und des das Licht spendenden Lichtgottes mit dem gleich tiefen Geheimnis der Ge-

burt eines Kindes *aus einem jungfräulichen Mutterschoß* in Verbindung gebracht.« Kittel (Hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament) S. 33.
»Schon Justin erkannte seltsame Beziehungen zwischen der Geburt des Heilandes und der Geburt des Sonnengottes Mithra.« Kampers S. 70. Loisy gibt auf Seite 166 und 167 seiner »Mystères païens« die Beschreibung einer Mithrabildung: Mithra und die Sonne liegen vor einem Tische ausgestreckt. Der Gott hält ein Trinkhom und die Sonne eine Schale. Über die im Textteil erwähnte Mithrabildung vgl. Loisy S. 220.
In der Gaskogne, dem Baskenland, wie überhaupt in den Pyrenäen fand der Mithrakult Eingang. Ob die Sabarthès-Höhlen auch Mithraheiligtümer waren, habe ich bis jetzt noch nicht eindeutig feststellen können. [*Roché hat die Feststellungen getroffen.]

67 Renan S. 55, 85, 110; Loisy S. 251. Vgl. auch Peyrat Bd. I S. XX.

68 Der Priscillianismus war ein mit dem Manichäismus verwandter gnostischer Enkratismus. Seine grausame Vernichtung – das erste Beispiel von Todesstrafe, die über Ketzerei verhängt wurde – erzeugte eine Spaltung zwischen den Bischöfen, die das Verfahren gegen Priscillian und seine Anhänger guthießen, und denen, die es verdammten. Zu letzteren gehörten namentlich Martin von Tours und Ambrosius von Mailand. Vgl. Lea Bd. I S. 239-240; Reinach (Orpheus) S. 351 und 383; Peyrat Bd. I S. X ff., 121, 286; Bd. II S. 8. Als Sonderarbeit ist insbesondere Babut (Priscillien et le Priscillianisme. 1909) zu beachten.
Ich muß mich in diesem Rahmen Jeider darauf beschränken, von der catharischen Doktrin nur das Unentbehrliche anzuführen. Als Ergänzung des Gesagten kommen in erster Linie die Arbeiten von Schmidt, Döllinger, Peyrat und Guiraud in Frage: Standardwerke der Catharerforschung. Ganz abgesehen davon, daß – einige sporadische Zeitungsartikel und die im Vorwort erwähnte Broschüre von Peladan ausgenommen – der Catharismus nie mit den Gralsdichtungen in Beziehung gebracht worden ist, hat man auch – wie ich bereits ausgeführt habe – bislang das (ja auch den Gralsdichtungen innewohnende) *keltische,* somit dualistische Moment unberücksichtigt gelassen, soweit es autochthon

war. Aus diesem Grunde habe ich dem in Südfrankreich seit Urzeiten beheimateten Dualismus der heidnischen Zeit eine das Gesamtbild vielleicht etwas einseitig beleuchtende Vorzugsstellung eingeräumt. Und doch mußten diese Beziehungen aufgerollt werden, wobei wir uns übrigens mit Wolfram von Eschenbach keineswegs in Widerspruch gestellt haben. Heidnische Personen- und Ländernamen gibt es im »Parzival« so viele, daß sie – wenn »heidnischer Verstand des Grales Geheimnis auch nicht ganz ergründen kann« – doch von der Vorgeschichte des Grals offensichtlich nicht zu trennen sind. Selbst den Landesnamen »Hiberbortikon« – also das Land der Hyperboräer –, selbst »Zarathustra«, den großen Gesetzgeber des Mazdeismus, kennt der deutsche Minnesänger von Burg Wildenberg im Frankenland …! (Vgl. Parzival 770.)
Was nun den Catharismus betrifft, so muß gesagt werden, daß zweifelsohne zwischen den außerromanischen catharischen Sekten und dem Albigeismus rege Beziehungen bestanden haben. Die aber bis heute herrschende Auffassung, der romanische Catharismus sei erst um das Jahr 1000 durch häretische, von Osten gekommene Missionare zum Leben erweckt worden, ist unzutreffend. Das dualistische Moment war bereits ein wesentlicher Bestandteil der iberischen Theogonie gewesen – waren doch die Iberer rasseverwandt mit den Persern und Iraniern, deren »Mazdeismus« als der klassische Dualismus der vorchristlichen Zeit anzusehen ist. Über Dispater, den keltischen Luzifer, über die Wechselbeziehungen zwischen Druidismus, Orphismus und Pythagoräismus brauchen wir keine Worte mehr zu verlieren. Bedurfte Südfrankreich wirklich »eines aus Italien gekommenen Weibes und eines Bauern aus Perigord« oder des Catharer-»Papstes« Niketas, um fortan dualistisch zu denken? Bedurften die Albigenser eines »unbekannten Meisters« – etwa eines tibetanischen Weisen –, um plötzlich die irdische Welt als ein Jammertal und nur das Nirwana als das rechte Ziel und Ende anzusehen? Wir wissen, daß die keltiberischen Druiden – in den Pyrenäen zum mindesten – durch Manichäer zum Christentum bekehrt wurden. Das Wesen des Manichäismus bestand gerade darin, daß er neben dem Mazdeismus-Mithraismus und dem Christentum auch im Buddhismus verankert war. Das allein genügte, um das Kommen solch eines mysteriösen Meisters, der Südgallien die Seelenwanderung und die Glückse-

ligkeit des Nicht-Seins als neue Heils’ lehre verkündete, überflüssig sein zu lassen.
Wenn sich die Albigenser auf der von dem slawischen Ketzerpapst Niketas einberufenen Synode von St. Felix de Caraman (1167) zu dem abendländischen Catharismus bekannten und nach dessen Vorbild organisierten, so hatte dies – wie ich bereits angedeutet habe – seinen Grund in erster Linie darin, daß Roms Vorbereitung zu einer allgemeinen Häretikerverfolgung diese verwandten, auf analoge Weise gewordenen, aber in ihren Lehrbegriffen durchaus nicht einheitlichen »johannitischen Kirchen« – so nannten sie sich auch – zum Zusammenschluß zwang.
Um so zutreffender ist aber der Vergleich, den zwei orthodoxe Historiker, Guiraud und mit ihm Mollat, zwischen Urchristentum und Albigeismus aufstellen. Mollat sagt im Vorwort zum Handbuch des Inquisitors Bernard Gui: »Bemard Gui hat die catharischen Sakramentshandlungen mit Unrecht als »Nachäffungen« bezeichnet. Man muß mit Guiraud (Cartulaire de Prouille Bd. I S. CLXXXV ff.) anerkennen, daß sie die unverändert gebliebene Liturgie des frühen Christentums darstellen. Guis Verachtung ist nur so zu erklären, daß er, wie seine Zeit, die urkirchlichen Gebräuche nicht kannte. Der Vergleich, den Guiraud zwischen den catharischen und altchristlichen Riten aufstellt, ist höchst eindrucksvoll …« (Manuel de l'Inquisiteur Bernard Gui. ed. Mollat S. 12–13 Anm. 1.)
In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten konnten sich Judenchristen und Heidenchristen mit dem gleichen Recht den wahren Glauben zusprechen, hatte doch Rom erst begonnen, die Kirchen Asiens zu überflügeln und seine Lehrmeinungen als allein christlich zu verkünden und zu dogmatisieren. So war auch der Manichäismus, wie jedes gnostische Glaubensbekenntnis, eine der urchristlichen »Kirchen«. Daß der christianisierte Druidismus – sozusagen die heidenchristliche Kirche Galliens – an dem einmal als richtig Erkannten festhielt, kann doch nur für seine christliche Essenz zeugen. Im übrigen müssen wir uns darüber klar sein, daß sich auch in späterer Zeit das orthodoxe Asketentum dem Manichäismus bedenklich näherte, wenn es das Fleisch als Gegner und Feind der Seele verleugnete. So sagte der heilige Franziskus: »Viele ta-

deln ihren Feind oder Nachbarn, wenn sie sündigen oder gekränkt werden. Das sollten sie aber nicht tun, denn jeder hat seinen Feind bei sich selbst, nämlich den Körper, durch welchen er sündigt. Gesegnet darum der Diener, der diesen Feind gefangen hält und sich gegen ihn schützt; denn wenn er das tut, kann ihm kein sichtbarer anderer Feind etwas anhaben.« Und an einer anderen Stelle nennt er seinen Körper »den grausamsten Feind und schlimmsten Gegner, den er gern dem Teufel überlassen würde«. Nach dem Dominikaner Tauler, dem Führer der deutschen Mystiker im vierzehnten Jahrhundert, ist der Mensch an und für sich nur eine unreine Masse, ein von dem Bösen und der verderbten Materie abstammendes Wesen, das nur Abscheu einflößen kann. Diese Meinung teilten im vollen Sinne seine Anhänger, obgleich sie von Liebe und Barmherzigkeit geradezu überströmten (Vgl. Lea Bd. I S. 100 Anm.).
Auf Seite 66 des ersten Bandes seiner »Geschichte der Inquisition« sagt Lea noch folgendes: »Indem wir diese Ketzer (die Catharer) mit ihrem wechselvollen Schicksal an uns vorüberziehen lassen, dürfen wir nicht vergessen, daß unsere Kenntnis über sie fast ausnahmslos aus den Schriften ihrer Gegner und Verfolger geschöpft ist. Abgesehen von einigen waldensischen Traktaten und einem einzigen Rituale der Catharer ist die Literatur dieser Häretiker gänzlich untergegangen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als ihre Lehren zum größten Teil den Schriften zu entnehmen, durch die man dieselben zu widerlegen oder den Haß des Volkes gegen sie zu erwecken suchte; und ihre Kämpfe und ihr Schicksal lernen wir nur aus den Schriften ihrer erbarmungslosen Gegner kennen. Ich werde kein Wort zu ihrem Lobe sagen, das nicht auf den Zugeständnissen oder Anklagen ihrer Feinde beruht; und wenn ich einige der gegen sie geschleuderten Verleumdungen zurückweise, so geschieht es lediglich deshalb, weil die bewußte oder unbewußte Übertreibung hierbei so augenscheinlich ist, daß sie jedes geschichtlichen Wertes entbehrt. Im allgemeinen dürfen wir von vornherein unsere Sympathie denen zuwenden, die bereit waren, für das, was sie für die Wahrheit hielten, Verfolgung zu dulden und dem Tode ins Antlitz zu schauen. Denn bei der Verderbnis, wie sie damals in der Kirche vorhanden war, kann man sich nicht denken, daß, wie die orthodoxen Gegner annahmen, jemand deshalb aus dem Verband der Kirche austrat, um seinen ungeordneten

Leidenschaften freier frönen zu können.« Man beachte noch: Jakobus III 11: Quillt auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter?

69* *Borst* behandelt auf Seite 254–318 in seinen »Katharern« ein im Jahre 1939 in Florenz von Dondaine aufgefundenes Dokument. Der *»Liber de duobis principiis«* ist das älteste und bedeutsamste katharische Selbstzeugnis, das wir besitzen. Er stellt eine Untersuchung an über die Handschrift, den mutmaßlichen Verfasser und seinen Stil, die Gedanken- und Beweisführung, Vorlagen und Vorbilder, den Inhalt, vergleicht mit dem katharischen Ritual aus dem Jahre 1280, das bisher als einzige Quelle bekannt gewesen war, macht Bemerkungen zur Ausgabe Dondaines und bringt Vorschläge zu Textänderungen aufgrund einer Photokopie. – Der Leser lernt das Dokument in der Borstschen Erläuterung *nicht* kennen. Zoë *Oldenbourg* geht anders vor. Sie veröffentlicht katharische Texte in moderner französischer Übersetzung und überläßt dem Leser die eigene Urteilsbildung (Seite 382–399): ein katharisches Ritual, ein katharisches Gebet, Auszüge aus Konzilsprotokollen, Inquisitionsprozessen u.a.

70 Vgl. Schmidt Bd. II S. 8 ff. Döllinger Bd. IS. 132 ff. Peyrat Bd. I S. 371: Deus non fecit visibila, qui non sunt …

71 Matth. IV 9; XIV 13. Beachte Schmidt Bd. IIS. 16 ff.

72 Joh. 112 u. 13; III 6; Hebr. XIII 14. Schmidt a. a. O. u. S. 25.

73 Gal. III 28; Col. I 20; Gen. III 15; VI 2; 1. Eph. Joh. III 9; Joh. X 8; Schmidt Bd. II S. 21 ff.; Döllinger Bd. I S. 144, 147, 165; Peyrat Bd. I S. 361 ff.
Bereits Markion hatte um das Jahr 150 versucht, das Christentum völlig vom Judentum zu trennen. Von den markionitischen Gemeinden übernahmen die Manichäer die Ablehnung der jüdischen Tradition.
Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch, daß im Huonlied (vgl. Anm. 96) Satan als Luciabel und Lusiabel bezeichnet wird:

Nous fusmes esperites des cieulx celestiaulx,
Cy somes par le fait que fist Luciabiaux …
Bien aués ouy dire, quant dieu fust aïrés
Contre Lusiabel qui tant fust deffaés,
Que de paradis fust Luciabel versés
Et les angles aussy dont jl j ost assés.

Schäfer S. 100.

Döllinger gibt noch weitere Widersprüche zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, die von den Cathari zur Beweisführung, Jehova sei der Böse, herangezogen wurden: »Auch darin zeigt sich der Gegensatz beider, daß der eine zur Vermischung der Geschlechter und zur Fortpflanzung ermahnt (Gen. I 23), der andere aber durch Christus die Unfruchtbaren selig preisen und schon das bloße Anschauen eines Weibes verbieten läßt – daß der eine die Erde, der andere den Himmel verheißt. Der böse Gott hat die Juden aufgefordert, die Ägypter zu betrügen und zu berauben. Er ist es ferner, der ein Gebot des Hasses gegeben hat, denn auf ihn müssen sich die Worte Christi beziehen: »Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen« (Matth. V 43). Der eine hat die Beschneidung unter Todesstrafe geboten, der andere aber hat sie durch seinen Apostel, unter Androhung der Verstoßung von Christus verboten (Gal. V 2). Der eine hat durch seinen Gesetzgeber den Juden die Herrschaft über viele Völker verheißen lassen (5. Mos. XV 9), der andere dagegen hat den Seinigen jede Herrschaft verboten (Matth. XX 25). Der eine hat den Juden den Wucher gestattet (5. Mos. XV 6), der andere aber hat ihn untersagt (Lukas VI 35). Der eine läßt erklären, daß durch die Tieropfer die Sünden getilgt würden, der andere versichert, es sei unmöglich, daß durch das Blut der Stiere und Böcke die Sünden hinweggenommen würden. Jener verheißt, »in die Finsternis einer Wolke gehüllt« zu kommen (2 Mos. XIX 9), dieser aber »wohnt in unzugänglichem Lichte« (1. Tim. VI 16). Jener will die Menschen sich nicht nahen lassen und straft schon das bloße Ausstrecken der Hand nach der Bundeslade mit dem Tode (2. Mos. III 5; 2. Sam. VI 6), von diesem dagegen heißt es: Nahet euch Gott und er wird sich euch nahen (Jak. IV 8). Der Gott des Alten Bundes hat, indem er

über jeden, der am Holze hängen würde, den Fluch ausgesprochen (5. Mos. XXI 23), Christus zum voraus verflucht.« Döllinger Bd. I S. 145–147.
Das bereits erwähnte – von Cunitz veröffentlichte – Rituale der Catharer führt *Jesaias* und *Salomon* an, ein Beweis, daß die Verwerfung des Alten Testamentes seitens der Albigenser keine absolute war (vgl. Lea Bd. I S. 102). Nach Döllinger (Bd. I S. 148–149) anerkannten die Catharer die Bücher der Propheten, das Buch Hiob, die Psalmen, Salomons Schriften und das Buch der Weisheit – mit anderen Worten: fast alle prophetischen Bücher und Lehrbücher – unter der Annahme, sie seien der gute, unter Eingebung des Vaters der Gerechten geschriebene Teil des Alten Testamentes. – In besonders hohem Ansehen stand bei ihnen die apokryphe Vision des *Jesaias:* habent quendam libellum Isaiae, in quo continetur, quod Spiritus Isaiae a corpore raptus usque ad septem coelos deductus est. Vgl. Döllinger Bd. I S. 150.

74 Wolfram von Eschenbach: 463.
Den an die großen kosmogonischen Sagen des Orients erinnernden catharischen Mythus vom Sturz Luzifers, der Entstehung der Erde, dem Werden des Menschen und der Epiphania des Äon Jesus habe ich nach Schmidt und Döllinger, sowie den dort angegebenen zeitgenössischen Quellen zusammengestellt. Vgl. deshalb Schmidt Bd. II S. 63 ff., Döllinger Bd. I S. 138 ff. Nach bogumilischer und occidental-catharischer Auffassung waren die ersten Menschen Riesen (im Anschluß an Gen. VI 4). Diese »Gewaltigen« cognoverunt per daemones patres suos diabolus omnia creasse. Unde diabolus dolens eos ista scire, dixit: Poenitet me fecisse hominem. (Gen VI 6). Vgl. Schmidt Bd.I S. *70* Anm. 2.
Den Catharern war der Kampf zwischen Michael und Luzifer, wie ihn die Apokalypse beschreibt, wohl bekannt. Satan wurde besiegt, und die Opfer seiner List wurden mit ihm aus dem Himmel ausgestoßen, oder – wie die Apokalypse sagt – der Drache, die alte Schlange, zog den dritten Teil der Sterne, d. h. der Engel, mit sich herab. Offbg. Joh. XII 7-9; XIV 20. Vgl. auch Döllinger Bd. I S. 137. Eine volkstümliche Ansicht über den Fall der Engel, wie sie in Südfrankreich herrschte, gibt Döllinger in Anm. 4 zu S. 138. Hingegen »gab es auch philosophische Geister, die sich über diese Spekulationen erhoben und merkwürdigerweise die

Lehren des modernen Rationalismus vorwegnahmen. Bei diesen trat die Natur an Stelle des Satan; nachdem Gott das Weltall gebildet, überließ er die Lenkung desselben der Natur, die die Macht hat, alle Dinge zu schaffen und zu ordnen. Selbst die Hervorbringung der Einzelart geschieht nicht durch die göttliche Vorsehung, sondern ist ein Vorgang der Natur, in moderner Sprache zu reden, ein Vorgang der Evolution oder der Entwicklung. Diese Naturalisten, wie sie sich selbst nannten, leugneten das Vorhandensein von Wundern und erklärten die der Evangelien durch eine Exegese, die ebenso gezwungen war wie die der Orthodoxie. Sie glaubten z. B., es sei zwecklos, den lieben Gott um gutes Wetter zu bitten; denn die Natur allein regele die Elemente. Sie schrieben viel, und ein katholischer Gegner (Lucas Tudensis) gibt zu, daß ihre Schriften anziehend sind, besonders das Perpendiculum Scientiarum (Richtlot der Wissenschaften), von dem er sagt, daß es wegen seines philosophischen Gewandes und seiner glücklich gewählten Stellen wohl geeignet war, auf den Leser einen tiefen Eindruck zu machen.« Lea Bd. I S. 109 bis 110.
Ich möchte an dieser Stelle eine Probe aus der heutigen amerikanischen Dichtung geben, um zu zeigen, wie sich diese, die Materie als schlecht ablehnende Auffassung bis in die modernste Zeit erhalten hat:

Leben ist Fürchten,
Ein langes Sterben
Von Geburt zum Tode!
Gott ist ein Mörder!
Leben ist Tod.

Eugen O'Neill: Lazarus Laughed. In Bruns, Die amerikanische Dichtung der Gegenwart. 1930. S. 119.

75 »In den französischen und italienischen Prophezeiungen des Merlin wird von der Krone des babylonischen Drachen mit vier Edelsteinen gesprochen und von einer gleichen des Kaisers von dem mythischen Orbante, Aurians-Adriano. Dieser wird in der Überschrift eines Kapitels der italienischen Prophezeiung mit dem babylonischen Drachen identifiziert. Die Krone dieses Herrschers von Orbante wurde zufällig im

Meere gefunden, und ein Fischer brachte zum Kaiser Friedrich die Edelsteine, mit welchen sie geschmückt war. Aus der Fassung dieser Stelle geht hervor, daß die Steine aus der übersandten Krone die Hauptsache sind« (Kampers S. 103; beachte auch S. 86). Ganz abgesehen davon, daß die deutsche Kaisersage mit den Gralsdichtungen offensichtliche Parallelen aufweist, habe ich diese Stelle zitiert, um zu zeigen, wie sehr der Teufelsfurcht eine ganze Mythologie um Luzifers Sturz gegenüberstand, die in Satan nur einen unbotmäßigen, ungeistigen und verlogenen Engel sah: die Verkörperung der Welt. Wahrscheinlich liegt darin auch der Grund, daß die Kirche die Catharer im Bunde mit dem Bösen glaubte.

76 Vgl. Schmidt Bd. II S. 72 ff.; Döllinger Bd. I S. 150 ff.
Dicunt Christum phantasma fuisse non hominem. Schmidt Bd. II S. 38 Anm. 1.
Zu »Aeon Jesus« Kittel S. 38: »Im Hellenismus wurde die Idee des Heilbringers und Soters mit der des Lichtgottes verbunden und so von selbst an die Lichtzeit und das wieder zunehmende Tageslicht geknüpft, und so war damit auch fast notwendig eine neue Gedankenverbindung gegeben. Wie das Aufleben des Lichts und der Jahreswechsel eine natürlich gegebene und sich fast von selbst verstehende Verbindung eingehen, so auch das Erscheinen des neuen Lichts oder die Geburt des Lichtgottes und das Erscheinen der neuen Weltzeit, das Aion. War die Geburt des Sonnengottes mit dem Kalender in Verbindung gebracht, so konnte dasselbe für den neuen Aion nicht ausbleiben. Nun ist ja Aion zunächst nur ein Abstractum oder ein halbes Abstractum, mindestens etwas ganz Unpersönliches, eine Weltzeit. Aber indem die neue Zeit in ihrem Erscheinen Gegenstand der Feier wird, wird sie gleich dem Sonnengott, der jährlich neu geboren wird, auch ›geboren‹. Damit ist sie zur konkreten Person geworden und geradezu als Gott gedacht.« Über die Geburt des Äon durch eine Jungfrau vgl. Kittel S. 39. Schon Kerinthus, ein Zeitgenosse des Johannes und der erste christliche Gnostiker – dem übrigens die Gegner des Chiliasmus (der Lehre vom tausendjährigen Reich) die Verfasserschaft der Offenbarung Johannis zuschrieben – lehrte, daß der Äon Christus sich durch die Taufe mit dem Menschen Jesus vereinigt, ihn aber vor der Kreuzigung verlassen habe. Vgl. Renan S. 31. Nach ma-

nichäischer Lehre war die Kreuzigung nur Schein. Vgl. Reinach (Orpheus) S. 105. Nach einer catharischen Auffassung ließ Christus an seiner Statt einen Dämon kreuzigen, dem er seine Gestalt gegeben hatte. Moneta S. 256. Döllinger Bd. I S. 153.
Eine interessante Parallele zu dem albigensischen Mythus vom Erscheinen Christi gibt der bekannte gnostische *»Hymnus von der Seele«:*

Allgemeines Gesetz war der erstgeborene Geist;
das zweite war des Erstgeborenen ausgegossenes Chaos.
Als drittes aber empfing die Seele in Mühsal das Gesetz.
Deshalb hat sie angezogen eine flüchtige Gestalt
und quält sich bei ihrem Treiben, vom Tode beherrscht.

Bald hat sie die Herrschaft und schaut das Licht,
bald weint sie ins Elend gestoßen,
bald wird sie beweint und freut sich,
bald weint sie und wird gerichtet,
bald wird sie gerichtet und stirbt,
bald weiß sie keinen Ausweg mehr,
unglücklich über das Böse,
umherirrend gerät sie ins Labyrinth.

Da sprach Jesus: Sieh her, Vater!
Diese Sucht nach Bösem auf der Erde
entfernt sich von deinem Geiste.
Sie aber sucht dem bitteren Chaos zu entfliehen
und weiß nicht, wie sie hindurchkommen soll.
Deshalb sende mich, Vater!
Mit den Siegeln in der Hand will ich hinabsteigen,
alle Äonen will ich durchwandern,
alle Mysterien will ich erschließen,
die Gestalten der Götter will ich zeigen,
und den verborgenen heiligen Weg,
der Gnosis heißet, tu' ich kund.

Leisegang: Gnosis S. 137–138

77 Joh. II 4; Phil. II 6; Joh. VII 23: Ihr seid von untenher, ich bin von obenher; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt. – Schmidt Bd. II S. 36 ff. Döllinger Bd. I S. 152 ff., 189 ff,; Peyrat Bd. I S. 383 ff.
Cum cogitaret Pater meus mittere me in mundum, misit angelum suum ante me, nomine Maria, ut acciperet me. Ego autem descendens intravi per auditum, et exivi per auditum. Vgl. Schmidt Bd. II S. 41 Anm. 2. Wie Athene entspringt Christus nicht dem Leib sondern dem Kopf. Auch nach einem, dem heiligen Augustin zugesprochenen Traktat deus per Angelum loquebatur, et Virgo auribus impraegnabatur. Vgl. Peyrat Bd. I S. 384; Schmidt Bd. II S. 41.

78 Schmidt Bd. II S. 78, 167, 169; Döllinger Bd. I S. 178. Zu Absatz 3 vgl. Lukas IX 56: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.
Nur die gefallenen Engelseelen werden einst in den Himmel eingehen, denn »niemand steigt auf in den Himmel, als der vom Himmel herabgekommen ist« (Joh. III 13). Eine ähnliche Auffassung finden wir im »Parzival« (468):

Denn niemand kann den Gral erjagen,
Den man nicht schon im Himmel kennt …

Nach catharischer Lehre wurden nach dem Sturz der Engel keine neuen Seelen gezeugt (Döllinger Bd. I S. 143). In der Zeit vor Christus konnte überhaupt niemand selig werden; wer zum Heil gelangen wollte, mußte noch einmal nach der Erscheinung Christi in einen menschlichen Körper einkehren.

Von Adams Sippe ward uns Heil
Und schweres Weh zugleich zu Teil,
Da wir durch ihn mit dem verwandt,
Der als der Engel Herr bekannt,
Da er zugleich der Sippe sein,
Den Menschen, ließ der Sünden Pein.

Erbarmend seh' es der Herr der Welt,
Dem stets Barmherzigkeit gesellt,
Der Mensch ward und für uns gelitten
Und gegen Untreu treu gestritten.

Wolfram bringt also hier durchaus den orthodoxen Gedanken, daß Christus Mensch ward und sich kreuzigen ließ. Dann aber stimmt er, wenn er von den Demutslosen spricht, die der Herr in der Hölle ließ, mit dem Dogma nicht ganz überein:

Plato, der weise Heilsprophet,
Sagt es voraus mit weisem Sinn,
Dazu Sibylle, die Seherin,
Vor der der Täuschung Wahn zergeht –
Sie kündeten vor langen Jahren,
Daß uns Erlösung käme,
Die uns die Sünde nähme.
Zur Hölle kam der Herr gefahren
Und führt' uns liebend daraus fort;
Die Demutslosen ließ er dort.

Zu beachten ist übrigens auch, daß bei Wolfram nie von den alttestamentlichen Propheten die Rede ist, sondern daß er, wie das soeben gegebene Beispiel erhellt, die heidnischen Philosophen und Seherinnen als Vorläufer und Verkünder Christi angibt.

79 Der Inquisitor und Troubadour Isarn sprach nur eine allgemein anerkannte Wahrheit aus, als er behauptete, daß kein Gläubiger zur Ketzerei der Catharer oder der Waldenser verführt werden könne, wenn er einen guten Seelsorger neben sich habe:

Ja no fara crezens heretje ni baudes
Si agues bon pastor que lur contradisses.

Lea Bd. I S. 67

»Bezeichnend ist die Erzählung des Bischofs Foulques von Toulouse über eine Antwort, die ihm der Ritter Pontius von Rodelle gab. Als er diesen nämlich bei einer Disputation fragte, warum er solche offenkundigen Ketzer nicht aus seinem Gebiete vertreibe, gab ihm der wegen seiner Weisheit und Rechtgläubigkeit bekannte Ritter zur Antwort: ›Wie können wir das tun? Wir sind mit diesen Leuten auferzogen, wir haben Verwandte unter ihnen, und wir sehen, daß sie ein rechtschaffenes Leben führen.‹ Solcher Duldung gegenüber mußte der Glaubenseifer machtlos bleiben. Wir können daher dem Mönche von Vaux-Cernay wohl glauben, wenn er uns erzählt, daß die Barone des Landes fast alle Beschützer und Beherberger der Ketzer seien, daß sie dieselben aufrichtig liebten und sie gegen Gott und die Kirche verteidigten.« Lea Bd. X S. 155. Vgl. Puylaurens Kap. VII.

80 Die Zahl der ketzerischen *perfecti* war übrigens äußerst gering. Sie betrug zur Zeit des ersten Kreuzzuges – der Blütezeit des Catharismus – etwa sieben- bis achthundert! Das kann natürlich nicht verwundern bei einer Doktrin, die alles Irdische ablehnte und asketische Übungen verlangte, die selbst den robustesten Körper untergraben mußten.
Um so höher war aber die Zahl der *credentes.* Mit den Waldensern zusammen übertrafen sie zahlenmäßig die gutgläubigen Katholiken, die sich fast ausschließlich aus dem römischen Klerus zusammensetzten. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß das Gesagte nur für Südfrankreich gilt. Man beachte im Anschluß an die Einteilung des Catharismus in Vollkommene und Gläubige: 1. Kor. II 6; Hebr. V 12–13; Loisy S. 248: Reinach (Orpheus) S. 104–105. Die catharischen Gläubigen wurden auch einfach als »Christen« bezeichnet.

81 Die Catharer hatten allerdings auch in Schlössern und Städten Versammlungsräume. Vgl. Schmidt Bd. II S. 11. Auf Montségur befand sich ein Haus quae erat deputata ad faciendum sermonem (a. a. O. nach Doat: Carcassonner Register aus d. J. 1243 XXIII f 202a).
Über die *Segnung* sprechen Schmidt auf S. 116 ff.; Döllinger auf S. 230 ff. – Die Segnungsformel lautete auch: Pater et Filius et Spiritus Sanctus parcat vobis et dimittat vobis omnia peccata vestra. Eine romanische

Bittformel lautete: Senhor, prega Deu per aquest pecaire, que Deus m'aport a bona fi. Antwort: Deus vos benedicat, eus fassa bon chrestia, eus port a bona fi. Schmidt Bd. IIS. 126 nach Doak XXII f 110a. Die Segnungsformel in gereimter deutscher Prosa bei Schmidt Bd. II S. 116.

82 Zur catharischen *Brotbrechung,* auch Brotsegnung genannt, vgl. Schmidt Bd. II S. 129 ff. Zum Dogma der Transsubstantiation: Reinach (Orpheus) S. 422; Hauck, Transsubstantiation. Zur frühchristlichen Brotbrechung: z. B. Loisy S. 215.
Loco vero consecrati panis eucharistie corporis Christi, confingunt quemdam panern quem appelant panem benedictum seu panem sancte orationis, quem in principio mense sue, tenendo in manibus secundum ritum suum, benedicunt et frangunt et distribuunt assistentibus et credentibus suis. Inquisitor Gui S. 12.
Auch Paulus sagte, die Gemeinschaft der Gläubigen sei der »Körper Christi«: Rom. XII 5; 1. Kor. XII13.
Die »Verfassung« der Minnekirche behandeln Schmidt Bd. II auf S. 139 ff.; Döllinger Bd. I auf S. 200 ff.; Peyrat Bd. I im 6. Buch, Kap. 7 (S. 395 ff.).

83 Nicht alle Cathari sahen den *Heiligen Geist* als den Parakleten an. Sie nannten ihn vielmehr den *Spiritus principalis* (nach Psalm I 14), dem mit dem Vater und dem Sohne Anbetung gebührt, der, wie der Sohn, ein Geschöpf des Vaters ist, aber größer als alle übrigen Geister und von so unaussprechlicher Schönheit, daß es die Engel gelüstet ihn anzuschauen (1. Petr. 112). Aber auch die Geister, die nach catharischer Lehre Gott den Seelen als Wächter gegeben haben soll – jedem Körper entspricht eine Seele (anima), und jeder Seele ein Geist (spiritus) – wurden von manchen Ketzern als »heilige Geister« bezeichnet, einmal weil sie durch Emanation aus Gott hervorgegangen und mit diesem gleich ewig sind, weiterhin weil sie im Himmel der Versuchung Luzifer nicht nachgaben, der ihrer stärkeren und vollkommeneren Natur wegen keine Macht über sie haben konnte. Diese Geister bilden mit dem Körper und der Seele den dritten Bestandteil des Menschen, befinden sich aber außerhalb des menschlichen Körpers, als Lenker und Führer der Seele. Auf

diese »Geister« bezogen sie das Wort des Apostels Paulus: die ihr euch der Geister befleißigt (1. Kor. XIV 12). Solange der Mensch diesen seinen ihm bestimmten Geist nicht empfangen hat – hierzu sollte ihrer Ansicht nach das Consolamentum verhelfen – ist der Mensch geistig genommen tot.

Von dem Spiritus principalis und diesen beschützenden und lenkenden Geistern unterschieden sie dann noch die »sieben Geister«, die – nach Offbg. Joh. I 4 – vor dem Throne Gottes sind. Deren einer war für sie der *Paraklet.* Vgl. Döllinger Bd. I S. 137-138,155 ff.

Der vorwiegende und dem Evangelium Johannis entsprechende Glaube war allerdings der, daß der Paraklet der Heilige Geist selbst sei. Vgl. Joh. XIV 16 und 26; XV 26; XVI 7 und 13.

Über die mysteriöse *Manisola* oder Manilosa der Catharer vgl. die spärlichen Angaben bei Peyrat (Bd. I S. 399) und Schmidt (Bd. II S. 138), der sie nach Eckbertus von Köln, dem Bruder der heiligen Elisabeth, und nach Ducange (Glossarium mediae et infimae latinitatis, 1840, Art. Bema) Malilosa bzw. Malisola nennt. Wahrscheinlich hat sie Eckbertus nicht von der Mani, sondern von malus, dem Bösen, abgeleitet. Nach manchen Chronisten war der Gral ja nicht das heilige Paradies, sondern ein sündiger Ort oder gar »eyn ghelogen dynck, dat eyn koning sy, dar de lude leven in vrolycheyt wente an de jungsten dach.« Vgl. Kampers S. 117. Abel, Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken, 1732. Diefenbach, Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis 1857. S. 268. Oudemans: Bijdrage tot een Mittel- een Oudnederlandsch Wordenboek. 1871. IIS. 727.

Zur indischen *Mani* vgl. Larousse Art. Mani. Das Wort Mani findet sich auch in den berühmten Inschriften auf indischen Tempeln und Felswänden: Om Mani padme hum! Die Mani war angeblich ein Smaragd (auch »Stein der Weisen« und »Keuschheitsstein« genannt).

Die Catharer glaubten nicht an *Maria* als irdische Mutter Christi. Sie faßten deren Person als reines Symbol auf. Maria war für sie die Mani, Gottes Geist und Liebe: der Paraklet. Die »Kirche des Parakleten« pflegt man den Catharismus ja auch zu nennen. Wie berechtigt diese Bezeichnung ist, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß die Albigenser Maria als ihre »Kirche« bezeichneten: Item, beatam Mariam Virginem negant

fuisse veram matrem Domini Jhesu Christi, nee fuisse mulierem carnalem, sed seetam suam et ordinem suum dieunt esse Mariam Virginem, id est veram penitenciam castam et virginem que generat filios Dei, quando reeipiuntur ad eamdem seetam et ordinem. Inquisitor Gui S. 14. Man vergleiche auch Vidal (Doctrine et morale) S. 387.
Dem Mittelalter war es durchaus geläufig, das jeweilige Glaubensbekenntnis mit einem Edelstein zu vergleichen. Ich denke hierbei in erster Linie an den im Mittelalter ungemein beliebten geistlichen Roman von *Barlaam und Josaphat,* der ja nichts anderes darstellt als eine christliche Umformung der indischen Tradition vom Leben Buddhas. Diese zuerst vermutlich in Iran vorgenommene Umformung ist dann durch eine griechische Version dem gesamten Abendland vermittelt worden. In diesem Roman begibt sich ein christlicher Mönch – Barlaam – als Kaufmann verkleidet nach Indien, in der Absicht den Prinzen Josaphat – besser: Joasaph (= Buddha) – zum Christentum zu bekehren. Barlaam verschafft sich Zutritt zum Prinzen, unter dem Vorwand, ihm einen kostbaren Stein zeigen zu wollen, der die Kraft besitze, Blinde sehend und Taube hörend zu machen, der aber nur von einem Menschen keuschen und reinen Herzens ohne Gefahr angeschaut werden könne. Voll Verlangen begehrt der Prinz, den wunderbaren Stein zu sehen. Barlaam entgegnet ihm jedoch, er könne ihm den Stein nur zeigen, wenn er zuvor des Prinzen weisen Sinn erprobt habe. In einer Reihe von Gleichnissen erklärt Barlaam dem Josaphat die Schönheiten des christlichen Glaubens.
In der »Parabel vom Edelstein« vergleicht der Mönch das Christentum mit einem Juwel, das nur dem enthüllt werden darf, der reinen Herzens ist. In der »Parabel vom reichen Jüngling und der armen Christin« gibt der Vater des Mädchens dem Jüngling, dessen Herz er geprüft hat, die Hand seiner Tochter und macht ihn zum Erben eines großen Schatzes, das soll heißen: Wer die Welt und irdischen Reichtum flieht (die reiche Braut) und sich in Armut einem christlichen Leben weiht (sich mit der armen Christin vermählt), dem wird ein großer Schatz zuteil werden, nämlich das Paradies! Mit diesen Anklängen an Wolframs »Parzival« ist es nicht genug. Man beachte nur die Stelle, wo Josaphat auf Anstiften des Zauberers Theudas durch reizende Mädchen verführt werden soll.

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß Wolfram mit Absicht – und nicht durch ein Mißverständnis den »Wunsch nach dem Paradies« einen Stein sein ließ.

Die provençalische Prosaredaktion des auch bei den Catharern sehr beliebten Barlaam und Josaphat-Romans weist übrigens gegenüber der griechischen und lateinischen Vorlage aufschlußreiche Kürzungen auf. So wurden unter anderem gekürzt: alle Reden Barlaams über geistliche Dinge, insbesondere über die Torheit des Götzendienstes und die Taufe. Die Schilderung von der Größe Gottes und der Herrlichkeit seiner Schöpfung sowie die Berechtigung der Bilderverehrung sind ausgelassen.

Man vergleiche hierzu insbesondere: Die provençalische Prosa-Redaktion des geistlichen Romans von Barlaam und Josaphat (hsg. von Heuckenkamp) 1912 S. XLVII, XLVIII, L, LX,-LXI. Kuhn, Barlaam und Josaphat. (Abhandlungen der philos.-philol. Classe der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. Bd. 20.) 1897.

Die indische Mythologie kennt einen *Almosentisch Buddhas,* der sich immer aufs neue mit Speisen bedeckt, und einen Wunschstein: den *Tschinta-mani,* über den Kampers in seinem »Lichtland der Seelen und der heilige Gral« folgendes ausfuhrt: »Ebenso klingt mancher Zug der indischen Sage vom Tchintamani an Züge unserer Gralsage an; *in diesem Wunschstein,* der bei Tag und bei Nacht Licht spendet und für jeden Speise und Trank regnet, den der Königssohn Gedon in dem Schloß der fünfhundert Göttinnen erhält, *hat man sogar das Urbild des Kleinodes unseres Parzival erkannt.«* Vgl. Kampers S. 93 Nutt: The Buddha's alms dish and the legend of the holy grail. Archaeological Review, June 1889.

Die Cathari sahen also im Heiligen Geist, dem Spiritus principalis, der Marti oder dem Parakleten eine Art Paredra Gottes, ein weibliches Prinzip, die Mutter des Logos. Er entspricht in gewissem Sinne der Maya-Maria der vorchristlichen Theogonien. Maya war bekanntlich die Mutter des Gautamo Buddha und – als Maia – die Mutter des Götterboten Hermes-Merkur. Diese *virgo coelestis* wurde von je mit dem Mond symbolisiert. Die skandinavische Mondgottheit Manni ist das nordische Ebenbild dieser orientalischen, im Mond sichtbaren Göttin und Götter-

mutter. Ich setze als bekannt voraus, daß die indische Maya die Göttin der sichtbaren Welt, der Illusion (mâyâ) war. Die jungfräuliche Erde war – nach Wolfram von Eschenbach – ja auch die »Mutter zweier Menschen«:

Adams Mutter die Erde war
Und auch die Nahrung ihm gebar;
Sie blieb die jungfräuliche Magd …
Ermeßt, wie rein die Jungfraun sind:
Gott selbst ward einer Jungfrau Kind!
Zwei Menschen gebar die Jungfrau Erde,
Und Gott, damit er sichtbar werde
Den Menschen, nahm Menschenantlitz an:
Die Gnad' ermesse, wer es kann! (464)

84 Über das catharische *Consolamentum* vgl. Schmidt Bd. I S. 119 ff., 123 ff. Döllinger Bd. 1143,153,191, 204. Peyrat Bd. I S. 378 u. a. m. Et confingunt, tanquam simie (!), quedam alia loco ipsorum, que quasi similia videantur, confingentes loco baptismi facti in aqua baptismum alium spiritualem, quem vocant consolamentum Spiritus Sancti, quando videlicet recipiunt aliquam personam in sanitate vel infirmitate ad sectam et ordinem suum per impositionem manuum secundum ritum suum execrabilem (!). Inquisitor Gui S. 12.
Das Consolamentum hatte einen den orphischen Mysterien analogen Zweck, und zwar den, zu verhindern, daß die Seele nach dem Ableben in einen neuen Körper wandere. Entscheidend für den catharischen Glauben an die Seelenwanderung war übrigens das Wort Petri, der von den im Kerker, d. h. im Körper, gefangenen Geistern sagt, daß ihnen, die in den Tagen Noahs ungläubig gewesen, Christus gepredigt habe (1. Petr. III 19; vgl. Döllinger Bd. I S. 143; Schmidt Bd. IIS. 46).
Lenau beschreibt das ketzerische Consolamentum mit folgenden Versen:

Dominikus, der strengste Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
Von heiliger Askese bleich und hager.
Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager…

Kaum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen;
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er sieht im Grunde der Höhle mattes Glimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand
Inmitten ist ein großer Greis zu schauen;
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen …

Zum Greise jetzo tritt der »ältre Sohn«, sich neigend,
Darauf der »jüngre Sohn«, gebückt, ehrfürchtig, schweigend.
»Der Helfer« naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.
Dem hält der Greis aufs Haupt das Neue Testament
Und mahnt ihn feierlich: »Sprich, was dein Herz bekennt« …
. . . . .

»So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich lasse mich von euch, sei's auch zum Tode weihen! «

So sprach der Neophyt; der Greis in Freuden stand
Und gab die »Tröstung« ihm mit aufgehobner Hand;

Und siebenmal er spricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium]ohannis den Beginn;

Und siebenmal der Greis das Vaterunser spricht
Und hauchet ihm dazu den Odem ins Gesicht…

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer sprach der Kirche Hohn?
Es ist ein Troubadour, der Mönch von Montaudon.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beschließen.
Der Sänger, läßt sein Herz in Reimen überfließen …

Hierzu sei folgendes bemerkt: Für den ja sehr schlichten ketzerischen Gottesdienst gab es eigens konsekrierte Vollkommene und drei Ämter: Bischof, *filius major* und *filius minor.* Jeder dieser drei »höheren Grade« hatte einen Diakon als Beistand oder Vertreter. Die Gesamtleitung der romanischen Minnekirche lag in den Händen eines Patriarchen. – Der Mönch von Montaudon war identisch mit dem Troubadour Peire von Auvergne, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt wurde. Wo Lenau von der Consolation Peire von Auvergnes Kenntnis genommen hat, habe ich nicht feststellen können.

85 Vgl. Schmidt Bd. II S. 83 ff., 94; Peyrat Bd. I S. 104. »Die Sitte des ketzerischen ›Gewandes‹ ist offenbar zurückzuführen auf das kosti und saddarah der Mazdeer, das heilige Gewand und Hemd, das alle Gläubigen tragen mußten, und dessen Gebrauch bei den Zends und Brahmanen zeigt, daß ihr Ursprung zurückgeht auf die prähistorische Zeit, welche vor der Trennung der arischen Völkerfamilie liegt. Unter den Catharern war der Träger des Gewebes und Gewandes bei den Inquisitoren bekannt als *haereticus indutus* oder *vestitus,* der in alle Mysterien der Ketzerei eingeweiht sei.« Lea Bd. I S. 101.
»In einer Interpolation des Presbyterbriefes, die – freilich erst nach dem ›Parzival‹ – der Märe vom Priesterkönig eingefügt und von Oswald dem Schreiber aus dem lateinischen Text inhaltlich genau übersetzt wurde, stehen Geistliche von ganz besonderer Reinheit im Dienste einer Kapelle, die beliebig wächst. Wenn sie dort das Opfer darbringen wollen, entkleiden sie sich:

aller cleider par,
so gent sie zu der schwelln,
da vindent sie von phelln
die aller dewrsten wat,
die man ye geseen hat.

Niemand weiß, wer diese Kleider gewirkt hat:

> *sie sind aller cleider pesten*
> *vnd glich der sunnen glesten:*
> *nyemant sy mocht angesehen*
> *vor irem glast vnd irem prehen.*

Das ist keine beliebige Erfindung der Phantasie. In den wenigen mitgeteilten Versen lebt die gnostische Himmelfahrtslegende der Pistis Sophia wieder auf. Die Schwelle der Kapelle ist die Kosmosgrenze. Hier müssen jene Geistlichen ihre Leibeshülle ablegen; hier empfangen sie das ›Kleid der Herrlichkeit‹, das ›Lichtkleid‹. In der jüdischen Überlieferung wird Rabbi Perachja an der Himmelspforte sein Gewand ausgezogen. In Paradieses Luft gehüllt kann er des Himmels Herrlichkeit erst schauen. In mandäischer Überlieferung wird erzählt, wie der Rock von ›Fleisch und Blut‹ mit dem ›Gewand von Glanz‹ vertauscht wird. Ähnliche Stellen gibt es viele.
Auf diese alte gnostische Vorstellung, daß alle Auserwählten im Himmel das Kleid der Herrlichkeit empfangen, geht die Erzählung von jenem himmlischen Gewand zurück, von dem ja auch in der Sage vom Paradiese mit seinen Stufentreppen im ›Apollonius‹ die Rede ist. Diese einzig mögliche Deutung läßt keinen Zweifel mehr, daß jene Kapelle nur eine Variante des Paradiesespalastes des Priesterkönigs ist und wie dieser den Gedanken eines sich stets erweiternden himmlischen Reiches der Seelen verkörpert … Der Tisch schlechthin spendet in Mythus und Sage des Ostens Speise und Trank; er wirkt in der Sage vom Priesterkönig Wunder; er oder die ihm gleichgestellte Truhe wird in der arabisch-spanischen Überlieferung gefeiert; die sich erweiternde Kapelle ist das Heiligtum. Ich folgere: die Truhe, welche sich zur Kapelle ausdehnen kann, ist schlechthin, insofern sie ein Abbild des göttlichen Weltenthrones und Berghauses der Seligen darstellt, der Gral. Der Gral ist demnach das Reich der paradiesischen Freuden, denen der lichte Held Parzival entgegenstrebt, aber er ist auch der Palast des ewigen Schlafes, nach dem Anfortas sich sehnt. Diese Erklärung stimmt mit der in der späteren

deutschen Dichtung üblichen Auffassung des Wortes Gral im Sinne von seliger Lust überein.« Kampers S. 96–97.
Wenn Kampers an einer anderen Stelle (S. 101) noch sagt, daß der »Gral das Reich der weltentrückten seligen Geister und der Stein das Symbol dieses Reiches ist«, so haben wir, mit meinen im Textteil entwickelten und mit diesen Anmerkungen ergänzten Ausführungen, alle Prämissen, um folgenden Schluß ziehen zu dürfen:
Der Gral war die mittelalterliche Minnekirche und ihr Symbol zugleich! Für den Catharismus war die Welt illusorisch, und lebten die Menschen in ihr »ein Leben todesgleich«. Nur wer durch die Tröstung in die Minnekirche aufgenommen, und dessen Seele somit mit ihrem Geist eins geworden war, lebte, denn er hatte »die Sühne gegeben, die man vorm Walde (Briziljan, der die Gralsburg schützt) nennt das Leben«. Im weltlichen Sinne waren die Cathari, die Vollkommenen der Minnekirche, für die Welt gestorben. Sie waren in einem »Reich der Abgeschiedenen«, in dem man bereits die paradiesische Lust der »Vergottung«, wie die Gnostiker die Erlösung nannten, voraus genoß. Der Mensch war einst vom Himmel ins irdische Paradies, und einmal aus diesem vertrieben, in die Welt gekommen. Aus der Welt kehrten die »Reinen« in das durch Christi Evangelium wieder offene »Paradies« zurück, von dem aus sie, nach der endgültigen Trennung von Körper und Seele, in den Himmel, das Reich des Geistes, glaubten zurückkehren zu können.
In Maria sahen die Cathari ihre Minnekirche symbolisiert, die ja die *Santa Gleiyza* des weiblichen Prinzips in der Gottheit, die Kirche der Höchsten Minne war. Maria war für sie – und diese Anschauung ist verständlich, wenngleich im höchsten Maße ketzerisch – die »christliche« Maya (für die unwissenden Heiden noch nicht die Mutter Gottes, sondern die der Götter), und sogar die Mani, das befruchtende, Nächstenliebe gebende und himmlisches Manna spendende Prinzip, wie es in heidnischer Zeit zu Ephesus als Diana, auf dem phrygischen Berg Angdistis im Symbol eines Meteorsteines (!) als Kybele und in Babylonien als Ischatar angebetet worden war. Ischatars Symbol war bekanntlich Luzifer-Venus, der Abend- und Morgenstern, den die Hellenen auch Hesperus nannten. Somit ist der Kreis geschlossen, in den man den Hesperidengarten mit seiner Schale der Wiedergeburt, Luzifers des babylonischen

Drachen Krone und den sündigen Gral-Venusberg einbeschreiben kann. Nun ist uns auch verständlich, weshalb Eckbertus von Köln, dessen Schwester – die heilige Elisabeth – den berüchtigten deutschen Inquisitor, Konrad von Marburg, zum Beichtvater hatte, aus der Manisola (Tröstung durch höchste Minne) eine Malisola (Hilfe seitens des Bösen) machte, und weshalb die rechtgläubige Christenheit den Gral verfluchte und gegen ihn das Kreuz nahm.
Der Gral – wie ihn Wolfram bei seinem Gewährsmann Kyot »gefunden« hatte – war das catharische Christentum und symbolisierte dieses als ein angeblich aus Luzifers Krone gefallener Edelstein!

Denn aus dem Gral das Heil gedeiht
Der höchsten Erdenseligkeit;
Dem Segen, den das Himmelreich
Uns beut, kam fast sein Segen gleich.
Hätt' einer früher mich gefragt
Und mit mir wollen schmälen,
Daß ich ihm Kunde nicht gesagt,
Dem müßt' an Lob es sicher fehlen.
Verhehlen hieß mich's Herr Kyot,
Dem es der Märe Lauf gebot.
Daß man mit Tragen mußte schweigen,
Bis selbst es will die Märe zeigen,
Bis daß es ihrer Worte Fluß
Erzielt, daß man es künden muß.
Wolfram von Eschenbach. (238 und 453)

86 Zur Endura vgl. Molinier (Endura); Schmidt Bd. II S. 103; Döllinger Bd. I S. 193, 221, 225.
Guillelma (von Proaudo aus Toulouse) recepta per haereticos, in abstinencia quam ipsi vocant Enduram multis diebus perdurans, … mortemque corporalem sibi accelerans, sanguinem minuendo, balneum frequentando, potumque letifferum ex succo cucumerun silvestrium inmisso in eo vitro fracto quo frangentur ejus viscera in fine, ut finiret celerius petitum, avide assumendo, ad mortem festinavit aeternam. Eine andere

Ketzerin posuit se in Endura ut moreretur in ea, et balneabat se, et in dicto balneo fecit sibi minui (d. h. verbluten), … quia timebat capi per inquisitores, et ut citius moreretur. Oder sie hielten gar irgendein spitzes Instrument: einen Dolch oder eine Ahle bereit, cum quo perforarentur in latere subito si venirent nuncii inquisitorum Vgl Schmidt Bd. IIS. 103.

87 Im Zusammenhang mit »Dantes Läuterungsberg« führt Kampers (auf Seite 62 ff.) folgendes aus: »Die auf den indischen Mythus zurückgehende Vorstellung von einem himmlischen, unübersteigbaren Gebirge, an dessen Fuß oder auf dessen Gipfel der Garten Eden liegt, erhielt sich im ganzen Mittelalter. Schon Ephraem der Syrer besingt den Paradiesberg. Stufenweise baut er sich mit zunehmender Herrlichkeit auf.

Gering nur ist der Schatz
Am Rande seiner Mauer,
Doch reicher als die Schätze
Des Erdenkreises alle.

Auch Ephraem weiß, daß Edelsteine im Paradiese umherliegen, daß Männer und Frauen ein Lichtgewand umwallt. In der deutschen Dichtung des Rudolf von Ems heißt es:

Daz irdensche Paradîs
daz nach dem Wunsche alle wîs
lît, daz ist das hôhste lant,
daz in dem teil ist lant genant.
daz muoz – als uns diu Wahrheit seit –
unbûhaft al der menscheit
von grôzer unkünde sîn,
wan ez ein mûre fiurîn,
diu hôhe durch die lüfte gât,
beslozzn und umbe vangen hât.

Vor Dantes Dichteraugen steigen auf – wir wissen nicht durch wessen Vermittlung – jene großartigen Bilder, welche die Gnosis aus mythi-

schen und biblischen Gedanken gestaltete.
Der Stufenberg wird schon in der Gnosis zu einem Berg der Läuterungen. Sieben Tore hat die Seele zu durchschreiten. Oberhalb des letzten feurigen Durchgangs herrscht die Gnade, und dort wird die Vermählung der gnostischen Sophia mit Christus gefeiert. Auch Dantes Gedicht von der Reinigung auf der Seelenreise endet mit dem Brautzuge der Beatrice unter dem Weltenbaum auf der Höhe des Berges des irdischen Paradieses. Und die »Geliebte der Urliebe«, die »Lichtbezwungene«, wie Dante seine Beatrice, ganz wie die Gnostiker ihre Sophia, nannte, ist mit gnostischen Farben gezeichnet … Die Schilderung des Brautzuges Beatricens unter dem Baume ist nur eine späte Abwandlung des Motivs vom heiligen Fruchtbarkeitszauber, der symbolisiert wird durch die heilige Hochzeit des Himmelsgottes mit der Erdgöttin auf dem Götterberge unter dem mit seinem Geäste die ganze Welt umfangenden Baume.«

»Es ist für uns nicht leicht anzugeben, was eigentlich an dem Glauben der Catharer die Menschen mit so begeistertem Eifer für das Martyrium erfüllte. Tatsächlich kann aber keine Religion eine größere Liste derjenigen aufweisen, die lieber fest entschlossen und freudig den Tod in seiner furchtbarsten Form suchten, als abtrünnig werden wollten. Wenn das Blut der Märtyrer wirklich die Saat der Kirche wäre, dann würde jetzt der Manichäismus die herrschende Religion in Europa sein. Zum Teil mag dies daher kommen, daß nach der Lehre der Catharer ein schmerzvoller Tod der Seele die Rückkehr zu Gott sichert. Aber die menschliche Schwäche läßt nicht immer so regelmäßig den Geist über das Fleisch triumphieren, wie es bei den Catharern der Fall war, deren Durst nach dem Martyrium fast sprichwörtlich wurde. In der ersten uns überlieferten Verfolgung, die um 1017 in Orleans stattfand, bleiben von fünfzehn Catharern dreizehn angesichts des für ihre Vernichtung angezündeten Feuers fest. Sie weigerten sich zu widerrufen, obwohl ihnen Verzeihung in Aussicht gestellt wurde, und setzten durch ihre Standhaftigkeit alle Zuschauer in Verwunderung. – Diejenigen, welche in Köln im Jahre 1163 verbrannt wurden, riefen einen tiefen Eindruck hervor durch die fröhliche Heiterkeit, mit der sie ihre furchtbare Bestrafung erdulde-

ten; von ihrem Führer Arnold wird sogar erzählt, daß er, halb zu Tode geröstet, einen freien Arm auf die Häupter seiner in Todesangst schmachtenden Gefährten legte mit den Worten: »Seid standhaft in eurem Glauben, denn heute werdet ihr beim hlg. Laurentius sein.« Unter dieser Gruppe von Ketzern befand sich auch ein schönes Mädchen, dessen Unschuld selbst das Mitleid der rohen Henkersknechte erweckte. Sie wurde aus den Flammen gezogen, und man versprach ihr, ihr einen Mann zu verschaffen oder sie in ein Kloster zu bringen. Sie willigte scheinbar ein und blieb ruhig, bis die übrigen tot waren. Dann bat sie ihre Wächter, ihr den ›Verführer der Seelen‹ zu zeigen. Sie zeigten ihr den Leichnam Arnolds. Da löste sie plötzlich ihre Fesseln, entsprang ihnen und warf sich, ihr Gesicht mit ihren Kleidern bedeckt, auf die Überreste ihres Lehrers, um mit ihm zu verbrennen und zur Hölle zu fahren. Die Ketzer, welche um diese Zeit in Oxford entdeckt wurden, wiesen alle Anerbietungen der Gnade ab mit den Worten Christi: ›Selig sind, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich.‹ Und als ihr Urteil, das auf schimpflichen und langsamen Tod lautete, gesprochen war, schritten sie, ihr Führer Gerhard an der Spitze, freudig der Bestrafung entgegen, indem sie sangen: ›Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen.‹ In dem Kreuzzuge gegen die Albigenser stellten die frommen Kreuzfahrer bei der Einnahme des Schlosses Minerve ihren Gefangenen die Wahl, entweder zu widerrufen oder verbrannt zu werden. Einhundertachtzig zogen den Scheiterhaufen vor, wozu der das Ereignis erzählende Mönch ruhig bemerkt: ›Ohne Zweifel gingen alle diese Märtyrer Satans von zeitlichen zu ewigen Flammen über‹. Ein erfahrener Inquisitor – Bernard Gui – erzählt uns, daß die Catharer gewöhnlich entweder durch die Bemühungen der Inquisition aufrichtig bekehrt wurden oder sonst bereit waren, für ihren Glauben zu sterben, während die Waldenser geschickt eine Bekehrung erheuchelten, um zu entkommen. Dieser unbeugsame Eifer hatte, wie die orthodoxen Schriftsteller versichern, nichts von dem Märtyrertum der Christen an sich, sondern war eine vom Satan eingeflößte Herzenshärtigkeit.« Lea Bd. I S. 114–116.

88 Vgl. Schmidt Bd. II S. 82ff., 93ff.; Döllinger Bd. I S. 180-181. Auch unter den ersten Christen war eine starke Neigung, die Lehre von der Seelenwanderung als Erklärung für die augenscheinliche Ungerechtigkeit Gottes anzusehen. Vgl. Lea Bd. I S. 109,122.

89 Vgl. Peyrat Bd. IIS. 78. Lea a. a. O.
Als im Jahre 1052 zu Goslar Catharer gehängt werden sollten, weigerten sie sich selbst angesichts des Galgens, ein Huhn zu töten, und im dreizehnten Jahrhundert wurde diese Weigerung als ein sicheres Mittel angesehen, um Ketzer zu überführen. Im Jahre 1045 finden wir Ketzer in Châlons; der dortige Bischof wandte sich an den Bischof Wazo von Lüttich mit der Frage, was er mit ihnen anfangen und ob er den weltlichen Ann zu Hilfe rufen sollte, um zu verhüten, daß das Gift das ganze Volk verderbe, worauf der gute Wazo erwiderte, man solle sie Gott überlassen, »denn diejenigen, welche die Welt jetzt als Unkraut ansieht, kann er als Weizen sammeln, wenn die Zeit der Ernte kommt. Die wir für die Gegner Gottes halten, kann er im Himmel über uns stellen«. Wazo beklagte sich auch, er habe gehört, daß die Ketzer gewöhnlich durch ihre bleiche Farbe entdeckt würden. Die Tatsache, daß die bleiche Farbe als sicherer Beweis für Ketzerei angesehen wurde, war durchaus nicht neu. Im vierten Jahrhundert sah man darin ein sicheres Anzeichen für das Vorhandensein der gnostischen und manichäischen Askese der Priscillianer (Sulpic. Severi Dial. III, Kap. XI) und Hieronymus erzählt uns, daß die Orthodoxen, welche bleich von Fastung und Kasteiung waren, als Manichäer gebrandmarkt wurden (Hieron Epist. ad Eustoch. Kap. 5). Bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts galt die bleiche Farbe als Kennzeichen des Catharismus. Vgl. Lea Bd. I S. 121-122. Von Trevrizent sagt Wolfram an einer anderen Stelle:

Sein Schwert und ritterliches Leben
Hat Trevrizent dahin gegeben
Dem Dienst der süßen Gottesminne,
Damit er ewig Heil gewinne. (823)

90 Wolfram von Eschenbach: 452. Lea a. a. O.

91 Wolfram von Eschenbach: 459. Von dem »Schrein« in Trevrizents Höhlenklause berichtet Wolfram später:

Sein köstlich Kleinod er mir verehrte,
Ich schenkt' ihm, was er von mir begehrte,
Die Heiltumskapsel, die du eh'
Gesehn, die grüner glänzt als Klee,
Die Heß ich schneiden aus dem Steine,
Den zum Geschenk mir gab der Reine. (498)

Zum »Salamonschatz« vgl. Kampers S. 26, 27, 33, 39, 54, 66, 80, 81 85, 94.

92 Vgl. Kampers S. 15, 28, 34, 42, 43, 62, 71, 90. Wolfram von Eschenbach: 453,459, 225, 226, 228.

93 Zum »heiligen Fisch« vgl. Reinach (Orpheus) S. 29–30; (Cultes) III S. 43. Kampers S. 35, 71, 74, 75. Wechßler S. 130. Renan S. 238. Im Gegensatz zu den übrigen Cathari aßen die Albigenser Fisch und tranken Wein.

94 Beachte die in diesem Anhang auf S. 231 gedruckte Karte: die Landschaft des pyrenäischen Gralsmythus. Als Literatur über das Sabarthès kommen eigentlich nur die sehr summarischen Arbeiten von Garrigou (Foix) und Gadal (Ussat-les-Bains) in Frage. Über Wolf von Foix beachte in erster Linie Peyrat (Inquisition Bd. I–III). Der zitierte Satz aus den carcassonner Inquisitionsregistern befindet sich bei Doat und ist im zweiten Band von Peyrats *Albigeois et l'Inquisition* angeführt. Peyrats Albigensergeschichte spricht als einzige Arbeit von der Agonie des Catharismus in den Höhlen bei Tarascon. Garrigou und Gadal, beide aus Tarascon gebürtig, haben im Verlauf ihrer archäologischen Studien in den Sabarthès-Höhlen einige Spuren dieser Ketzertragödie gefunden, aber nur beiläufig erwähnt. Peyrat kannte nur die Höhle von Lombrives und glaubte in ihr die *spulga Ornolaco* sehen zu dürfen. Die Existenz der Lombrives gegenüberliegenden Spulga von Ornolac war ihm entgangen. Guiraud hat in seinem *Cartulaire de Prouille* ein Sonderkapitel

über Wolf von Foix, das allerdings sehr unvollständig ist. Beachte auch Vic-Vaissette Bd. VI und IX. (Vgl. Anmerkung 46*!)

95 Zu Esclarmondes *haereticatio* vgl. insbesondere Peyrat (Civilisation Romane), z. B. auf Seite 329. Beachte auch Palauqui: Esclarmonde de Foix; Guiraud: Saint Dominique (S. 56).
N'Esclarmunda usw.: Esclarmonde, Euer Name bedeutet, daß Ihr wirklich die Welt erleuchtet (Welt=mon) und daß Ihr rein seid (rein=mon; femin, monda oder munda), denn Ihr tatet nur das Recht. Ihr seid würdig, einen so schönen Namen zu tragen. – Vgl. Coulet (Montanhagol) S. 28, 97, 103, 106. Montanhagols Gedicht bezieht sich wahrscheinlich nicht auf Esclarmonde von Foix, sondern auf ihre Nichte Esclarmonde von Alion. Im Volksmund kennt man heute nur noch die Esclarmonde. Vgl. dazu Magre S. 93–94.

96 *Monmur, Oberons Feenschloß.*
Die Beziehungen zwischen dem Huonzyklus und den Gralsdichtungen sind meines Wissens bislang unbeachtet geblieben. Ich konnte sie in diesem Rahmen nur andeuten und lediglich die augenfälligsten unter ihnen herausgreifen.
Ich habe bereits erwähnt, daß die Catharer Satan als Lucibel bezeichneten. Wir haben wohl eine Reminiscenz an Baal oder gar Abellio. Luzifer ist bekanntlich die lateinische Übersetzung des griechischen Phosphoros (= Lichtbringer), wie der Abend- und Morgenstern genannt wurde. Auch die Bezeichnung Hesperus war den Alten, wie wir mehrfach gesehen haben, für diesen Stern geläufig. Nun bezogen die mittelalterlichen Kirchenväter Jes. XIV 12: »Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern« auf den Fürsten der Finsternis, während unter Jesaias »Morgenstern« lediglich der gestürzte König von Babylon zu verstehen ist.
Über die *Ortnitsage* vgl. Jiriczek (Dtsche Heldensage. 1908) S. 164,165,168: »Der Zwergenkönig Alberich (= Elfenfürst) erinnert an die ähnliche Rolle Oberons (französische Umbildung des germanischen Namens) in der durch Wielands romantischen Epos allgemein bekannten französischen Sage von Huon von Bordeaux, der mit Oberons Hilfe

eine Sultanstochter entführt. Den Namen Machorel erhielt der grausame Vater der Braut nach dem Sultan Malek-al-Adel (Saladins Bruder) und die Kämpfe um die Braut wurden nach *Montabûr, Mons Tabor,* einer sarazenischen Feste verlegt, die im Jahre 1212 von ihm erbaut, 1217 von den Kreuzfahrern vergeblich belagert und im Jahre 1218 von seinen Söhnen geschleift wurde.«

Die aufschlußreichsten Beziehungen zwischen Munsalväsche, Monmur und Montségur sind meines Erachtens in den von Schäfer veröffentlichten und besprochenen Interpolationen festzustellen. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß am pyrenäischen Tabor das *pays de Sault* liegt, Esclarmonde von Alions Heimat und Domäne. Sault kommt aus dem Lateinischen und bedeutet »Hain« (saltus = bocage = Hain). Für eine eingehendere Untersuchung werden wahrscheinlich auch Palauquis Ausführungen eine wertvolle Handhabe bieten können: »Si l'on remonte le cours des siècles, il est permis de donner une origine romaine à Montségur qui devait faire partie de la chaîne de forteresses que les Romains avaient établies de 1'Atiantique à la Mediterranée. Plusieurs auteurs rapportent que, vers 1890, on trouva dans le village de Montségur, bâti au fond de la vallée avec les débris du château, une pierre antique portant le millésime: CCCXLI qui proviendrait du *Castellum* et pourrait donner la date de sa construction primitive. La tradition, bien vivante encore en ce pays, veut aussi que les *Sarrasins* aient occupé ce poste inexpugnable. Un narrateur – M. Gaussen – relève des noms de lieu significatifs: les fermes de *Moro, Moréos*, les champs de *Ben-Ais*, de *Massa-Barac,* les noms de famille *Al-Da-Bram, Al-Douis* etc.« Palauqui (Esclarmonde) S. 28. Man vgl. hierzu die genannten, vortrefflichen Arbeiten Garrigous.

Je ne veulz plux au ciecle demourer,
Il me coviet en paraidis aller;
Car nostre sire le m'ait ainsi mandei …
En cez grant crotte quj sont d'antiquiteit,
Que fee firet, m'lt ait loing tempz paissei,
Se sont repuis, saichiez de veriteit
Pot en voit on ne venir ne aller.

Hüe si est a Momur demourez,
Auberon est en paraidis allez.

Huon, roy de fayerie; Hs. 22 555 der pariser Nationalbibliothek, Vers 390 ff. Schäfer S. 85-86.

In der ebenfalls von Schäfer veröffentlichten Hs. 1451, 203r 36 heißt es: la *contesse Esclarmonde* qui depuis devint fee! – Esclarmondes Feenreich ist eine Zwischenwelt zwischen dem Leben jenseits des schützenden Zauberwaldes und dem Paradies. Es ist die Terre de Salväsche Wolframs. Im Esclarmondelied ist übrigens die Rede vom »irdischen Paradies«. Als Huon von dem arbre de jouent drei Äpfel pflückt, sagt ihm eine Stimme:

S'a le destre main vas, tu troueras briefment
De paradis terrestre le lieu parfaittement.

(Schäfer S. 28)

»Verklärendes Licht fällt im Prosaroman *Perlesvaus* auf dieses *Wunderschloß*. Schon die Namen, die es hier erhält: *Edein, Chastiax de Joie, Chastiax des Armes* (= Eden, Schloß der Freude, Schloß der abgeschiedenen Seelen) kennzeichnen es als seligen und geheimnisvollen Ort. – Ein Wasser muß der überschreiten, wer ins Land der Seligen will. Dort findet er auch die herrliche Aue, die Asphodelos-Wiese der Alten. Dort wachsen köstliche Apfelbäume – eine Vorstellung, die an die antike Vorstellung vom Garten der Hesperiden erinnert Bald hier, bald dort begegnen uns in den Gralerzählungen noch andere Reste des uralten Paradiesesglaubens der Menschen, die uns zwingen, Zusammenhänge zwischen dem Wunderschloß und jenen Mythen der Völker anzunehmen.« Kampers S. 42–43.
Auch »im jüngeren Titurel schwebt der Gral in einem kostbaren Gehäuse über dem Onyxberge«. Vgl. Kampers S. 95.

97 Aus dem »Parzival« wurden zitiert: 250/1, 492, 493, 495, 797, 827, 472.

Ein Gedicht Peire Cardinals zeigt uns, wie Romaniens Reimer, selbst wenn sie sich nicht offen zum Catharismus bekannten – den Gott Amor,

der »Venus Sohn«, auffaßten. Zu diesem Gedicht sagt Voßler: »Ja ich finde bei Cardinal sogar – was bisher niemand beachtet hat – einen Ansatz zu der mystischen Auffassung Amors als eines religiösen Wesens. – Die unmittelbare Quelle zu finden ist mir leider nicht gelungen.« (S. 9–10).

An einem schönen Ort wohnt Caritas,
von Mitleid ganz beschlossen und umringt,
Wahrheit und Recht besuchen, grüßen sie,
und Gnade steht ihr bei und Friede folgt;
Macht verteidigt sie,
Weisheit ist ihr Freund,
Güte ist ihr Schirm –
Droben in der Höh',
wo den Gott Amor
der gestärkte Geist erblickt,
dem der Glaube klärt das Aug.

Gott Amor, wie ihn Peire Cardinal sieht, ist der Paraklet. Um ihn zu schauen, muß das Auge vom Glauben geklärt, muß der Geist (durch das Consolamentum) gestärkt sein. Wie ein Hofstaat umgeben den Gott der Minne die Nächstenliebe, das Mitleid, die Wahrheit, das Recht und die Gnade. Ritterliche Macht verteidigt die Caritas – die oberste Tugend der Minnekirche –; Weisheit ist ihr Freund, nicht die Dumpfheit und die Dummheit! Ich glaube, daß Peire Vidal den Reinen von Montségur näher gestanden hat, als bisher angenommen wurde. Wie hätte er auch offen zugeben können, ein Freund der geächteten und maledeiten Ketzer zu sein? Er wollte eben nicht den Scheiterhaufen besteigen oder, in einem modrigen und finsteren Verlies eingemauert, elend zugrunde gehen! Sein Gott Amor war nicht Kupidos Zwillingsbruder, sondern der Bruder von Agape und Eros, die die Welt nur' gar zu oft mit venustischer Liebe identifiziert hat. (Man beachte dazu Schmidt Bd. II S. 346 Anm. 3!)
In diesem Zusammenhang sei auch noch bemerkt, daß die Basken *Astartea* für Sonntag sagen.
Wald von Briziljan: bei Christian Wald von Breceliande, ein Wald in der Bretagne, der gewöhnliche Schauplatz der Artusromane.

98 *Repanse de Schoye.*
Parzival 235.
Auch bei Wolfram zieht Esclarmonde gen Morgen:

> *Repanse de Schoye wurde so*
> *Erst ihrer Reise wieder froh.*
> *Nachmals in Indien sie gewann*
> *Einen Sohn, der hieß Johann*
> *Und später Priester Johannes hieß …* (822)

Man vgl. Anmerkung 127: König Manuel verläßt sein Land, die »wüste Romanei«, um zum Priester Johannes zu ziehen …
»Der Priester Johannes galt als ein König, der im östlichen Asien ein christliches Reich beherrschte. Wahrscheinlich handelt es sich um die Reste nestorianischen Christentums. Bei Wolfram tritt die Verbindung mit der Gralsage zum erstenmal auf. Es gibt mehrere deutsche Gedichte über den Priester Johannes.« Vgl. Pannier, Anmerkungen zum Parzival, Bd. II S. 410. Als Nestorianer bezeichnet man die Christen in der orientalischen Kirche, die die dauernde Getrenntheit der beiden Naturen in Christus lehren, seit 435 von der oströmischen Reichskirche verworfen wurden und in Mesopotamien, Arabien und den Gebirgen Kurdistans eine neue Heimat fanden. Die Nestorianer Indiens (im Gebiete des Radscha von Trovancore) werden auch als Thomaschristen bezeichnet, da sie ihren Ursprung auf den Apostel Thomas (mit Bartholomäus der Bekehrer Indiens und Persiens) zurückführen.
Vgl. »Des Grals Zug nach Indien« (nach Uhland) bei Golther S. 22, desgl. S. 14 und 18 ebenda. … dem Lande Ethnîse: Parzival 479.

Ich verweise auf die Arbeit von Michelet (Les poètes gascons du Gers), der ich auch einige Proben entnehmen möchte, bekunden sie doch, wie sehr in den Pyrenäen die Erinnerung an Herakles, Pyrene, Apollo, Mars, Venus, an die Grazien und Nymphen, ja sogar an die Rivalität zwischen den heiligen Bergen Griechenlands und der Keltika durch die Jahrtausende sich erhalten hat:

Las gracies dansen toutes nudes
E tenguen lou bal nett è jour …
La nimphes s'y lauent la care
E pescon dab lous bras tout nuts …
… oun au descoubrit Apollon.
Deu Gascoun generous Herculés ei lou pai
E, peu dise de touts, Piréne ere sa mai.
Mars ere soun païrin è Venus sa mairie …

. . . . moun hilh, arromia te quau
Qui tu es, doun es tu, que tant queu Gascoun bisque
Deu puchant Hercules la race nou mourisque.
Lou boussut qui lous Dious empare (Olymp)
Dab sa hautou nou s'accoumpare
A l'aunou de noste climat
Per aüen quouque jelousie
Ossa sentich trop la rousie
E Pelion es trop cramat.

Die zitierten Verse sind von Louis Baron (geb. 1612) und Guillaume Ader (aus dem 1612 erschienenen *Lou gentilome Gascoun*).
Auf Esclarmondes Ehe könnte man die Wolframschen Verse sehr wohl anwenden:

So scheidet ganz geheim der Mann
Die Jungfrau öffentlich hindann
Vom Gral, daß ihrer Kinder Zahl
Dann wieder dienstbar sind dem Gral… (495)

Esclarmondes Söhne nahmen an der Verteidigung Montségurs teil. Man vgl. dazu die Broschüre von Gaußen. – Was das Leben Esclarmondes betrifft, so verweise ich auf die in der Bibliographie angegebene Literatur und auf Peyrat Bd. I S. 269-270; Bd. II S. 15. Dazu Vic-Vaissette Bd. VI und Tudela Bd. II S. 176 Anm.
El Pog de Montségur: Tudela Vers 3260. Der Pog von Montségur wurde aus keinem anderen Grund ausgebaut, als um sie zu verteidigen …

[* Dagegen vergleiche Anmerkung 137, Niel 1962!]
Man glaubte in Romanien, daß mehrere Gestalten des Neuen Testaments, wie Lazarus, Martha, Maria-Magdalena und Dionysios Areopagita nach Gallien gekommen seien. Vgl. Lavisse Bd. II Teil 2 S. 3. Dazu Hoepfner (Heiligenlegenden) S. 110 und 120:
»*Magdalena* soll mit ihren Geschwistern, mit Maximin, einem der zweiundsiebzig Jünger, der sie getauft hatte, und mit Codon, einem Blinden, den Jesus geheilt, und mit einer Magd Marcella von den Heiden in ein Schiff ohne Steuer und Segel gesetzt worden sein. Das Schiff landete in Massilia (Marseille) … Die Legende läßt auch *Martha* in Massilia ans Ufer treiben. Sie lehrte dann in der Gegend von Aix (Provence), wo ein furchtbarer Drache, Tarasc benannt, das Land in Schrecken versetzte. Martha besprengte ihn mit Weihwasser, da ward er zahm, dann band sie ihn an ihren Gürtel, da kamen Männer herzu und erschlugen ihn. Auf der Stelle erhob sich später die Stadt Tarascon …«
Vgl. dazu auch die in der Bibliographie angegebenen Arbeiten von Duchesne, Manteyer und Dom Morin.
Eine mir durch mündliche Überlieferung bekannt gewordene Legende will wissen, daß Maria Magdalena den Gral nach Marseille mitgebracht und in einer Höhle (Sainte-Baume bei Tarascon) gehütet habe. Es handelt sich hierbei um die Rhonestadt Tarascon. Wie ich aber im Textteil bereits angedeutet habe, kannten die Tarusconienses im Ariègetal diese Tarask als Totem. Ich nehme an, daß hier eine Verschmelzung von zwei Tarasklegenden vorliegt.
Eine diesbezügliche, das Taborstädtchen Tarascon mit dem Gral und Magdalena in Verbindung bringende Überlieferung ist mir allerdings nicht bekannt. Nur die von mir im Textteil berichtete, Montségur mit Montsalvat identifizierende Legende konnte ich in Erfahrung bringen.
In diesem Zusammenhang möchte ich noch zwei Stimmen zu Wort kommen lassen, die ebenfalls in Montségur die Gralsburg sehen:
Le seul poète qui ait toucé à ce grand sujet est Ghenzi; il a su dans son beau drame sur les Cathares qu'il appelle Montsalvat mais qui se passe à Montségur ressusciter l'âme albigeoise.« Peladan S. 45.
»Le midi résista farouchement aux barons du Nord et aux armées de la chrétienté et c'est à Montségur, le Montsalvat du Saint-Graal, qu'Esclar-

monde tomba pour sa foi au milieu des Cathares indomptables.« Paul Voisenel in »Art et Médecine« (Juli 1931). Voisenel spricht hier von Esclarmonde de Perelha, der Tochter des Burgherrn von Montségur, die auf dem Camp des Cremats als Ketzerin verbrannt wurde: die letzte Esclarmonde von Montségur …

DRITTER TEIL: DER KREUZZUG

99 Ich verweise auf die Anmerkungen 53, 83, 85!
Die Catharer sahen in *Marti* den heiligen Geist, denn in einem Brief an den Bischof Wazo von Lüttich sagt Roger, der Bischof von Châlons:… per sacrilegam manuum impositionem dari Spiritum sanctum mentientes, quem … non alias a Deo missum, quarn in haeresiarcha suo Mani (quasi nihil aliund sit Manes nisi Spiritus sanctus) falsissime dogmatizarent. Vgl. Schmidt Bd. II S. 259 Anm. 1.
Peyrat, der den Manichäismus einen von Manes modifizierten Maneismus nennt und diesen wieder als »Kirche des Parakleten« bezeichnet, spricht von dem Catharismus sogar als einem monotheistischen Maneismus. Manes oder Manichäus seiner Ansicht nach »Gesandter der Mani«, einer der die »Mani hat« (εχειυ = haben). Das Wort Mani kommt aus dem Zend, bedeutet, wie bereits gesagt worden ist, »Geist« und entspricht der lateinischen *mens.* Vgl. Peyrat Bd. I S. XIII ff., 121 und 412.
Bei diesen Bemerkungen über die catharische Mani möchte ich es nun bewenden lassen. Hoffentlich ist die Bresche, die ich geschlagen habe, breit genug …

100 Zur Verabscheuung des Kreuzes seitens der Albigenser vgl. Schmidt Bd. II S. 112; Moneta S. 112; Moneta S. 461. Auch die Tempelritter lehnten das Kreuz ab. Hatte die römische Kirche die Verachtung des tiefsten Symbols unseres christlichen Glaubens sich nicht selbst zuzuschreiben?
Foulques von Toulouse: Peyrat Bd. I S. 311 ff.; Lea Bd. IS. 148; Vic-Vaissette Bd. VI S. 243; Bd. VII S. 144; Guiraud (Dominique) S. 66. Foul-

ques, den hlg. Dominik und Simon von Montfort verband eine »fromme Freundschaft«. Vgl. auch Dante, Paradies IX 88. Tudela Kap. CXLV.

101 Lea Bd. I S. 149; Vic-Vaissette Bd. VI S. 471; Palauqui (Albigéisme) S. 10. Tudela a. a. O. Allein in der Stadt Toulouse kamen auf Foulques' Veranlassung 10 000 angebliche Ketzer um. Palauqui a. a. O. Schmidt Bd. I S. 66, 68, 96; Lea Bd. I S. 129 ff.

102 Vgl. Schmidt Bd. I S. 195–196. – Schon zur Zeit des hlg. Bernhard von Clairvaux war fast die ganze septimanische Ritterschaft – *fere omnes milites* – ketzerisch. Guiraud (Dominique) S. 23.

103 Lea Bd. IS. 40 und 142. Schmidt Bd. I S. 192.
Peire Cardinals Gedicht bei Voßler S. 70. Beachte auch S. 70 (ebenda): »Zwischen Peire Cardinals religiösem Glauben und dem der Catharer lassen sich feste Berührungspunkte kaum erweisen. Viel eher konnten diese auf ihn, als er sich auf sie berufen. Man weiß, daß ihre Prediger, wenn sie die Gemeinde vor der katholischen Geistlichkeit warnen wollten, das berühmte Rügelied Cardinals zu zitieren pflegten: *Li clerc se fan pastor* und die dort erwähnte Fabel vom Wolf in Schafskleidern sich zunutze machten. In politischer und ethischer Hinsicht freilich hat Cardinal mit seinen Sirventesen sich so entschieden für die Sache der verfolgten Albigenser, genauer für jene der Grafen von Toulouse eingesetzt, daß man ihn neuerdings für den Verfasser des zweiten Teiles der großen epischen Dichtung über den Albigenserkreuzzug gehalten hat.« Wir werden an anderer Stelle noch darauf zurückkommen müssen. Vgl. Anmerkung 116!

104 Lea Bd. I S. 15, 16, 18; Schmidt Bd. I S. 335; Doat XXV f⁰ 2. Über die Waldenser vgl. die in meiner Bibliographie angegebene Literatur, insbesondere: Jas, Disputatio academica de Valdensium secta ab Albigensibus bene distiguenda; Moneta, Adversus Catharos et Waldenses; Bemard Gui, Manuel – Vaux-Cernay sagt von ihnen (Kap. II), daß sie *longe minus perversi* seien als die Catharer.

105 Bemard Gui S. 39 ff. Beachte auch David von Augsburg: De inquisitione haereticorum S. 206 und Mollat (Vorwort zu Gui) S. XXXIX, sowie Lea Bd. I S. 35, 93, 95: »Das Bestreben der Waldenser, die evangelische Einfachheit wiederherzustellen, hatte zur Folge, daß ihre spezielle religiöse Lehre mehr eine ethische war. Als ein Unglücklicher vor der Inquisition von Toulouse gefragt wurde, was seine Lehrer ihn gelehrt hätten, erwiderte er: Weder Böses zu tun noch einem anderen das zu tun, was man selbst auch nicht getan haben wolle; weder zu lügen noch zu schwören – gewiß eine einfache Formel, die für die Praxis wenig zu wünschen übrig ließ. Man machte sich über die bescheidene Lebensstellung der Waldenser lustig, da sie fast alle Bauern, Handwerker u. dergl. waren, armes verachtetes Volk, das für die Kirche nur soweit existierte, um es zu besteuern, wenn es rechtgläubig, oder zu verbrennen, wenn es ketzerisch war. Alle, Männer und Frauen, Alte und Junge, lernten und lehrten unaufhörlich. Nach harter Tagesarbeit pflegten sie den Abend dem Unterrichte zu widmen; wenn das stumpfe und ungeschulte Gehirn verzweifeln wollte, dann pflegten sie sich zu ermutigen mit den Worten: »Lernet an jedem Tage nur ein einziges Wort, dann werdet ihr in einem Jahr dreihundert können, und so werdet ihr siegen!«

106 Zum Konzil von Tours: Peyrat Bd. I S. 123 und 160.
In diese Zeit fällt auch das Auftreten des slawischen Ketzerpapstes Niketas. Vgl. Peyrat Bd. I Kap. IV und V; Döllinger Bd. I S. 122; Vic-Vaissette Bd. VI S. 2 und 3; Schmidt Bd. I S. 73 ff.

107 Zur Diskussion von Lombers: Peyrat Bd. I S. 127 ff.; Schmidt Bd. I S. 70. Zu Peter Morand: Peyrat Bd. I S. 161 ff.; Schmidt Bd. I S. 76 ff.; Lea Bd. I S. 135; Vic-Vaissette Bd. VI S. 3.

108 Man beachte über die angebliche Rechtgläubigkeit des Hauses Trencavel Vic-Vaissette Bd. VI S. 155 ff. Weshalb ließ dann der Kardinal von Albano einen Kreuzzug gegen es predigen? Weshalb wurde der Trencavel Ramon-Roger vergiftet? Es ist kaum glaublich, auf welche Art und Weise während der letzten Jahrhunderte die Albigensertragödie wissentlich und geflissentlich verschleiert wurde. Wenn die Trencavel

und die Grafen von Foix der Kirche und Klöstern große Zuwendungen machten, dann muß es nur um so mehr verwundern, wie wenig dankbar die Beschenkten gegen ihre Gönner waren. Die Kirche hat den Catharern – zweifellos nicht ohne Recht – ihre naturwidrigen Lehren zum Vorwurf gemacht. Aber nur die jeder Beschreibung spottende Verwahrlosung der Kirche selbst, ihre für eine religiöse Organisation in der Geschichte der Religionen einzig dastehende Verrohung trägt die Schuld daran, daß ein paar hundert Asketen mehr Ansehen genossen, als die unübersehbare Armee von Prälaten und Priestern. Die Kirche selbst war es, die systematisch dem Volk das himmlische Leben als Belohnung für den Jammer und das Elend dieses irdischen Lebens versprochen hatte, bis die Hoffnung auf das Paradies und die Angst vor dem Gericht die Geisteshaltung des mittelalterlichen Abendlandes so durchsetzt hatte, daß es um seiner Seligkeit willen denen in die Arme lief, die offensichtlich mehr Anrecht auf die Verwaltung der christlichen Lehre hatten, als Roms Priester. Ein Zeitgenosse des hlg. Bernhard, der Benediktiner Potho von Prüm sagte um das Jahr 1152, die Kirche eile ihrem Untergange entgegen, und keine Hand rühre sich, um ihren Fall aufzuhalten; es gebe keinen einzigen Priester, der würdig wäre, sich zum Mittler zwischen Gott und den Menschen zu machen. Das Mittelalter brauchte aber »Mittler zwischen Gott und den Menschen« so nötig wie das tägliche Brot. Hatten die den Tod verdient, die sich mitleidig des armen und geängstigten Volkes annahmen, die sogar uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts noch manches zu sagen und zu lehren haben? Das »Lerne leiden ohne zu klagen« mag im Catharismus vielleicht ad absurdum geführt worden sein. Aber müssen wir uns nicht darüber klar sein, daß eine »Nachfolge Christi« dieses Ergebnis zeitigen kann?
Kein Rechtdenkender wird der römischen Kirche von heute die Verbrechen vorwerfen, die vor Jahrhunderten begangen worden sind. Selbst die schwersten Schäden sind gut zu machen, und zu einem Teil von ihr gut gemacht worden. Erbitterung wird sie nur dann erregen, wenn sie Tatsachen entstellt und armer Menschen, die sie einst zu Tode gebracht hat, immer noch mit Haß gedenkt. Was soll man beispielsweise denken, wenn der Jesuit Benoist von dem widerlichen Albigenserkreuzzug sagt, er sei »die gerechteste Sache der Welt« gewesen?

109 Über den Kardinal von Albano und den Albanokreuzzug: Peyrat Bd. I S. 165,171 ff.; Schmidt Bd. I S. 83 ff.; Lea Bd. I S. 137. Beachte Peyrat S. 176: Als Albano sich gegen die Gascogne wandte, flüchteten sich die Bewohner der Ebenen mit Esclarmonde von Foix und deren Troubadouren Arnold Daniel, Peire Vidal und dem kühnen Marcabrus in die Berge.

110 Zu Innocenz III.: Luchaire (Innocent III) insbes. Bd. II; Peyrat Bd. I S. 251 ff., 286; Lea Bd. I S. 149 ff.
Man beachte Luchaire Bd. II S. 26.

111 Schmidt Bd. I S. 197, 205. Lea Bd. I S. 197; Wilhelm von Puylaurens (Guilelmus de Podio Laurentii Chronica) 671; Vaux-Cernay S. 559, 560.

112 Arnold von Citeaux's Lebensbeschreibung bei Peyrat Bd. I S. 291. – Beachte noch Schmidt Bd. I S. 210; Lea Bd. 156 und 157; Peyrat Bd. I S. 315 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI S. 245-246.

113 Die *Konferenz von Pamiers* hat Peyrat in allen Einzelheiten beschrieben (Buch VI des ersten Bandes). Vgl. Schmidt Bd. I S. 213; Vaux-Cernay Kap. VI ff.; Palauqui (Esclarmonde) S. 21; Vic-Vaissette Bd. VI S. 250; Puy-Laurens Kap. VIII (672).
Ramon-Roger, Graf von Foix hatte die Erlaubnis zur Konferenz erteilt. Seine Frau Philippa und – wie wir ja wissen – seine Schwester Esclarmonde waren Catharinnen. Seine zweite Schwester Cäcilie, die Frau Rogers von Comminges, war Waldenserin, übrigens der einzige uns bekannte Fall, daß eine romanische Adelige der waldensischen Sekte angehörte, die sich ja durchweg aus Bauern und Handwerkern zusammensetzte. Auf dem lateranischen Konzil des Jahres 1215 klagte Foulques von Marseille den Grafen von Foix der Ketzerei an. Vgl. Tudela Kap. CXLV.

114 *Mirepoix und Montségur:* Peyrat Bd. I S. 303 u. a. m.; Palauqui (Esclarmonde) S. 19; Schmidt Bd. I S. 215, 234; Doat XXIV f^0 217 und 240, XXII f^0 168, 216; Tudela Vers 3260 ff., 3289 ff.; Guiraud (Cartulaire) S. CCL Gründung des ersten Dominikanerklosters Notre-Dame de Prouille

bei Fanjeaux (Guiraud, Cartulaire und St. Dominique). Vic-Vaissette Bd. VI S. 252 ff.; Peyrat Bd. II S. 131; Schmidt Bd. I S. 216; Luchaire Bd. II S. 99 ff.
Der Wiedererbauer Montségurs war – nach Peyrat und Palauqui – Bertrand de la Baccalaria.
Daß sich in heidnischer Zeit neben dem Abellioheiligtum auch ein Belissenaheiligtum befunden haben soll, ist erwähnt worden.

115 Schmidt Bd. I S. 217 ff.; Peyrat Bd. II S. 19 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI S. 261 ff.; Luchaire Bd. II S. 119 ff.
Den Mörder des päpstlichen Legaten hat man nie identifizieren können. Wilhelm von Tudela behauptet, es sei ein Schildknappe des Grafen von Toulouse gewesen, der seinen beleidigten Herrn an dem Legaten habe rächen wollen (Vers 79–96).
Vgl. weiterhin: Lea Bd. I S. 162 und 169; Schmidt Bd. I S. 221 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI S. 263 ff.; Peyrat Bd. II S. 27 ff.

116 Zu Papst Leo XIII. Kundgebung vgl. Lea Bd. I S. 169. Vgl. zu dieser Seite auch Lea ebenda S. 170; Schmidt Bd. I S. 221, 228; Palauqui (Esclarmonde) S. 22–24.
Über *Wilhelm von Tudela* und Peter von Vaux-Cernay sind in erster Linie das Vorwort Meyers zu der *Chanson de la Croisade* und die Anmerkungen Schmidts (Bd. II S. 296 ff.) zu Rate zu ziehen. Daß man in dem anonymen Fortsetzer der Chanson den Troubadour Peire Cardinal glaubte sehen zu dürfen, habe ich bereits angedeutet. Voßler sagt hierzu noch folgendes: »Der erste Teil stammt bekanntlich von Guillaume de Tudèle und ist in einem den Albigensern feindlichen Sinne gehalten. Der zweite, größere und wichtigere Teil (Vers 2769–9578) schließt sich ohne weiteres daran an und führt die Erzählung in entgegengesetztem, den Albigensern günstigem Sinne von den Ereignissen des Jahres 1212 ab weiter bis zum Beginne der dritten Belagerung von Toulouse am 16. Juni 1219. Der französische Gelehrte C. Fabre glaubt nun mit Bestimmtheit nachweisen zu können, daß kein anderer als Cardinal diesen zweiten Teil gedichtet habe…« (Voßler S. 54–55). Guilhem de Tudelle se prétendait mage, nécromancien, élève de Merlin. Peyrat Bd. II S. 150. Vgl. Tu-

dela Vers 3590 und 7078.
Im übrigen: Lea Bd. I S. 170; Palauqui (Esclarmonde) S. 22 ff.; Schmidt Bd. I S. 221, 228.

117 Seite 175: Wilhelm von Tudela (Vers 342 ff.).
Die wörtliche Übertragung lautet folgendermaßen: Der Vicomte von Béziers läßt nicht ab, bei Tag und Nacht sein Land zur Verteidigung zu rüsten, denn er war sehr hochherzig. So weit sich die Welt erstreckt, gibt es keinen besseren, tapfereren, großzügigeren, höfischeren und liebenswürdigeren Ritter. Er war der Neffe des Grafen Raimon und dessen Schwestersohn. Er selbst war Katholik – ich rufe viele Kleriker und Kanoniker, die im Kloster leben, zu Zeugen an! Aber infolge seiner großen Jugend war er Freund mit jedermann. Und die seines Landes, dessen Herr er war, hatten vor ihm weder Mißtrauen noch Furcht, im Gegenteil: sie scherzten mit ihm, als sei er ihr Kamerad. Alle seine Ritter und Hintersassen schützten die Haeretiker, die in Schloß und die in Turm. Infolgedessen wurden sie vernichtet und schmachvoll zu Tode gebracht. Er selbst starb in großem Leid – eine Sünde und ein Jammer war es – wegen dieses schweren Vergehens. Ich sah ihn nur ein einziges Mal, als der Graf von Toulouse die Dame Eleonore heiratete …
Neben Ramon-Roger, Ramon-Roger von Foix und den Belissensöhnen waren die mächtigsten Beschützer der Cathari zu Beginn des Albigenserkreuzzuges: Gaston VI., Graf von Béarn; Gerald VI., Graf von Armagnac; Bernard VI., Graf von Comminges. Die Domänen des Grafen Wilhelm VII. von Montpellier waren als einzige frei von Haeretikern. Vgl. Schmidt Bd. IS. 196.
Zur *Belagerung von Béziers:* Tudela Kap. XVI ff.; Vaux-Cernay XVI ff.; Pey-rat Bd. II S. 40 ff.; Schmidt Bd. I S. 228 ff.; Lea Bd. I S. 170 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI S. 288; Caesar von Heisterbach, Buch V Kap. 21.
Nach einem anderen Chronisten kamen in Béziers 60 000, nach Caesar von Heisterbach sogar 100 000 Menschen um. Der berühmte Satz: Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon herausfinden (nach 2. Tim. II 19: Gott kennt die Seinen), wird als unglaubwürdig angesehen. Hurter in seiner »Geschichte Papst Innocenz III.« (1841) meint, »zur Ehre der Menschheit möchte man lieber der Ablehnung als der Behauptung Glauben beimes-

sen«. Vgl. Schmidt Bd. I S. 229 Anm. 1. – Lea findet, daß »Cäsarius seinerseits die Erzählung ohne alle moralischen Einwendungen bringt« (Bd. I S. 171 Anm. 1).
Que nols pol gandir crotz. (Tudela, Vers 495): Nichts konnte sie retten, nicht Kreuz, nicht Altar, nicht Kruzifix. Und diese tollen diebischen Ribautz schlachteten Priester, Frauen und Kinder hin. Kein einziger ist – so glaube ich – mit dem Leben davon gekommen. Möge es Gott gefallen, sie in sein Paradies aufzunehmen … Tudela fährt dann fort: Ich glaube nicht, daß seit der Sarazenenzeit je ein so wildes Hinmorden beschlossen und ausgeführt wurde. Seigneurs, die Beute, die die Franzosen machten, war herrlich groß. Für ihr Lebtag wären sie in Béziers alle reich geworden, wären nicht die Ribautz und ihr König mit den elenden Truands gewesen …

118 Zur *Belagerung von Carcassonne:* Tudela Kap. XXVI ff.; Vaux-Cernay a. a. O.; Wilhelm von Puylaurens Kap. XIV; Peyrat Bd. II S. 48 ff.; Schmidt Bd. I S. 230; Lea Bd. I S. 174; Vic-Vaissette Bd. VI S. 291. Caesar von Heisterbach nennt sie die Stadt Pulchravallis.
Das *Veni creator spiritus* war die offizielle Hymne des Albigenserkreuzzugs und bildete das Leitmotiv zu allen Greueln dieses Krieges gegen die Kirche des Parakleten.
Messa lor a cantada: Tudela Vers 768.

119 Zum Tode Ramon-Rogers: Viv-Vaissette Bd. VI S. 313 nebst Anmerkungen; Ramon-Roger war bei seinem Tode nicht ganz dreißig Jahre alt; man pflegt 1185 als sein Geburtsjahr anzunehmen. Seine Mutter Adelaide von Burlats war im Jahre 1199 gestorben.
Siehe Wilhelm Tudela, Vers 862 ff-918 ff.
Die wörtliche Übersetzung dieser Verse lautet: Und der Vicomte starb danach an Ruhr. Und die schlechten Taugenichtse und Kanaillen, die nichts davon verstehen, sagen, man habe ihn nachts verräterisch getötet. Der Graf (Montfort) hätte das nicht geduldet, bei Jesus Christus im Himmel! Keiner auf der Welt kann sich einbilden, daß man ihn tötete. – Er (Montfort) hielt den Vicomte gefangen, wollte ihn gut behüten und ihm alles geben, was er brauchte. Aber keiner kann seinem Schicksal

entgehen: Die Ruhr packte ihn, wie ich glaube, und an ihr starb er. Aber zuvor wollte er kommunizieren. Der Bischof erteilte ihm die letzten Sakramente und er starb die Nacht darauf, gegen Abend. Und der Graf von Montfort bewies sich dann als höfischen und offenen Menschen: er ließ den Leichnam öffentlich zur Schau stellen, damit die Bevölkerung käme, um ihn zu beweinen und zu ehren. Da hättet ihr das Volk laut jammern hören können. In großer Prozession ließ er den Körper bestatten. Gott gedenke seiner Seele, und sei ihm gnädig, denn das war ein sehr großes Elend!
Der anonyme Fortsetzer der Chanson sagt aber:… que an mort li crozat, en Simos de Montfort cant hom li ac lhivrat (der von den Kreuzfahrern und von Simon de Montfort umgebracht worden ist, nachdem man ihn ihm [Simon] ausgeliefert hatte) Vers 3361.
Über Ramon-Rogers Frau, Agnes von Montpellier, die sich mit ihrem einzigen Sohn Ramon-Trencavel (geb. 1207) beim Anrücken des Kreuzzuges nach Foix flüchtete, vgl. Vic-Vaissette, Peyrat und insbesondere Tudela S. 181 Anm. 1. – Agnes verließ übrigens bald nach dem Tode ihres Gatten ihre Verwandten in Foix und ging zum Feind über … aus pekuniären Gründen.

120 Lea Bd. I S. 178 ff.; Peyrat Bd. II, Buch VIII und Buch X (Kap. VI); Schmidt Bd. I S. 233 ff.
Es gelang Simon von Montfort, bis Mirepoix und Pamiers vorzudringen. Einige Autoren glauben annehmen zu dürfen, daß Simon von Montfort im Jahre 1210 nach Eroberung des Schlosses Puivert (Adelaides Sommersitz) auch Montségur belagert und sogar – zum mindesten die Vorwerke – eingenommen habe. Kurze Zeit danach sollen aber Ramon von Perelha und Pierre-Roger von Mirepoix die Taborfestung zurückerobert haben. Vgl. Vic-Vaissette Bd. VI S. 768. Einer mündlichen Überlieferung zufolge soll Simon von Montfort nach der Schlacht bei Muret die Belagerung der Ketzerburg energisch in Angriff genommen haben, jedoch besiegt worden sein. Vgl. Gaußen (Montségur). Fest steht aber, daß Simons Bruder Gui, der Prinz von Sidon, Belesta, La Roque d'Olmes, Lavelanet, Perelha und Rocafissada eingenommen und zerstört hat. Montségurs uneinnehmbare Lage schreckte jedoch den Angreifer zurück. Vgl. Pa-

lauqui (Esclarmonde) S. 30–31.

121 *Minerve:* Lea Bd. I S. 181; Schmidt Bd. I S. 242 ff.; Peyrat Bd. II S. 157 ff; Tudela, Vers 1071 ff; Vaux-Cernay Kap. XXXVII ff.; Vic-Vaissette Kap. LXXXVII.
»Wenn der barbarische Eifer der Pilger sich bisweilen in übertriebener Weise kundgab – so z. B., als sie die Mönche von Boulbonne (Zisterzienserabtei und Nekropole der Grafen von Foix) blendeten und ihnen Nasen und Ohren abschnitten, so daß von dem menschlichen Gesichte eigentlich nichts mehr übrig blieb – so müssen wir zur Erklärung solcher Scheußlichkeiten einerseits an die Volksschichten denken, aus denen die Kirche ihre Rekruten nahm, und andererseits an die Straflosigkeit, die man den Pilgern sowohl für dieses wie für jenes Leben zusicherte.« Lea Bd. I S. 181.
Termès: Peyrat Bd. II S. 171 ff.; Schmidt Bd. I S. 243; außerdem die bei Minerve angegebenen Quellen: Tudela (Kap. LVI), Vic-Vaissette Bd. VI Kap. XCIII.

122 Lea Bd. I S. 184 ff.; Peyrat Bd. II S. 192 ff; Schmidt Bd. I S. 244 ff.; Vic-Vaissette a. a. O.

123 *Lavaur:* Peyrat Bd. I S. 325, 337; Bd. II S. 204 ff.; Schmidt Bd. I S. 247 bis 248; Vaux-Cernay Kap. XLIX ff; Tudela Kap. LXVIII ff.; Vic-Vaissette Bd. VI Kap. CII, CIII, CVIII; Wilhelm von Puylaurens Kap. XVI.
Wolfram von Eschenbach gibt uns eine Beschreibung, wie man zu seiner Zeit eine Stadt zu belagern und zu verteidigen pflegte (Parzival 205–206). Estiers dama Girauda:… die Dame Giralda warf man in einen Brunnen. Sie (die Kreuzfahrer) bedeckten sie mit Steinen. Das war ein Jammer und eine Sünde, denn niemand auf der Welt – wisset es wahrhaftig – durfte sie verlassen, ohne von ihr bewirtet worden zu sein. Tudela Vers 1557 ff.
Dominam etiam castri, quae erat soror Aimerici et haeretica pessima, in puteum projectam Comes lapidibus obrui fecit; innumerabiles etiam haereticos peregrini nostri *cum ingenti gaudo* combusserunt. Vaux-Cernay, Ende des Kap. LII.

124 Zu Innocenz III. vgl. Schmidt Bd. I S. 244 Anm. 1 – Palauqui (Esclarmonde) S. 25: Cette guerre allait devenir, en effet, une oeuvre de fanatisme si épouventable qu'Innocent III, lui même, finira par pleurer sur tant de sang versé et maudira Simon de Montfort en ces termes: »… Non content de vous être élévé contre les hérétiques, vous avez tourné les armes des Croisés contre les peuples catholiques; vous avez répandu le sang des innocents, et envahi, à leur préjudice, les terres des comtes de Foix, de Comminges et de Gaston de Béarn … Vous exigez le serment de fidélité des peuples, faisant donc aveu tacite qu'ils sont catholiques, puis vous les attaquez … Nous vous ordonnons de restituer au roi d'Aragon et à tous ses vassaux tous les domaines que vous avez envahis sur eux, de crainte que, en les retenant injustement, on ne dise que vous avez travaillé pour votre propre avantage et non pour la cause de la Foi.« – Devant les horreurs dont Simon de Montfort s'était rendu coupable, Innocent III – c'est une justice à lui rendre – ordonna de suspendre la Croisade. Bien inutiles objurgations!

125 Es wurden die Ausführungen von Kannegießer (dort S. XXII) zitiert. Man vergleiche dazu die Worte des großen provençalischen Dichters unserer Tage, Frédéric Mistral: »La sève autochthone qui s'était épanouie en une poésie neuve, élégante, chevaleresque, la hardiesse méridionale qui émancipait déjà la pensée et la science, l'élan municipal qui avait fait de nos cités autant de républiques; la vie publique enfin circulant à grands flots dans toute la nation, toutes ses sources de politesse, d'indépendance et de virilité étaient taries, hélas! pour bien des siècles. Aussi, que voulez-vous? bien que les historiens français condamnent généralement notre cause, – quand nous lisons dans les chroniques le récit douloureux de cette guerre inique, nos contrées dévastées, nos villes saccagées, le peuple massacré dans les églises, la brillante noblesse du pays, l'excellent Comte de Toulouse, dépouillés humilies, et, d'autre part, la valeureuse résistance de nos pères aux cris enthousiastes de: *Toloza! Marselha! Avinhon! Provensa!* il nous est impossible de ne pas être ému dans notre sang et de ne pas redire avec Lucain: *Victrix causa Diis placuit, sed victa Catonii«* Mistral, *Calendau* (bei Palauqui, Esclar-

monde S. 37). An anderer Stelle sagt Mistral: »C'est toujours un grand malheur quand, par surprise, la civilisation doit céder le pas à la barbarie, et le *triomphe des Franchimands retarda de deux siècles la marche du progres.«* Ebenda S. 23. Ich habe diese bitteren Worte gegen Frankreich einen Franzosen sprechen lassen. Paris und Rom sind ihres Sieges doch nicht allzu froh geworden.

126 Lea Bd. I S. 175 ff., 190 ff.; Schmidt Bd. I S. 255 ff.; Peyrat Bd. II, Buch XI ff.
Über Simon von Montforts Tod: Peyrat Bd. II S. 68 und 410; Schmidt Bd. I S. 270; Lea Bd. I S. 208. Puylaurens Kap. XXVIII-XXX; Vaux-Cernay Kap. LXXXIII ff.

Der Nachruf des anonymen Fortsetzers der *Chanson de la Croisade* (Vers 8681 ff.) lautet übersetzt folgendermaßen: Gerade auf Carcassonne zu trugen sie ihn, um ihn zu bestatten und um im Münster Saint-Nazaire die Messe zu feiern. Wer lesen kann, liest auf dem Grabstein, daß er heilig und ein Märtyrer ist, daß er auferstehen wird, um am (himmlischen) Erbe teilzuhaben, in einer Glückseligkeit ohnegleichen zu blühen, die Krone zu tragen und im Reich (Gottes) zu thronen. Und ich habe sagen hören, daß dem so ist: wenn jemand dafür, daß er Menschen hinmordete, Blut vergoß, Seelen verloren gehen ließ, daß er in Mordtaten einwilligte, verderbten Ratschlägen folgte, Feuersbrünste anfachte, Barone vernichtete, Adel schändete, Ländereien gewaltsam wegnahm, Hochmut triumphieren ließ, daß er das Böse anschürte und das Gute auslöschte, Frauen tötete, Kinder erwürgte, dann soll er, wenn man in dieser Welt Jesum Christum erringen kann, die Krone tragen und im Himmel glänzen.
Über *Raimons des Sechsten Tod* vgl. Bd. I S. 211; Puylaurens Kap. XXXIV; Vic-Vaissette Bd. VI S. 521,549–550, 663, 789.

127 Zum Schluß des dritten Teils: Lea Bd. I S. 227 ff.; Schmidt Bd. I S. 283 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI, Buch XXV ff.

128 Das Gedicht Bemard Sicards wurde Peyrats Albigensergeschichte

entnommen: Wehe Toulouse und Provence, Agens, Béziers und Carcassonne! Wie sah ich euch, wie seh' ich euch!
Kampers spricht in seinem »Lichtland der Seelen und der heilige Gral« (S. 58) von einer dichterischen Bearbeitung des Presbyterbriefes, die in einer Münchener Papierhandschrift aus dem Ende des 14. Jahrhunderts erhalten, aber selbst wohl älter ist. Diese Dichtung erzählt vom König der Romanei, Manuel, der von der Unsterblichkeit des Priesters Johannes (vgl. meine Anmerkungen 98) gehört hat und gerne in dessen Dienst treten möchte. Eine Botschaft des Priesters trägt Manuel den Inhalt des Briefes vor. Mit seinem ganzen Volk zieht dieser zu Johannes, welcher ihn in seinen Palast führt, der ihm Unsterblichkeit gewährt, Manuel bleibt mit den Seinen in dem Wunderlande; sein verlassenes Land heißt *die wüste Romanei!*

VIERTER TEIL: DIE APOTHEOSE DES GRALS

129 *Dominik von Guzman:* Peyrat Bd. I S. 316; Guiraud (Saint Dominique); Dante, Paradies XII; Vic-Vaissette u. a. m.
Malvenda: Guiraud S. 40.
Lea Bd. I S. 335, 337, 368 ff., 411 ff., 416 ff., 459, 487.
Das »Musterverhör« wurde von Gui (Bd. I S. 64) und Lea (Bd. I S. 459) übernommen. Man vgl. dazu auch David von Augsburg S. 229–232.

130 Der Eid des Johann Teisseire bei Lea Bd. I S. 107–108.
Geißelung: Lea Bd. I S. 519. Cauzons Bd. II S. 299.
Pilgerfahrten: Lea Bd. I S. 520; Cauzons Bd. II S. 295; Mollat (Manuel) LVI.
Kreuztragen: Lea S. 523; Cauzons Bd. II S. 304; Mollat S. LIV.

131 *Folter:* Lea Bd. I S. 470,477; Doat XXXI 57; Cauzons Bd. II S. 227 ff.

132 *Mauer:* Schmidt Bd. II S. 196; Cauzons Bd. II S. 367 ff; Lea Bd. I S. 544 ff.; Bd. II S. 36; Mollat S. LIII ff. »Es konnten nicht genug Steine herbeigeschafft werden, um Gefängnisse zu bauen« Lea a. a. O. Man vergleiche überdies die Arbeiten von Vidal, die in erster Linie das Wirken

der Inquisition in der Diözese Pamiers behandeln, zu der die Grafschaft Foix gehörte.

Feuertod und *weltlicher Arm:* Lea Bd. I S. 249ff., 597ff.; Cauzons Bd. II S. 381 und 401 ff.; Vic-Vaissette Bd. VI und IX. Auf Seite 39 (Anm. 1) berichten Vic und Vaissette, daß Wilhelm Raoul, der Bischof von Carcassonne, ein Förderer der Dominikaner, sich zu dem Catharus Raimond du Puy begab, um dessen Rat einzuholen. Wilhelm Raoul war sehr leidend und wollte von dem als Mediziner berühmten Ketzer wissen, ob er in Lebensgefahr schwebe. – Raimond stand übrigens auf der schwarzen Liste der Inquisitoren und wurde eifrig verfolgt. Er wohnte zwischen Saissac und Soreze, also auf dem Gebiet der Belissensöhne. Auch die Herren von Saissac und Cab-Aret, der Abt von Caunes, mehrere Priester, ein Kanoniker von Saint-Etienne in Toulouse, der Konnetabel von Carcassonne werden an dieser Stelle als Helfershelfer der Ketzer genannt.

Die Inquisitoren glaubten den Feuertod mit Joh. XV 6 rechtfertigen zu können: Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und müssen brennen. Lea (Bd. I S. 249) nimmt an, daß der Ursprung dieser Strafe vielleicht auf die heidnische Gesetzgebung des Diokletian zurückgehe, der diese Strafe für den Manichäismus einführte. Lea, der von mir, was die Inquisition anbelangt, in erster Linie zu Rate gezogen und mehrfach frei zitiert wurde, führt noch folgendes aus:

»Einige Worte werden genügen über den abstoßenden Verlauf der *Hinrichtung* selbst. Wenn das Volk zusammengerufen wurde, um dem Todeskampf eines Märtyrers der Ketzerei zuzusehen, so wurde sein frommer Eifer nicht etwa durch eine übel angebrachte Milde enttäuscht. Der Schuldige wurde nicht etwa, wie in der späteren Zeit der spanischen Inquisition, erwürgt, ehe die Reisigbündel angezündet wurden; auch hatte noch nicht die Erfindung des Schießpulvers das, allerdings etwas weniger menschliche, in späterer Zeit angewandte Hilfsmittel nahegelegt, dem Delinquenten einen mit diesem Explosivstoff gefüllten Sack um den Hals zu legen, um dadurch seine Qualen abzukürzen, wenn die Flammen ihn erreichten. Er wurde vielmehr lebendig an einen Pfahl gebunden, der hoch genug über den Haufen von Brennmaterial hinaus-

ragte, um es den Gläubigen zu ermöglichen, jeden Akt der grausamen Tragödie bis zum Ende zu verfolgen. Diener der Kirche waren bis zum letzten Augenblicke um ihn, um – wenn möglich – dem Satan seine Seele zu entreißen. Und wenn er nicht ein Rückfälliger war, so konnte er noch bis zum letzten Augenblick sein Leben retten. Aber selbst bei dieser ihrer letzten Dienstleistung sehen wir die seltsame Inkonsequenz der Kirche, die sich einbildete, sie könne der Verantwortlichkeit, ein menschliches Geschöpf zum Tode befördert zu haben, entgehen. Denn die Geistlichen, welche das Opfer begleiteten, waren strenge angewiesen, ihn nicht etwa zu ermahnen, standhaft dem Tode ins Auge zu sehen oder die Leiter, die zum Holzstoß hinaufführte, mutig emporzusteigen oder sich entschlossenen Herzens den Händen der Henker preiszugeben; denn wenn sie das täten, könnten sie sein Ende beschleunigen und sich so der »Irregularität« schuldig machen. Wahrlich, das muß man gestehen, ein zartes Bedenken, das wenig angebracht war bei Leuten, die schon einen Justizmord vollbracht hatten! Für die feierliche Exekution selbst wurde gewöhnlich ein Festtag ausgewählt, damit die Menge größer und die dadurch gegebene Warnung wirksamer war. Der Delinquent selbst wurde zum Schweigen gezwungen, um nicht beim Volke die Gefühle des Mitleids und der Teilnahme zu erwecken und dadurch womöglich schlimme Auftritte hervorzurufen.
Was die genauen Einzelheiten angeht, so besitzen wir zufällig den Bericht eines Augenzeugen über die Hinrichtung des Johannes Huß zu Konstanz im Jahre 1415. Nach diesem Berichte mußte sich Huß auf ein paar Reisigbündel stellen und wurde sodann mit Stricken fest an einen dicken Pfahl gebunden. Die Stricke waren um die Knöchel, unter und über dem Knie, in der Leistengegend, um die Hüften und unter den Armen befestigt. Als man bemerkte, daß er nach Osten blickte, was sich für einen Ketzer nicht geziemte, wurde er nach Westen herumgedreht. Mit Stroh vermischte Reisigbündel wurden bis zum Kinn um ihn aufgehäuft. Dann näherte sich der Pfalzgraf Ludwig, welcher die Hinrichtung leitete, mit dem Marschall von Konstanz und forderte Huß zum letzten Mal zum Widerrufe auf. Als er sich weigerte, zogen sie sich zurück und gaben durch Händeklatschen dem Henker das Zeichen, den Holzstoß anzuzünden. Nachdem alles verbrannt war, folgte eine empörende Sze-

ne: man nahm den halbverkohlten Leichnam, zerstückelte ihn, zerbrach die Knochen und warf die Überreste und die Eingeweide auf einen neuen Holzstoß, um sie vollständig zu vernichten. Wenn, wie bei Arnold von Brescia, einigen Franziskanerspiritualen, bei Huß, Savonarola und anderen zu befürchten war, daß die Reliquien der Märtyrer aufbewahrt werden würden, trug man, wenn das Feuer erloschen war, noch besondere Sorge dafür, auch die Asche des Ketzers zu sammeln, um sie in fließendes Wasser zu werfen.

Es liegt etwas Furchtbares und Grauenerregendes in dem Gegensatze zwischen diesem Schlußakte menschlicher Grausamkeit und der kühlen Berechnung der Unkosten, die entstanden, wenn man eine Seele durch den Flammentod ihrem Schöpfer wieder zusandte. In den Berichten des Arnaud Assalit haben wir eine Kostenberechnung über die am 24. April 1323 in Carcassonne vollzogene Verbrennung von vier Ketzern. Sie lautet folgendermaßen:

Für dickes Holz	55	Sols	6	Denare
„ Rebenholz	21	„	3	„
„ Stroh	2	„	6	„
„ vier Pfähle.	10	„	9	„
„ Stricke zum Festbinden	4	„	7	„
„ die Henker je 20 Sols . .	80	„	–	„
Sa. 8 Livres	55	Sols	6	Denare

Das war im ganzen etwas mehr als 2 Livres für jeden Ketzer. Lea Bd. I S. 617-619; Doat XXXIV 189.

Verurteilung toter Ketzer: Lea Bd. I S. 259, 501, $$6 ff., 619 ff. – Cauzons glaubt, daß eine Reminiscenz an 1 Kön. XIII 2 und Kön. XXIII 16 vorliegt:

> »Und er rief wider den Altar durch das Wort des Herrn und sprach: Altar, Altar! so spricht der Herr: Siehe es wird ein Sohn dem Hause David geboren werden mit Namen Josia; der wird auf dir opfern die Priester der Höhen, die auf dir räuchern, und wird

> Menschengebeine auf dir verbrennen.
> Und Josia wandte sich und sah die Gräber, die da waren auf dem Berge und sandte hin und ließ die Knochen aus den Gräbern holen und verbrannte sie auf dem Altar und verunreinigte ihn nach dem Wort des Herrn, das der Mann Gottes ausgerufen hatte, der solches ausrief.«

Vgl. Cauzons Bd. II S. 360 ff.
Zu Papst Stephan dem Siebenten vgl. Lea Bd. I S. 259; Cauzons a. a. O.

133 *Konfiskation der Güter:* Lea Bd. I S. 560 ff. insbesondere die im Auszug zitierten Seiten 553, 562 und 575. – Cauzons Bd. II S. 318 ff.

134 Lea Bd. I S. 623–625.
Zu Offbg. Joh XVII: Item, duas confingunt esse ecclesias, unam benignam quam dicunt esse sectam suam, eamque esse asserunt ecclesiam Jhesu Christi; aliam vero ecclesiam vocant malignam, quam dicunt esse Romanem ecclesiam, eamque impudenter appellant matrem fomicationum, Babilonem magnam, meretricem et basilicam dyaboli et Sathanae synagogam. Bernard Gui Bd. I S. 10 – Vgl. Döllinger Bd. I S. 189.

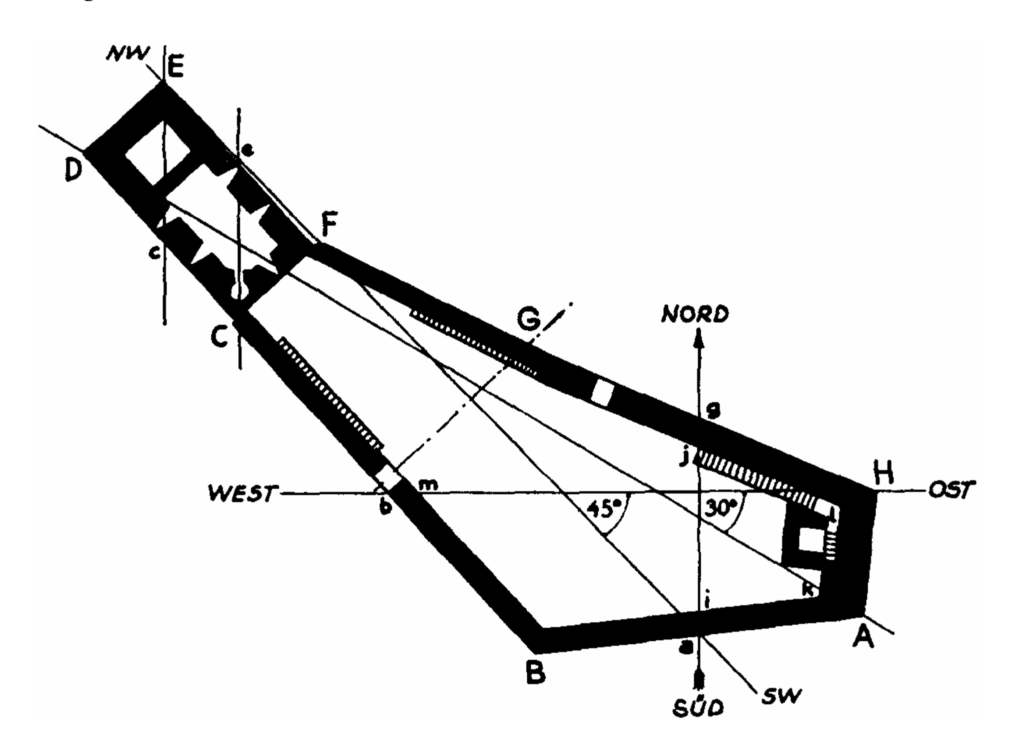
135 *Inquisitorenmord zu Avignonet:* Vic-Vaissette Bd. VI S. 738 ff.; Puylaurens Kap. XLV; Lea Bd. II S. 37 ff.; Doat XXII 107; XXIV 160; Peyrat (Les Albigeois et l'Inquisition) Bd. II S. 304 ff.; Schmidt Bd. I S. 320 ff.

136 *Montségur:* Vic-Vaissette Bd. VI S. 766-769. Puylaurens Kap. XLVI. Catel (Histoire des comtes de Toulouse) S. 162. Doat XXII 202, 204, 210, 214, 216-217, 224, 228, 237; XXIV 68, 76, 80, 160, 168, 172, 181, 182, 198. Peyrat (Croisade) S. 359 ff.; (Les Albigeois et l'Inquisition) Bd. II S. 363 ff. Lea Bd. II S. 37, 45 ff. Schmidt Bd. I S. 299 ff., 315, 324 ff. Palauqui (Esclarmonde) S. 31 ff.; (Albigéisme) S. 10-11. Magre S. 88 ff. Duclos Bd. II Kap. I. Dazu Gaußen, Garrigou (Foix), Gadal usw.
Virgil spricht in seiner Äneide (VIII) von den »iberischen Kühen«. Vgl. zu den »Geryonsöhnen« Peyrat (Civilisation) S. X und 285. Die Namen der Geächteten von Montségur sind in dem Verhör des Bérenger von

Lavelanet zu finden. Doat XXIV 42. Man vgl. dazu Peyrat (alle Bände) und Gaußen.
Doat XXII 107 ff.; XXIV 68 ff. Schmidt Bd. I S. 326. Döllinger Bd. I S. 241.
Zaubertal (Val de l'Incant) heißt im Volksmund die von dem Taborsee nach Montségur führende Lassetschlucht. Vgl. Peyrat (Civilisation) S. 284.
Im Jahre 1255 fiel auch die Burg Quéribus unweit Perpignan in den Corbièren. Dort hatten nach dem Sturz Montségurs noch einige Catharer Zuflucht finden können. Vgl. Schmidt Bd. I S. 332. Vic-Vaissette Bd. VI S. 842.
Zu Gui de Levis vgl. Peyrat (Inquisition) alle Bände. Tudela Bd. II S. 175 Anm. 1; Vic-Vaissette Bd. VI S. 466, 650, 679, 902.
Espinasser: Lea Bd. II S. 56; Peyrat (Inquisition) Bd. III S. 54.

137* Ganz neue Einblicke über Berg und Burg Montségur haben sich in den jüngst veröffentlichten Forschungen von Fernand *Niel* ergeben. René Maikowski berichtet darüber in der Zeitschrift »Die Kommenden« (Nr. 8, 25. April 1963) Freiburg: »… der Grundriß der Burg ist merkwürdig und nicht allein durch die Beschaffenheit des Geländes zu erklären, so der Knick in der Nordwand … Überragt war der Bau von dem im Westen anschließenden mächtigen Hauptturm (19 mal 9 m Grundfläche) … es handelt sich nicht in erster Linie um ein Bauwerk, das zu Verteidigungszwecken diente. Da die Burg vor den großen Verfolgungen des Ketzerkreuzzuges erbaut wurde, diente sie damals nicht als Zufluchtsort … Der Bau von 1204 wurde ganz neu nach den von den führenden Katharern gegebenen Anweisungen errichtet …« »An einem Herbsttage um die Mittagszeit befand sich Fernand Niel auf der Burg Montségur, an der Schwelle des Haupttores. Eben begannen unten im Ort die Mittagsglocken zu läuten. Da fiel ihm auf, wie im selben Augenblick diese Schwelle von den Strahlen der Sonne in einer Diagonale, die genau die entgegengesetzten Enden der Türpfosten verband, in zwei Hälften, eine beleuchtete und eine finstere, geteilt wurde. Zunächst überlegte er nur, daß es auf Montségur einfach gewesen sein müsse, die Mittagsstunde festzustellen. Dann beschäftigte ihn die Sache weiter. Er ging weiter und machte interessante Beobachtungen. Bald entdeckte er immer neue bau-

liche Dispositionen, die mit astronomischen Verhältnissen zusammenhängen … Zusammenfassend ergab sich für Niel: Sonnenaufgang und -untergang der Sommersonnenwende, die Tag- und Nachtgleichen von 21. März und 23. September waren an bestimmten Richtungen der Burgmauern festzustellen. Auch der Eintritt der Sonne in die verschiedenen Bilder des Tierkreises spiegelt sich in der Raumanordnung des Schlosses wieder … Sie stellt gewissermaßen einen genau auf die Sonne ausgerichteten Kalender dar«. –



»Grundriß der Burg Montségur«

Wir dürfen nun nicht nur mit den heutigen astronomischen Vorstellungen denken, sondern müssen im Sinne der Bewußtseinslage der damaligen Menschen uns in deren geistig-kosmische Erlebnissphäre hinein zu versetzen suchen. Sie erlebten in der Sonne weit mehr als nur das physikalische Tagesgestirn.

138 Lea Bd. II S. 105. – Magre und mündliche Überlieferung. Zu *Jaques Fournier, Bernard Délicieux* und *Pierre Autier* vgl. Jakob (Studien über Papst Benedikt XII.) Vic-Vaissette Bd. IX S. 86, 229, 258, 260, 277 ff., 331, 333, 389–392, 445. Lea Bd. I S. 297 ff.; Bd. II S. 80 ff., 93,107 ff., 475. Peyrat, Lavisse, Hauréau, Vidal usw.

(Fournier) vgl. Jakob S. 30 und 155: Potator vini maximus ab Omnibus curialibus dicebatur, adeo ut versum sit in proverbium consuetum dici: Bibamus papaliter. – Fuit autem vir corpulentus, procera statuta, potator vini ut fertur permaximus. – Vino madidus, aevo gravis, ac soporifero rore perfusus. – Twinger von Königshofen sagte aber von ihm: Dirre was der gerechten bebeste einre. Jakob a. a. O.

Über die Ketzerverfolgung im Sabarthès vgl. Vidal, Les demiers ministres cathares und Tribunal de l'Inquisition de Pamiers. Molinier S. 107–161. Douais, Documents Bd. S. CXCVIII-CCII. Mss. 4269 lat. in der Pariser Nationalbibliothek. Vic-Vaissette Bd. IX. Peyrat Inquisition Bd. II und III. Von dem Kampf um die Sabarthèshöhlen spricht nur Peyrat, als er die Legende von den angeblich eingemauerten Catharern berichtet. Magre hat die Legende wohl von Peyrat übernomen (S. 95 ff.).

Zu Pons-Amaud von Château-Verdun vgl. Vic-Vaissette Bd. IX S. 455. *Cagots:* Lea Bd. II S. 117 Anm.; Schmidt Bd. IIS. 307 ff. Von der *Folie du Montcalm* wurde mir während meines Aufenthalts in den Pyrenäen oft erzählt. Anläßlich der Niederschrift dieser Blätter erbat ich von meinem Freund und Mitarbeiter Herrn Gadal die diese Begebenheit betreffenden Unterlagen. Ich erlaube mir, Herrn Gadals Antwort im Auszug in meine Anmerkungen einzureihen:

… »Nul n'a pu éclaircir cette énigme.

Les paroles rapportées sont authentiques: on n'a pu saisir que celles-là. L'acte de l'état-civil figure à Foix sous le No 120 de l'an 1808, avec mention: Femme inconnue. Le maire de Foix était J. P. Acoquat; les témoins sont Arnaud Bourthol, concierge des Tours, et Pierre Birobent, son aide.

Le Préfet de l'Ariège était Brun (remplacé le 27 juillet 1808 par Dupont-Delporte).

Le Sous-Préfet de l'arrondissement de Foix n'a existé que de 1811 à 1815. Le sous-préfet Bascle de Lagrèze a réuni les procès-verbaux et en a publié le récit le 7 janvier 1814 dans le »Journal de l'Ariège.«

Bibliographie:

Vie et fin déplorable de Mme de Budoy, anonyme, 2 volumes 1817. La Folie des Pyrénées, primitivement Antonia, roman sur la Folle du Montcalm, par Elie Berthet 1850.
Hermance de Valméga, par l'abbé Laborgne, 1888.
Lectures morales, par Bergés, Directeur de l'Ecole Normale de l'Ariège, 1839.
L'Ariège. par le même en 1863.
Histoire des Arièsgeois par l'abbé Duclos, 1881 tome I.
Pics et Vallées, par Raoul Lafagette (le plus beau poème sur la Folle!) 1885.
Poesies romantiques, religieuses et satiriques, par 1'abbé Firmin Rauzy, 1886.
La Fado de las Pyrénéos, par l'abbé Cabibel, en patois, vers 1880.
La Fado del Mount Calm, par Paul Dunac de Tarascon (en patois), non publié.
La Foilho (en patois), en 1900, par Roucatil.
L'homme et la Sauvageonne, par Isabelle Sandy.
L'Inconnue de Saint-Béat (Hautes-Pyrénés), Revue hebdomadaire du 26 avril 1924.
Le Temps (5 juillet – 15 août 1922) par G. Lenôtre.«

139* Über die Tragödie des Tempelritterordens:
Druon, Der Fluch aus den Flammen (deutsch Rororo Nr. 512).
Krück, Der Templerprozeß, 1964, Verlag Freies Geistesleben. Stuttgart.
Campbell, Die Tempelritter. Aufstieg und Verfall. Ernst Klett Verlag, Stuttgart.
Rund 70 Jahre nach dem Fall von Montségur begann die Tragödie und schließliche Austilgung dieser Träger eines hohen esoterischen Christentums. Die objektiven Tatsachen kommen in unseren Jahrzehnten immer mehr zutage. Siehe auch *Rudolf Steiner,* 25. September und 2. Oktober 1916 in »Innere Entwicklungsimpulse der Menschheit«. (Band III. Kosmische und menschliche Geschichte).

140* Das zusammenfassende Werk von Rudolf Meyer, »Der Gral und seine Hüter« bringt in Berücksichtigung der Rahnschen Arbeit viele neue Tatsachen und Gesichtspunkte. Meyer wird dem Rahnschen Impuls gerecht (Seite 314: In seinem Buche »Kreuzzug gegen den Gral« hat Otto Rahn den eigentlichen Vernichtungsfeldzug gegen die Gralsströmung darzustellen gesucht ff….) Meyer geht in die spirituellen historischen Zusammenhänge weiter ein und zeigt sowohl die geschichtliche Gesamtströmung auf als auch die menschlich-individuelle Erlebnissphäre. Er führt bis in die Gegenwart.

141* Vgl. *Rudolf Steiner »Die Geheimwissenschaft im Umriß* (Kapitel »Gegenwart und Zukunft der Menschheitsentwicklung«.) 26. Auflage, 1955, Seite 362 ff.

142* Vgl. Rahns Ausführungen über Luzifer Seite 97 ff. in diesem Buche. – In *»Luzifers Hofgesinde«* Seite 75 sagt er: »Darunter möchte ich … diejenigen verstanden wissen, welche das Recht und das Rechte suchend … aus eigener Kraft Recht und Pflicht und Sinn gefunden haben … Auch in Luzifers Haus sind viele Wohnungen …«

*

Lange habe ich in den Taborbergen gelebt. Ergriffen bin ich durch die kristallenen Säle und marmornen Krypten der Ketzerhöhlen gewallt. Meine Hände haben Gebeine im »Kampfe für den Geist« gefallener Reinen und Ritter beiseite gelegt, damit der Fuß sie nicht zermalme. Wenn unter meinem Tritt der Höhlenboden hohl dröhnte, dann stand ich oft still und lauschte, ob nicht im Berg ein Troubadour ein Lied anstimme von der höchsten Minne, die die Menschen zu Göttern macht …
Zwischen unzähligen Zeichen und Zeichnungen und Namen – auch ein König von Frankreich: Heinrich der Vierte, Esclarmondes von Foix Enkel, hat während der Hugenottenkriege in der »Kathedrale« der Höhlenwand seinen Namen anvertraut – fand ich folgendes Gedicht, im Jahre 1850 von anonymer Hand geschrieben:

Dédié aux prêtres! Qu'est-ce que Dieu?
Loin de rien décider de cet être suprême,
Gardons en l'adorant un silence profond –
Le mystère est immense et l'esprit si confond,
Pour dire ce qu'il est, il faut être Lui (– même).

Mit der freien Verdeutschung dieser Verse möchte ich die Martyrologie der ketzerischen Templeisen von Montségur und den Höhlen von Ornolac ausklingen lassen:

Was ist Gott?

Die wir hierher kamen,
Schweigen wir still.
Nennen wir nicht seinen Namen.
Bleiben wir still.
Beten wir still …
Wer sagen will
Wer er ist,
Muß sein,
Der Er ist!
Amen.

Neues Nachwort zum „Kreuzzug gegen den Gral“

Während ich beraten und ermutigt von meinen Freunden diesseits und jenseits der Grenzen meine „Queste du Graal“ niederzulegen begann, hat ein österreichischer Gelehrter, Friedrich von Suhtscheck (Graz), das Ergebnis seiner „Gralssuche“ in zwei knappen aber inhaltsreichen Aufsätzen bekanntgegeben. Zu meinem Leidwesen konnte ich erst nach Veröffentlichung der deutschen Ausgabe davon Kenntnis nehmen. Bevor ich nun die französische Version dem Drucker übergab, war ich lange versucht, durch Erweiterung des Textes Stellung zu nehmen zu dieser Gralsthese, auf die ich als Ergänzung der meinen nur mit Nachdruck verweisen kann. In Anbetracht der Tatsache aber, daß mein „Kreuzzug gegen den Gral“ ein ausgesprochenes Produkt jener ambiance ist, die ich in der terre sauvage des pyrenäischen Tabor atmen durfte, habe ich davon Abstand genommen, konnte mich aber dieses kleinen Begleitworts nicht entraten.

Herr von Suhtscheck, dem mein Buch gleicherweise unbekannt gewesen sein muss, hat erkannt, daß Wolframs von Eschenbach's „Parzival“ eine oft verblüffend enge Anlehnung aufweist an eine iranische, vielleicht sogar von dem Haeresiarchen Manes abgefasste Dichtung, das Pârsîwalnâmä, das man als die „Legenda aurea manichea“ anzusehen habe. So sei es auch zu erklären, daß die manichäische Lehre von einem heiligen Stein (altpersisch: gohr= Edelstein, al= Glanz), dem Sucher dieses Steines Parzival (altpersisch: reiner Tor) an Wolfram gelangen konnte, und daß dieser deutsche Minnedichter geographische Begriffe und Namen Hochasiens, wenn auch bisweilen missverstanden, in sein Epos aufnehmen konnte. Parzivals Vater Gamuret, beispielsweise könne kein anderer sein als der Urmensch Irans „gaja martan“, und Klinschor sei zweifellos der Buddhistenführer Chindschil Zor aus der Stadt Kapischa, die Wolfram Kaps nennt. Diese überraschenden Erkenntnisse darf ich in diesem Rahmen nur andeuten. Die Tatsache aber, daß Herr von Suhtscheck den buddhistischen Wunderstein und -tisch Tschintamani mit

dem heiligen Gral in Beziehung bringt, sei nicht übersehen, erhellt sie doch, daß uns, abgesehen von der gemeinsamen Manichäer- bzw. Katharerthese, mancherlei Verwandtes zu eigen ist. Was allerdings Wolfram's Gewährsmann Kyot anbetrifft, so glaubt mein erudierter „Antagonist" in ihm einen Armenier (Giut) sehen zu dürfen. Die Prämissen für diesen Schluß hat Herr von Suhtscheck leider nicht angegeben.

Wenn nun Wolfram's eindeutige Angabe, die wahre Gralsmäre sei aus der Provence nach Deutschland gelangt, mich nach Romanien führte, so dürfe die Vermutung nicht fern liegen, daß den Katharern Südfrankreichs, die ja Manichäer waren, die Dichtung des Pârsîwalnâmä ebenso bekannt war wie den manichäischen Iraniern, und daß dennoch dank der Vermittlung des trouvère Guiot von Provins diese Dichtung Wolfram bekannt wurde. Nichts anderes habe ich ja dargelegt …

Und nun in diesem Zusammenhang noch eine weitere Bemerkung. Dem Kenner der Gralsmythen im Allgemeinen und Wolfram's „Parzival" im Besonderen dürfte es nicht unbekannt sein, daß die Märe vom indischen Priesterkönig Johannes letztlich mit der Gralsmäre verquickt wurden. Eine wohl interessante Erzählung hierzu dürfte eine – von mir berichtete – Pyrenäenlegende bilden, die besagt, Esclarmonde, die Gralshüterin, sei als Taube nach Asiens Bergen geflogen, also der Heimat des Grals und des Priesterkönig Johannes. Nach Indien ist bekanntlich auch Wolfram's Gralskönigin Repanse de Schoye, von mir mit Esclarmonde von Foix gleichgesetzt, gezogen. In diesem König Johannes glaubt übrigens Herr von Suhtscheck – ob mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt – Zarathustra oder Manes glorifiziert zu sehen.

Tatsache ist nun, daß auch mittelalterliche Dichtungen von einem Kreuzzug gegen ein abendländisches Gralsland gewußt haben müssen. Wie könnte sonst eine dem Gralsmythus verwandte Dichtung von der „wüsten Romanei" sprechen, die von König und Bewohnern verlassen worden, da diese beim Priesterkönig Johannes eine bessere Heimat gefunden. Lesen wir doch eine dichterische Bearbeitung des Presbyterbriefes, die uns in einer Münchner Papierhandschrift aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts erhalten ist, aber selbst wohl älter sein muß. Dieses Gedicht erzählt von der Romanei König, der von des indischen Johannes Unsterblichkeit gehört hat und deshalb gern in dessen Dienst

treten wollte. Mit seinem ganzen Volk zieht er eines Tages zu dem ostischen Priesterkönig, und wird in dessen Palast der Unsterblichkeit aufgenommen. Der abendländische König bleibt mit den Seinen in dem östlichen Wunderlande. Sein verlassenes Land im Westen heißt fortan die wüste Romanei!

Somit anvertraue ich meinen „Kreuzzug gegen den Gral“ dem französischen Volke, das innerhalb der Grenzen seines grossen Vaterlandes die einstige Gralsburg birgt. Ja: Nur die katharische Festung Montségur in den Ariège-Pyrenäen kann des Grales trutziger Tempel gewesen sein und nicht, wie eine fromme Legende wissen will, das Benediktinerkloster Montserrat unweit Barcelona im Spanischen, auf dem Ignatius von Loyola seine „Exercitia spiritualia“ ersann, nachdem er der Welt und seiner Minnekönigin Germaine de Foix, einer Nachkommin der grossen Esclarmonde, endgültig entsagt und sich der Gottesminne, wie er sie sah, geweiht hatte.

Heidelberg, im Jahre 1934 am Johannistag. (24.Juni) Otto Rahn

Otto Rahns neue Anmerkungen zum „Kreuzzug gegen den Gral“:

1.) „Ich halte es für angebracht, das Motiv aus Wagners „Parzival“ wegzulassen.“

2.) Vorwort Seite 11, Zeile 4:
hinter … conte du graal. Otto Rahn schließt sich, wie sich aus dem Text ergeben wird, der neusten These an die behauptet, nur die Angabe Wolframs von Eschenbach, der Gral sei nicht der Abendmahlkelch sondern ein Stein, sei die ursprüngliche.

3.) Seite 17, Wolfram von Eschenbach:
„Nun sagte wieder Parzival: „Kann Ritterschaft den Erdenruhm und auch das Seelenparadies erkämpfen, mit Schild, der Lanze, so wollt ich stets als Ritter leben! Dein Name lautet Par-zi-val, und dies bedeutet: Durch-das-Tal!
Anmerkung des Herausgebers, Übertragung: Dieter Kühn, Der Parzival des Wolfram von Eschenbach, Frankfurt 1986

4.) Seite 24, Zeile 15:
Nach Jordan … (Napoléon Peyrat berichtet in seiner Histoire des Albigeois (Bd. II S. 353) Ramon und Aladais hätten beide als katharische Einsiedler in Pyrenäenhöhlen unweit *Montségur* gelebt und sich dort wiedergefunden.)

5.) Seite 43, Nach Zeile 14.
Neuer Absatz: Befolgen wir den Rat Ramons von Miraval und begleiten wir die armen Riayrees nach Carcasonne, nach Foix, in die himmelstürmenden Pyrenäen und die düsteren heute waldlosen Höhen der Montagne Noire.

6.) Seite 52, Nach Zeile 20.
Manchen der Namen, die wir angeführt haben, finden wir wieder in Werk und Leben eines Minnedichters, dessen Wiege nicht im sonnigen Midi gestanden, sondern in der herben, nebelreichen Seineniederung.

7.) Seite 56, Zeile 4 von unten:
„Minne“ ersetzen durch: „das Consolament, jene keusche Gnade der angebeten Dame“.

8.) Seite 58, Zeile 8 von unten:
… viel Herzleid erfahren müssen. Aus diesem Grund wohl nannte Wolfram die Mutter seines Gralshelden Herzeloyde“

9.) Seite 61, vor dem Kapitel „Der Gral“
Wolfram von Eschenbach: „auf einem grünen Achmardi trug sie das Glück vom Paradies (war Wurzel und zugleich der Wuchs), es war ein Ding, das hieß Der Gral, der die Vollendung übertraf.“
Anmerkung des Herausgebers, Übertragung: Dieter Kühn, Der Parzival des Wolfram von Eschenbach, Frankfurt 1986

10.) Seite 74, Zeile 15 von unten:
Vor dem Absatz einfügen: Nun war Herakles bekanntlich einer der Argonauten.

11.) Seite 78, Zeile 22 von unten.
Anmerkung: Wolfram von Eschenbach nannte das Land der Hyperboräer *Hiberbortikon.*

12.) Seite 79, Zeile 11:
Sollte dieser mysteriöse Pyrenäensee und Wolfram von Eschenbachs Gralssee eins sein? Vielleicht Lac es Truites (Forellensee) …

13.) Seite 86, Nach Zeile 12:
Zu beachten ist auch, daß Wolfram nie die alttestamentarischen Propheten, sondern stets nur heidnische Philosophen und Seherinnen als Vorläufer und Verkünder des Gralsmysteriums bezeichnet.

14.) Seite 94, Zeile 16 von unten:
Sollte der Wald der Priscillianer unweit von Montségur eins sein mit Wolfram von Eschenbachs Wald Briciljan, der die Gralsburg schützend umgibt? Eine Antwort auf diese Frage wäre verfrüht. Der Weg zum lichten Gralsberg war noch nie leicht. Den Priscillianern…

15.) Seite 107, Zwischen Zeile 11 und 12:
Die indische Mythologie kennt einen Almosentischen Buddha, der sich immer aufs neue mit Speisen bedeckt, und einen Wunschstein „Tschinta-Mani“, der bei Tag und Nacht Licht spendet und für jeden Speis und Trank regnen läßt. Mit Wolfram von Eschenbach dürfen wir sagen: „Und dieser Stein hieß auch der Gral!

16.) Seite 108, Zeile 9 von unten:
Das Consolamentum hatte also einen den orphischen Mysterien analogen Zweck.

17.) Seite 110, Zeile 9:
Das ketzerische Gewand ist zurückzuführen auf das heilige Gewand bei den Zends und den Brahmanen, ein Rituale, dessen Ursprung zurückgeht auf die Zeit, die vor der Trennung der arischen Völkerfamilie liegt. (Cf. Lea, Inquisition Bd I. S. 101)

18.) Seite 112, Zeile 16 vor dem Absatz:
(Über den „gnosistischen“ Dante und seine Beziehungen zu mittelalterlichen Haeresien, dem Katharismus insbesondere, sind schon gewichtige Stimmen laut geworden.)

19.) Seite 124, Zeile 11 von unten. Anmerkung zu Foix:
Auch das unweit Foix gelegene Städtchen Tarascone ist der Chanson de Huon bekannt. Dort heißt es: „Segneuers, celle chite Tarascone a a mmm non“. Das Paysde Sault (lateinisch saltus=bocage) könnte dem Bocaige Auberon zum Vorbild gedient haben.

20.) Seite 126, Zeile 6. Anmerkung zu Mani: Mine und Mani stammen von der gleichen indogermanischen Wurzel man (= sich erinnern).

21.) Seite 129, Zeile 9. Anmerkung.
Auch bei Wolfram zieht Repanse de Joie nach Asien!

22.) Seite 135, Nach der letzten Zeile.
Es sind schon Stimmen laut geworden, die behaupten Name und Bezeichnung Manichäus bedeutet „Manihabender“ (Mani und echein = haben).

23.) Seite 136, Zeile 14:
Es sei auch hier daran erinnert, daß der Begriff „Gral“ nach Rahn und anderen Autoren, wie der „Manichäismus“, der Humus auf dem der Gralsmythos gewachsen ist, aus dem Iran kommt, wo Gohral „Heiliger Stein“ bedeutet.

24.) Seite 140, Nach der 2 Zeile:
Schon zur Zeit des Bernhard von Clairvaux war fast die ganze septimanische Ritterschaft – fere omnes milites – ketzerisch.

25.) Seite 151, Nach Zeile 12:
Den Mörder des Legaten hat man nie identifizieren können.

26.) Seite 157, Nach Zeile 8. Anmerkung:
Das „Veni creator Spiritus“ war die offizielle Hymne des Kreuzzugs gegen die Albigenser.

27.) Seite 163, Nach Zeile 9:
Ramon-Roger war bei seinem Tode nicht ganz dreißig Jahre alt. Seine Mutter war im Jahre 1199 gestorben.

28.) Seite 206, Zeile 10. Anmerkung:
Baphomet stellt wie die neueste Forschung will, nichts anderes dar, als eines der vielen Mythologeme für Gott-Geist.

29.) Seite 210, Vor Zeile 13 von unten. Anmerkung:
Über die mutmaßlichen Beziehungen zwischen dem Heiligen Franziskus und den Kathareren vgl. Salomon Reinach, Mythes et Religions.

30.) Seite 244, Nach Zeile 13 von unten:
Die ursprüngliche Bedeutung ist entweder Peritia-Vallem…..(= étourneau) oder, was wahrscheinlicher ist, Parsiwal (altpersisch = reiner Tor). Es sei hier ausdrücklich vermerkt, daß Wolfram von Eschenbach den Vicomte Trencaval als einen Gralsucher Parzival besungen hat, ein mythischer Name und Begriff, die längst der morgen- und abendländischen Dichtung jener Zeiten bekannt war. Die Etymologie Wolframs kann als nichts anderes, als eine geistreiche, wenn vielleicht auch zufällige Huldigung gegen diesen romanischen Prinzen gewürdigt werden.

31.) Seite 276, Zeile 2 von unten. Ändern:
Wald von Briziljan: bei Chrestien de Troy heißt dieser Wald Foret de Bro-céliande der der Foret de Chloer-Carnoet, in Basse-Bretagne entspricht. Wolfram und Chrestien stimmen also auch hierin nicht überein.

Ergänzende Angaben zur Bibliographie

„Kreuzzug gegen den Gral“:

– Hagen, Paul; Der Gral, (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Herausgegeben von A. Brandl,

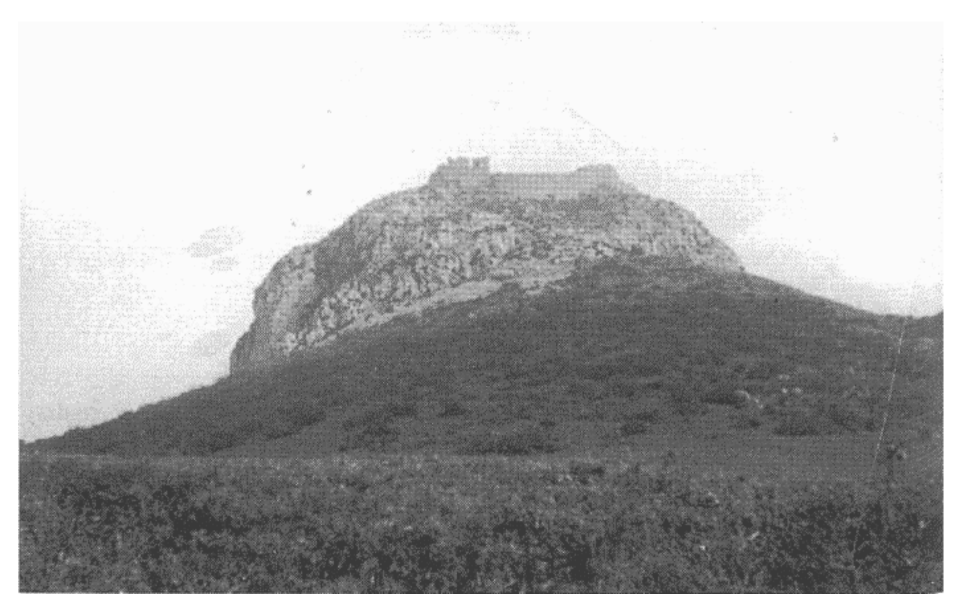
– E. Martin, E. Schmidt, Heft 85) Straßburg 1900

– Lang, Dr. Ludwig; Die Sage vom heiligen Gral, München 1862

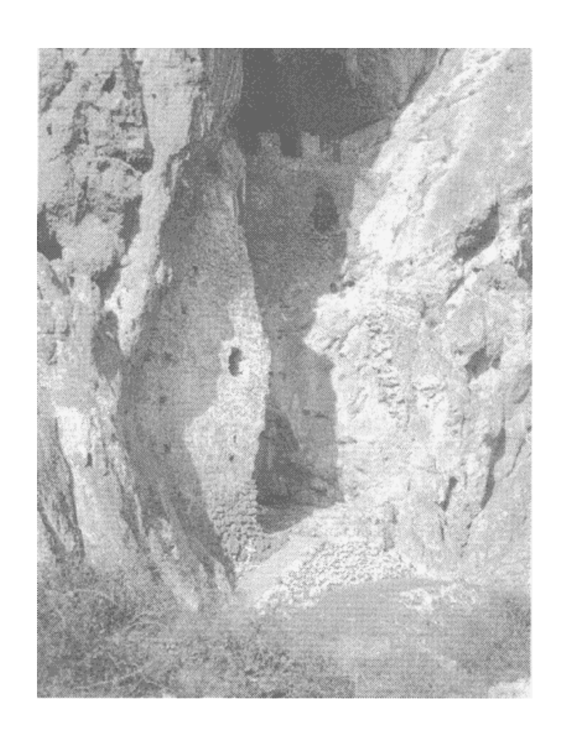
– Martin, Ernst; Zur Gralsage, (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Herausgegeben B. T. Brink,

– E. Martin, W. Scherer, Heft 17) Straßburg 1880

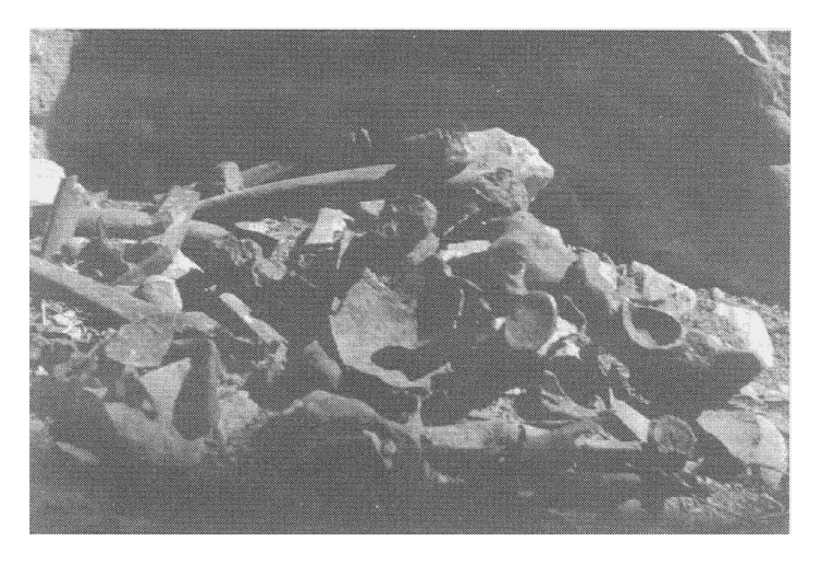
Montségur - Die Gralsburg

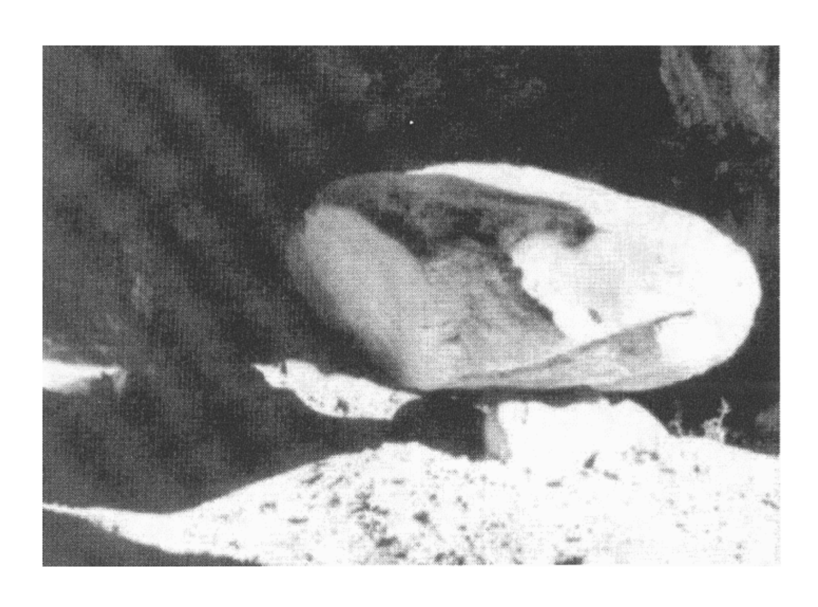


Oben: Blick in das Innere der Burg
Unten: Berg und Feste Montségur im Luftbild



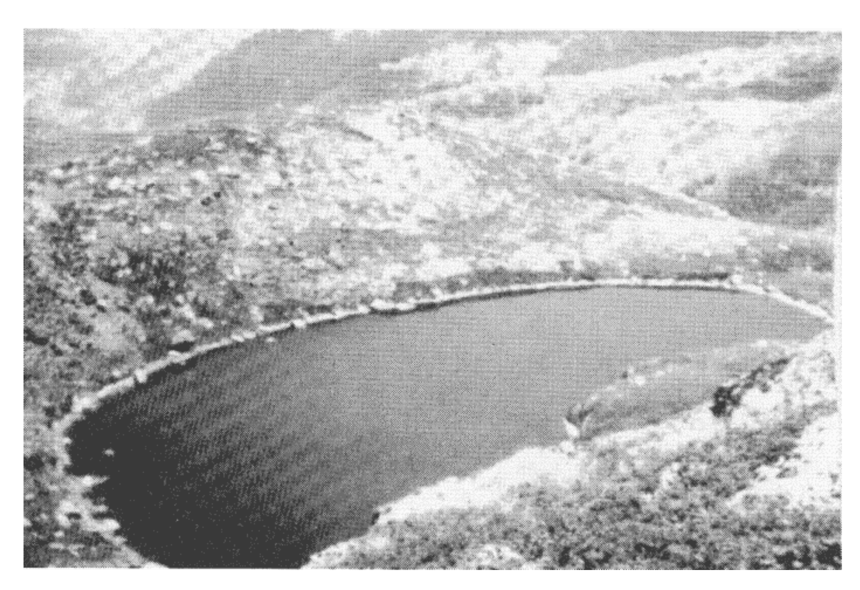
Oben und rechts oben: Spulga von Bouan (Sabarthèz)
Unten: *Knochenüberreste, die im Feuer verbrannt sind –*
Spuren eines Kampfes im Schatten...
handschriftlich Otto Rahn

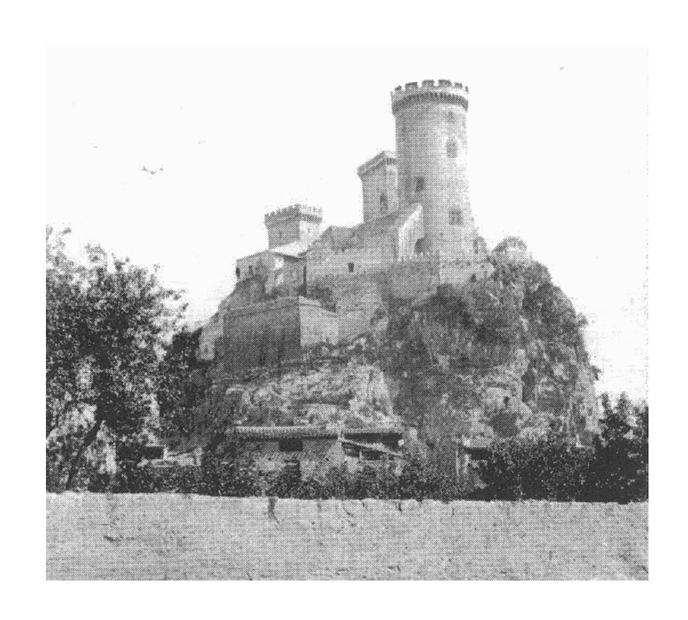




Oben: Felsaltar in der Kapelle der Grotte von Bethlehem (Ussat-les-Bains)
Unten: Otto Rahn in einer Höhle des Sabarthèz
Was der Saal des Eides sah, offenbarten mir die Zeichen auf der Wand.
handschriftlich Otto Rahn

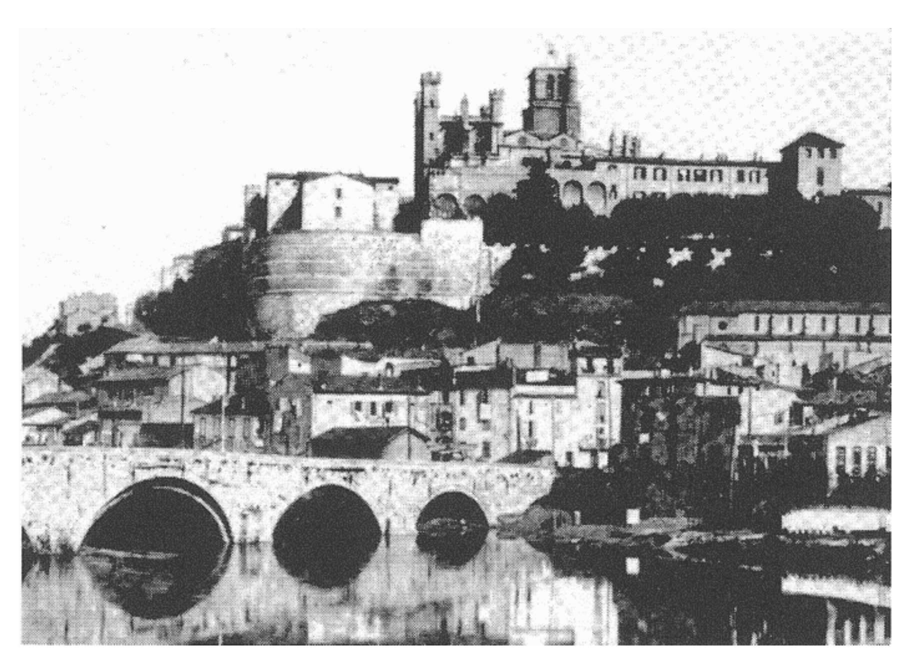
Oben, links: Felszeichnung in einer Katharerhöhle
Oben, rechts: Katharerkreuz auf dem Friedhof
Unten: Der Druidensee nahe dem Montségur



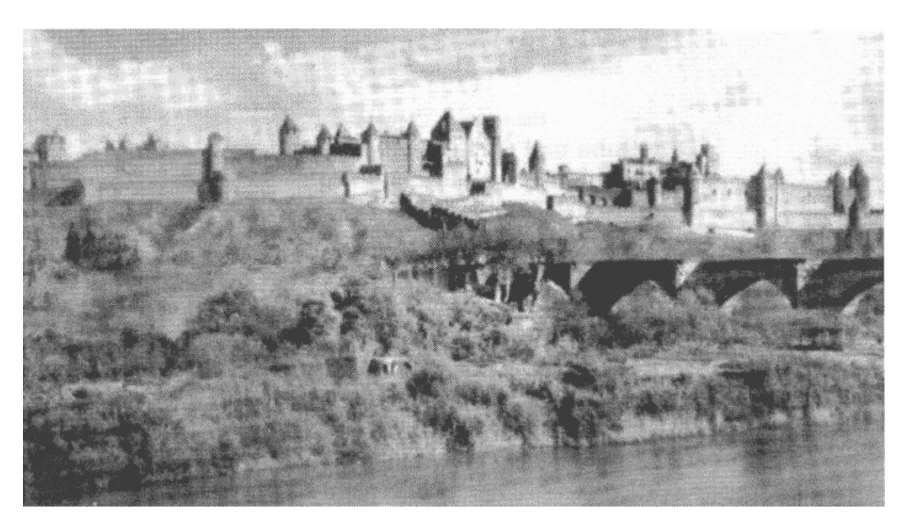


Oben:*Auf der Höhe der Burg von Foix, die das verfluchte Tal bewacht, gab Esclarmonde ihr Herz auf, das sie mit den Troglodyten von Sabartèz teilte…*
handschriftlich von Otto Rahn
Unten: Tarascon mit der Ariège und dem Mt. Soudour

Oben: Vorder- und Rückseite einer Postkarte von Otto Rahn
Unten: Beziers mit der Kathedrale



Oben: Die Kathedrale Sainte-Cécile, Albi (Tarn)
Unten: Die mittelalterliche Cité von Carcassonne



Von Scanner korrigierte Fehler der Papiervorlage (in Klammern stehen die Seitenzahlen der Papiervorlage bei den nicht seitenkonkordant gescannten Teilen):

S. XIII (XI): Generalgouverneuer – Generalgouverneur
S. XXIV (XX): Erklärungungen – Erklärungen
S. XXVII (XXII): Charkter - Charakter
S. XXXIV (XXVII): Dirketiven - Direktiven
S. 27: Casarea – Caesarea
S. 30: lezten – letzten
S. 32: sechsundachtig – sechsundachtzig
S. 83: sprichtwörtlich – sprichwörtlich
S. 87: Mispel – Mistel
S. 93: widerprach – widersprach
S. 115: entlegentstem – entlegenstem
S. 120: dadaurch – dadurch
S. 146: Qulle – Quelle
S. 147: päptlichen – päpstlichen
S. 151: viemehr – vielmehr
S. 154: Reliquen – Reliquien
S. 203: *gesungen* - gesungen
S. 248 (240): religösen – religiösen
S. 275 (260): *beherrrscht* – *beherrscht*
S. 296 (275): kenzeichnen – kennzeichnen
S. 330 (300): Phropheten – Propheten
S. 330 (300): Philospohen – Philosophen
S. 332 (301): 30..) – 30.)
S. 332 (301): endweder – entweder
S. 338(306): Felszeichung – Felszeichnung